This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

872
K725
V

Verfalltag

Im gleichen Verlage erſchienen von

Gerhard Ouckama Knoop

Hermann Osleb
Roman

Nadeſhda Bachini
Roman

Der Gelüſte Ketten
Novellen

Aus den Papieren des Freiherrn
von Skarpl

UNIV. OF
CALIFORNIA

Verfalltag

Roman

von

Gerhard Ouckama Knoop

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1911

UNIV. OF
CALIFORNIA

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1911 by Egon Fleischel & Co., Berlin

UNIV. OF
CALIFORNIA

Der Dichterin

Louiſe de Neve

verehrend gewidmet

II. Maccab. Kap. 15, V. 39.

YALE

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF CALIFORNIA

I.

Es war im Jahre 1846. Ein frischer Vorfrühlingstag lag über dem ungeheuren London; und so hatte Mistreß Swetton sich mit ihrem Buche näher an den Kamin gesetzt, in welchem ein munteres Feuer prasselte. Das Wohnzimmer war nur von mäßiger Höhe und Ausdehnung, aber sehr behaglich eingerichtet; die Möbel, die noch aus der Zeit Napoleons stammten, hatten wohl den steifen akademischen Stil ihrer Epoche, der jedoch mit seiner korrekten Langweiligkeit nicht zur Geltung kam unter der künstlerisch unsymmetrischen Fülle von allerhand zum Teil unbedeutenden, aber mit Geschmack zusammengebrachten Dingen, Decken, Kissen, Reiseandenken, wie denn auch an den Wänden neben zahlreichen Miniaturporträts und einigen älteren Familienbildnissen vortreffliche Stiche hingen nebst einigen wertvollen kleinen Ölgemälden in tiefen, goldenen Rahmen.

John, der alte Diener, mit seiner gepuderten Perücke, seiner verjährten blauen Livree und den krummen Knieen erschien an der Türe und meldete Herrn Richard Ulmsbrook.

Die Dame ließ bitten, erhob sich und legte das Buch zur Seite. Sie hatte eine sehr elastische Haltung und auffallend jugendliche Figur, obgleich sie das fünfundvierzigste Jahr überschritten haben mochte; ihr Kleid, wenn auch nicht gerade kostbar, ließ er-

kennen; daß sie sich um ihre Toilette sorgfältig bekümmerte und sie trotz der eben herrschenden nüchternen Mode mit einer anmutigen Eleganz zu beleben verstand.

Mistreß Swetton begrüßte den Eintretenden mit geschmackvoller Herzlichkeit wie einen guten Bekannten. Er sah weder jung aus noch alt, sondern glich der Statue eines bartlosen griechischen Gottes oder römischen Aristokraten; er hatte scharf markierte, geistvolle Züge, deren imposante, fast erschreckende Ruhe auffiel, ebenso sprach er ruhig und ausdruckslos und war in seinen Bewegungen äußerst gemessen; korrekt, aber bequem gekleidet, hielt er sich mit einer steifgraziösen, halbwegs originell anmutenden Nachlässigkeit.

Als Mistreß Swetton sich nach seiner Familie erkundigt hatte, redete er sehr spöttisch ohne jede Modulation der Stimme und ohne eine Miene zu verziehen über seine näheren und ferneren Angehörigen: wie an ihnen allen außer der Respektabilität nichts Positives sei; wie Lord Alfred seiner Violine Mißtöne entlocke und dafür von der Sippe als Amateur-Paganini gepriesen werde; wie Lady Agatha mit sentimentalen Floskeln und kärglichen Spenden sich in den Ruf der Heiligkeit zu bringen wisse; wie der Onkel Billingham beim zweiten Glase Portwein einzuschlafen pflege, sein Bruder aber schon bei der Suppe. — —

Mistreß Swetton lächelte; sie hatte Vergnügen an dem jüngeren Freunde, den sie mit mütterlicher Vertraulichkeit noch in seinem Spott zu ermutigen schien, indem sie neckisch verweisend bemerkte: „Sie sind ein großer Pessimist, Richard.“

„Welcher Mensch, der noch im Besitze seiner ungetrübten Geisteskräfte ist, sollte in England nicht Pessimist werden?“ erwiderte dieser trocken. „Man darf es zwar nicht sagen, man muß respektabel und patriotisch sein. Darum danke ich es dem Schicksal, daß es mir eine Möglichkeit gegeben hat, mich gegen eine vorurteilsfreie und kluge Freundin auszusprechen — darum treibt mich die Ungeduld immer wieder hierher, ehe Sie mich noch erwarten.“

Die Dame antwortete verbindlich mit einer gefälligen Wendung und erklärte sich bereit, wenn auch nicht würdig, die Beichte Hamlets entgegenzunehmen, wozu sie die Worte zitierte: „Die Welt ist aus den Fugen —“

„O, ich beabsichtige nicht, vor Ihnen Tiraden à la Viktor Hugo zu deklamieren. Übrigens ein vom Glück begünstigter Mensch: er hat Talent und darf doch in seinem Vaterlande bleiben. Seine englischen Kollegen haben allen Grund, ihn darum zu beneiden und zu bestaunen. Das Ehepaar Browning lebt auch auf dem Kontinent — habe ich Ihnen die Gedichte —“

„Sie haben sie mir versprochen.“

„Ich schicke sie Ihnen heute noch. Ja — ich wollte nur bemerken: Womit haben wir diese Fülle des Segens verdient? Es geht uns viel zu gut. Wir fabrizieren baumwollene Nachtmützen und verkaufen sie in alle Weltteile. Unsere Zivilisation besteht in einer absoluten Ruhe, selbst wenn die irischen Kartoffeln mißraten sind. Man kann nicht einmal seine Haut riskieren; es wird niemand mehr getötet, außer etwa ein armer Teufel, der die Ausraubung des Nächsten nach unzulässigen Methoden betreibt. Nun

ist aber nichts fader, als Leute, die sicher darauf rechnen können, eines Tages bequem in ihrem Bette zu sterben —"

Die Türe ging auf, und Mistreß Swettons Tochter trat in das Zimmer, begleitet von ihrer Freundin Ellen. Laura war ein schlankes, sehr schön gewachsenes Mädchen, mit vollem, hellbraunem Haar und klugen braunen Augen; einen eigenartigen Ausdruck verlieh ihrem Gesichte die starke Einsenkung zwischen Stirne und Nasenansatz; Ellen Ulmsbrook, die Schwester Richards, hatte hingegen wenig Auffallendes in ihrer blonden Kindlichkeit.

Die Begrüßung war, wie unter guten Bekannten, kameradschaftlich, fast ein bißchen burschikos, Laura neckte, an ihr letztes Gespräch mit ihm anknüpfend, den Freund wegen seiner säuerlichen Miene und Weltanschauung.

„Sie haben gut reden," versetzte er, und seiner Züge ironische Gespanntheit löste sich um eines Haares Breite; „wenn die Welt mit mir a u c h so zufrieden wäre, hätte ich es ebenfalls leichter, mit der Welt zufrieden zu sein."

Ellen sagte: „Er ist so furchtbar ernst. Er nimmt alles so schwer. Und er will sich nirgends mehr in der Gesellschaft zeigen."

Richards Ärger über diese Worte verriet sich in der unendlich leisen Andeutung einer Grimasse.

Aber Laura rief: „Ach die Gesellschaft! Sie ist langweilig und dumm. Wie schön ist dagegen die Welt! Wer sie recht genießen könnte! Zu Pferde über die Heide jagen, auf die Berge steigen und hinaussegeln, wenn eine frische Brise über das Wasser fährt —"

Mistreß Swetton warf der Tochter einen tadelnden Blick zu, Ulmsbrook wurde ernst und schwieg.

Einen Augenblick stockte die Unterhaltung, kam dann aber zögernd wieder in Gang. Sie flog von einem Gegenstand zum andern, doch stets um den unausgesprochenen Mittelpunkt, welchen Richard und Laura bildeten. Eine entschiedene Übereinstimmung lag in ihrer Art; sie näherten sich, stießen sich sofort wieder ab und näherten sich dann doch wieder, wobei der junge Mann trotz aller scheinbaren Indifferenz mehr der Angezogene, das junge Mädchen mehr die Zurückweichende war.

Nach einer Weile entschuldigte sich Laura; Ellen habe sie mit ihrem Ponygespann, das vor der Haustüre warte, abgeholt zu einem gemeinschaftlichen Besuche bei ihrer Freundin Lizzy Burnestone.

Als die jungen Mädchen Abschied nahmen, wollte Ulmsbrook sich auch empfehlen.

Allein Mistreß Swetton hielt ihn zurück. Sie bemühte sich liebenswürdig, die Verstimmung, welche ihrer Tochter willkürliches und eigensinniges Benehmen verursacht haben konnte, zu zerstreuen; und es dauerte nicht lange, so hatten die zwei sich in ein politisches Gespräch vertieft: sie redeten über Parlamentsreform und Irland, über die Abschaffung der Kornzölle, über Cobden und Peel. —

„Also Sie refüsieren immer noch, sich um einen Parlamentssitz zu bewerben? Haben Sie auch ernstlich überlegt, ob diese Weigerung für Sie das richtige ist?“ fragte Mistreß Swetton.

Und Ulmsbrook versetzte nach einer ganz kleinen Pause, die wie ein Seufzer war: „Ja, meiner einzigen Gönnerin und Vertrauten will ich jetzt schon —

ganz unter uns — gestehen, daß ich allerdings nach einem Parlamentssitz strebe —"

„O, das ist ein verständiger Entschluß! Ich möchte gerne dazu beigetragen haben —"

„Verstehen Sie mich recht. Meine Kandidatur wird nicht nach dem Sinne der Tanten und Basen und des Marquis von Twyke sein. Deshalb spreche ich Ihnen davon als von einem Geheimnis. — Wenn ich schon Politik treibe, dann will ich mich von den Statisten unterscheiden und mit nicht weniger als einer Napoleonsrolle vorlieb nehmen."

Und er setzte seiner erstaunten Zuhörerin auseinander, wie das reformfreundliche Gebaren einer liberalisierenden Gesellschaft nur Philisterängstlichkeit sei; wie einer, der durchgreifend wirken wolle, sich nach südländischem Muster auf einen viel radikaleren Standpunkt stellen und sich auf die große Masse stützen müsse.

Der kühle junge Aristokrat erhob die Stimme nicht und gestikulierte nicht, indem er ausmalte, wie er selbst, von Lastträgern und Fabrikarbeitern auf den Schild gehoben, unwiderstehlich stark durch die pöbelhafte Gefolgschaft, welche er doch so herzlich verachtete, von der vornehmen Gesellschaft mit Schrecken und unterwürfiger Bewunderung anerkannt werden würde, als der Eroberer — und wie diese Anerkennung selbst ihm im voraus ungemein komisch und nur darum nicht ganz wertlos sei . . .

Mistreß Swetton schüttelte bedenklich den Kopf, sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte.

Und noch als Ulmsbrook fortgegangen war, zogen ihr die Gedanken wirr durch den Sinn; sie dachte an seine Zukunft und auch an ihre eigene . . .

Mistreß Swettons verstorbener Gatte stammte aus einer verarmten Offiziersfamilie, ebenso wie ihr Vater, der bei Waterloo gefallen war. Sie besaß nur eine unbedeutende Rente und einen ganz kleinen Anteil an einigen Mietshäusern in London, die während der letzten ungünstigen Jahre im Werte gesunken waren. Nun hatte sie den Ehrgeiz, ihre Stellung in der vornehmeren Gesellschaft um jeden Preis zu behaupten; und wenn sie zu klug war, um durch vergeblichen Luxus glänzen zu wollen, sondern sich lieber durch Bildung, Verbindungen und gute Manieren empfahl, so merkte sie doch, daß der unerläßliche Aufwand für Toilette und Haushalt an ihre Mittel übergroße Anforderungen stellte. Das Häuschen, in guter Gegend, obwohl an einer kleinen Straße gelegen, wurde ihr zu einer bedeutenden Last; aber sie scheute sich, es aufzugeben, gerade weil sie es so lange und bereits mit dem Verstorbenen inne gehabt hatte. —

Ihr Nachdenken wurde unterbrochen durch die Rückkehr Lauras.

„Ellen ist langweilig," sagte diese noch im Hereintreten. „Die ganze Zeit schwärmt sie mir von ihrem Bruder vor. Ich merke die Absicht wohl. Es ist lästig, wenn sie es auch noch so gut mit mir meint und mich noch so sehr ihrer Verehrung würdigt."

Unangenehm berührt und fast ängstlich versetzte die Mutter: „Sonst hattest du doch anscheinend keinen Widerwillen gegen ihn."

„Widerwillen, nein, — er ist mir sogar gewissermaßen sympathisch — er ist wenigstens nicht dumm und hat viel Selbständigkeit —"

„Nun, also —"

„Aber ich muß mich immer über ihn ärgern. Seine

Bitterkeit macht ihn alt und abstoßend. Wir vegetieren alle in unserem respektablen Kreise regungslos wie Pagoden in ihrem Tempel; aber ein Mann sollte doch etwas Feuer haben — wer so reich und so unabhängig ist, — warum genießt er nicht sein Leben — toll und leichtsinnig — warum opfert er sich nicht für eine große Marotte auf? Ah, wenn ich ein Mann wäre!"

Die Mutter schwieg traurig.

Laura ging, noch ganz erregt, hinauf in ihr Zimmer, sich umzukleiden. —

Nach kurzer Zeit kam sie wieder, und dann begaben sich die beiden schweigend in das Nebenzimmer zu Tisch.

Sie blieben allein; der alte John mit seinen krummen Knieen und seiner gepuderten Perücke bediente sie. Das Essen war einfach, denn Mistreß Swetton sparte, wo es ohne Verletzung des äußeren Scheins möglich war. Während der Mahlzeit wurden kaum ein paar Worte gewechselt.

Erst als der Diener die Teller abgeräumt und sich entfernt hatte, sprach Mistreß Swetton — ganz plötzlich, aus einem peinlichen Schweigen heraus.

„Höre, Laura, ich darf dir die Wahrheit nicht länger verhehlen: Es steht mit unseren Geldverhältnissen schlecht. Ich habe die Schulden nicht, wie ich hoffte, zurückzahlen können, sondern sie haben sich im Gegenteil noch vermehrt. In kurzem werde ich gezwungen sein, das Haus zu verkaufen und mich in die Provinz oder auf den Kontinent zurückzuziehen."

Laura war ein wenig blaß geworden; sie erwiderte gezwungen: „Ich verstehe; Ulmsbrook —"

„O, ich will dich durchaus nicht überreden; nur — nachdem die Sache soweit gediehen ist —“

„Soweit gediehen?“

„Wie er denkt, brauche ich dir wohl nicht zu sagen. Seine große Liebe ist vielleicht noch mehr als sein Stolz Ursache, daß er sich keinem Refüs aussetzen mag. Du warst immer so herzlich mit ihm, und in der letzten Zeit bist du kühler geworden, es ist Lady Readmore und anderen schon aufgefallen. Du bringst dich in den Ruf einer launischen Kokette, ganz abgesehen von der Verantwortung dem Manne gegenüber.“

Die Mutter erhob sich und schritt in das Wohnzimmer; Laura folgte ihr, sie nahm drüben ein Buch, legte es aber bald wieder weg, kramte zerstreut in den Visiten- und Einladungskarten, die sich auf einem silbernen Schälchen häuften.

Mit leichtem Ärger murmelte sie: „Ich hatte es ganz vergessen: Morgen ist die Gesellschaft bei Mister Walker. Hätte man doch nur einen Vorwand, nicht hinzugehen!“

„Gerade da darf man nicht absagen,“ entgegnete die Mutter bestimmt. „Selbst wenn du Migräne hättest, müßtest du dich überwinden. Diese Leute bemerken dein Fehlen und sehen darin eine Demonstration.“

„Wenn sie empfindlich sind, so ist das ihre Sache. Ich will von ihnen nichts. Es ist bei ihnen immer so furchtbar langweilig; sie haben stets eine Masse Menschen von allen möglichen Sorten.“

Die Mutter widersprach; es herrsche in diesem Hause ein vortrefflicher Ton, auch begegne man dort Vertretern der besten Familien.

„Du mußt dein hellgrünes Kleid anziehen," fügte sie hinzu.

Laura äußerte, ein wenig brummig, es sei schade darum; dann trat sie, wie sinnend, vor eine Gruppe Miniaturporträts, die Hände auf dem Rücken; endlich ergriff sie wieder das Buch, lehnte sich in einen Sessel und las zerstreut . . .

Am nächsten Abend hatte sie das hellgrüne Kleid, welches ihr sehr gut stand, angelegt und war fertig zum Ausgehen.

Aber sie ging ungern. Im Grunde wäre es ihr nicht lieb gewesen, Ulmsbrook zu treffen; jedoch da sie nun erfahren hatte, daß er nicht eingeladen sei, meinte sie, man hätte um ihretwillen ihn auffordern müssen.

In der Gesellschaft bewegte sie sich dann auch steif und wortkarg; von denjenigen der Gäste, die sie kannte, wollte sie keine Notiz nehmen, und über die anderen urteilte sie bei sich kurz ab. So erschien sie gelangweilt und hochmütig.

Als sie sich nun eben von dem allgemeinen Kreise absondern wollte, näherte sich ihr Eliza Walker, die Tochter des Hauses, mit welcher sie halbwegs befreundet war, und bat: „Liebe Laura, Sie sprechen so gut französisch. Drüben sitzt ein Herr, ein Italiener, Del-Terra mit Namen; könnten Sie ihn nicht ein wenig unterhalten?"

Sie zog die halb Widerstrebende am Arme fort, um ihr den Verlassenen vorzustellen.

Laura war mißvergnügt über die Zumutung. Irgend ein Fremder aus Südeuropa, nicht einmal des Englischen mächtig — was ging der sie an! Gewiß kein Gentleman; und sie malte sich verdrossen schnell

ein Bild von ihm aus, ähnlich dem eines Mauſefallenhändlers.

In der Tat war der Mann, der ihr nun vorgeſtellt wurde, beinahe ärmlich gekleidet in einen abgetragenen, ſchlecht ſitzenden Frack. Aber dieſe Armut hatte etwas Rührend-Groteskes, wenn man auf das feine, ſchöne Geſicht blickte, über das eine anziehende Trauer ausgebreitet lag, wenn man die ſchlanken Hände gewahrte und die natürliche Vornehmheit in Haltung und Manieren.

Freundlicher und höflicher als ſie es beabſichtigt hatte, ſtellte Laura die konventionelle Frage nach ſeinem Urteil über London und war erſtaunt, als er in einem beinahe feierlichen Tone der Dankbarkeit antwortete.

Da ſie beide das Franzöſiſche gut beherrſchten, ſo wurde ihre Unterhaltung lebhafter und fing an, das junge Mädchen zu intereſſieren, die nun den Wunſch, Italien einmal zu ſehen, ausſprach.

Schweigend und gewiſſermaßen ehrerbietig hörte der Fremde ihr zu, als wäre dieſe Art von Teilnahme ihm eine ſeltene, hohe Tröſtung.

Laura vergaß die Muſik, das Gewoge der bunten Geſellſchaft, ſie plauderte, ohne ihre Worte zu ſuchen und ohne eigentlich zu wiſſen, was ſie ſprach.

Der Fremde aber legte, mehr im Tone als in ſeinen Äußerungen, die anfangs beibehaltene Reſerve ab, bis er, als ob ſeine Bewegung zu mächtig ſei, nach einem recht gleichgültigen Geſprächsſtoff ſuchte; das Zuſammenklingen von reſignierter Selbſtbeherrſchung, Trauer und unterdrückter Leidenſchaftlichkeit gab ihm etwas wundervoll Rätſelhaftes.

Und Laura dachte gar nicht mehr an das rau-

ſchende Feſt um ſich, ſie ſtand unter dem Bann dieſer Perſönlichkeit, erſt angenehm, dann mit einer ſo läſtigen Gewalt angezogen, daß ſie ſich am Ende entſchloſſen losriß. —

Und ſo kam ſie nach Hauſe wie aus einem Konzert, wo ſie eine ſehr ſchöne, aber ſehr ſchwere Muſik gehört hätte, von der ihr nicht ein Ton im Gedächtnis zurückblieb, und doch im Herzen eine tiefe, traumhaft gewiſſe, glückſelige Stimmung.

Die Mutter hingegen war von der Geſellſchaft enttäuſcht, ſie enthielt ſich einiger kritiſchen und ſpöttiſchen Bemerkungen nicht; von Herrn Walker fand ſie es taktlos, daß er nicht einmal Ulmsbrook, dafür aber einen italieniſchen Abenteurer eingeladen habe.

Schon hatte Laura ein raſches Wort auf den Lippen; aber ſie bezwang ſich, ſchwieg und gab ſich ihren Erinnerungen hin . . .

Wie bereits früher, war jetzt in erhöhtem Maße Ellen in der kleinen Wohnung ein häufiger Gaſt. Mehr beinahe noch als mit ihrer Altersgenoſſin ging ſie mit der Mutter um, ſo daß ſie oft ſtundenlang zu deren Füßen in dem kleinen Salon auf einer Fußbank ſaß, wenn Laura nicht zugegen war.

Richard machte häufige Viſiten; man ſah ſich auch wohl bei ſeinen Verwandten und ſonſt in der Geſellſchaft. Sorgfältig vermied Laura jedes Wort, welches ihn unangenehm berühren konnte, ja, ſie war faſt allzuhöflich und -freundlich, aber er genoß es dankbar, ſoweit ſeine kühle Haltung überhaupt irgendwelche Empfindungen verriet.

Seine Verwandten waren von der ſtets gefälligen, in ihren Manieren untadelhaft korrekten und doch niemals gezwungenen Miſtreß Swetton ſehr

eingenommen, ebenso von Laura; sie hätten deshalb eine Verbindung nicht ungern gesehen, zumal da Ulmsbrook in dem glücklichen Falle war, nicht auf eine reiche Braut rechnen zu müssen.

Da Ostern spät war und schon in milde Frühlingstage fallen mußte, hatte die Familie Ulmsbrook sich vorgesetzt, auf ihrer unfern von London gelegenen Besitzung um diese Zeit ein Gartenfest zu geben, gleichsam zur Einweihung der schöneren Jahreszeit. Und es wurde wie auf eine stumme Vereinbarung angenommen, daß diese Frühlingsfeier zu einem Brautfest werden sollte . . .

Mistreß Swetton war von freudiger Erwartung bewegt. Sie verhandelte alle Tage mit den Schneiderinnen, um schöne und nicht übermäßig teure Toiletten zu finden, sie nahm in der Aussicht auf künftige zahlreiche Visiten mancherlei Veränderungen des Hauswesens vor. Mit ihrer Tochter sprach sie nicht ausdrücklich über das im stillen sich vorbereitende Ereignis; aber diese gab durch ihr Schweigen ihre Zustimmung zu allem, was da werden sollte, kund. —

Wie Laura überhaupt auf jüngere Altersgenossen leicht Einfluß gewann, so faßte Eliza Walker zu ihr eine verehrende Zuneigung, besuchte sie gerne und lud sie häufig ein.

Jene, sonst sehr kalt gegen die Familie Walker, zeigte sich nun willig: sie verkehrte viel in dem Hause des reichen Fabrikanten, das Tag für Tag eine große Anzahl Gäste sah; ja, sie lebte sich so ein, daß sie sich wie ein Familienglied zwischen den Hausgenossen bewegte.

Seit kurzem war Del-Terra der Einladung Walkers gefolgt und blieb ganz unter dessen Dach; er suchte

sich im Englischen zu vervollkommnen, um irgend eine Stellung annehmen zu können, leistete daneben dem gastfreien Fabrikanten einige Dienste als Privatsekretär für die ausländische Korrespondenz, unterrichtete auch die Söhne im Französischen und Italienischen. Er war sehr musikalisch und ließ sich auf dringende Bitten wohl einmal dazu herbei, daß er italienische Lieder sang, welche Laura ihm begleitete.

Die beiden begegneten einander oft in der wechselnden Gesellschaft, und es fiel nicht auf, wenn sie zu ungestörtem Gespräch eine entlegene Ecke suchten.

Laura hatte manches von den italienischen Dingen gehört, Trübes und Geheimnisvolles — als Kontrast zu der sinnigen Schönheit des Landes die Leiden der Fremdherrschaft und die Bedrückung durch heimische Tyrannen, dann die Carbonari, deren rätselhafte Organisation und zauberhafte Macht über alle phantastischen Romane hinausgingen — soviel man überall davon redete, war es Lauras Gedächtnis teils entschwunden, teils nur verworren eingeprägt, und jetzt erst, wo sie diesen stillen, vornehmen, traurigen Mann sah, fühlte sie aus den flüchtig aufgenommenen Einzelheiten sich allmählich ein Bild formen.

Er wich ihren Fragen im Anfang aus, mißtrauisch geworden zwischen den kühlen, skeptischen Engländern; aber dann löste sich unter Lauras ruhigen Blicken der Bann, und er folgte seinem eigenen Bedürfnis nach Mitteilung. Zuerst noch zaudernd, wurde seine Rede bald bewegter, lebhafter; sein bescheiden verhaltenes Wesen steigerte sich zu südländischem Feuer; er vergaß die Umgebung, empfand unbewußt sich ermutigt durch die gespannte Aufmerksamkeit seiner Zuhörerin, die mit ihren klugen Augen ernst auf

ihn schaute, ohne sich zu rühren, durch kein Mienenspiel, kaum durch eine Zwischenfrage ihre wogende innere Teilnahme verratend.

Er erzählte von der Knechtschaft seines Volkes, von greulichen Missetaten; von dem Sehnen aller Besseren nach einer Wiedergeburt des Vaterlandes in Freiheit und Einigkeit; von den stets fehlgeschlagenen, blutig bestraften und doch immer wiederholten Versuchen opferwilliger Patrioten, eine Umwälzung herbeizuführen.

Und in diesem Zusammenhange kam er, den heimlich drängenden stummen Bitten Lauras nachgebend, auf sein eigenes Schicksal.

Auf dem alten Familiensitze, einem Landgut bei Bologna, geboren, wuchs er in einfacher Umgebung, unter strengen Sitten, heran. Der Vater bekümmerte sich nicht um Politik und Öffentlichkeit; er lebte dem Gute, das, lange verwahrlost, unter seiner sorgsamen Pflege prächtig gedieh. Das entschädigte den unabhängig gesinnten Mann einigermaßen für seinen gekränkten Stolz, wenn er von den Schikanen einer fremden Verwaltung zu leiden hatte, von Einquartierung, Steuerdruck und Gesinnungsschnüffelei.

Die zwei ältesten Söhne gingen, um zu studieren, nach Mailand. Sie schlossen sich hier zusammen mit anderen Jünglingen; ohne irgend welche politische Zwecke zu verfolgen, lasen sie gemeinschaftlich, schrieben Aufsätze, die sie einander mitteilten, pflegten überhaupt in ihrem Kreise italienische Sprache und Literatur, italienischen Sinn. So harmlos diese Zusammenkünfte waren, mußten sie vor den Augen der mißtrauischen Polizei verborgen bleiben; schließlich wurden sie dann doch entdeckt, die Teilnehmer ver-

haftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Einige, die man als Rädelsführer betrachtete, wurden zu endloser Kerkerhaft in entfernten österreichischen Festungen abgeführt, die anderen entließ man mit einem strengen Verweise: sie mochte der Schrecken geheilt haben.

Zu den Freigelassenen gehörten auch die Brüder Del-Terra. Sie zogen weit fort, nach dem äußersten Süden der Halbinsel. Statt des unschuldigen Idealismus erfüllte ihr Herz nun Haß und Erbitterung; sie schämten sich der schmählich geschenkten Freiheit, und das Leben hatte für sie nur noch e i n e n Sinn: Rache zu nehmen für die unglücklichen Kameraden und für all das am Vaterland begangene Unrecht.

Sie hausten in den Bergen, auf einsamen Gehöften, und schlichen sich von dort aus verkleidet in die Stadt. Eine Reihe von Unzufriedenen scharte sich um sie, die Geld und Gut oder ihre teuersten Verwandten verloren hatten. Ein Aufstand wurde geplant, welchem das Land zujubeln sollte.

Auch bemächtigten sich die Verschworenen einer kleinen Stadt, unter großer Begeisterung der Bürger; aber als das Militär heranrückte, herrschte ein unheimliches Schweigen ringsum.

Die Enttäuschten zogen sich vor der Übermacht zurück, um sich in den Bergen zu verlieren. Jedoch es kam zum Kampf, die ganze Schar fast wurde aufgerieben.

Sandro hatte sich verwundet in ein Gebüsch geschleppt. Als er aus seiner Ohnmacht erwachte, war er ganz allein, von Durst und Schmerzen gequält. Er kroch mit Mühe weiter, bis er an ein Bauernhaus kam. Sein Erscheinen erregte Entsetzen; dennoch wurde er aufgenommen.

Langsam heilte die Wunde. Aber sobald er sich einigermaßen bewegen konnte, sah er ein, er mußte weiter wegen der Gefahr, die er seinen Beschützern brachte.

Unter großen Schmerzen und Entbehrungen, jeden Augenblick der Entdeckung ausgesetzt, gelangte er bis an die Küste. Ohne Mittel und ohne Freunde, war er gezwungen, ein Boot loszumachen, sich allein in den Sturm und in die Nähe der Kriegsschiffe zu wagen.

Tagelang ohne Schlaf und ohne Nahrung, in fortwährend angespannter Aufmerksamkeit, erreichte er endlich, halb verhungert und völlig entkräftet, Malta.

Kaum war er am Lande, so brach er bewußtlos zusammen.

Der Gouverneur nahm sich seiner an und ließ ihn in einem Hospital versorgen.

Und dann kamen die schrecklichen Nachrichten: der Bruder war gefangen und hingerichtet worden, die Familiengüter waren konfisziert und den Vater hatte ein erlösender Schlaganfall hinweggerafft, mitten in einer furchtbaren Szene vor dem höchsten Beamten.

Sandro vernahm das alles mit stumpfer Ergebenheit. Er erholte sich langsam; es wurde für ihn gesammelt, eine kleine Summe in der Tasche, reiste er nach Mailand.

Und nun lebte er hier, arm wie ein ausgestoßenes Kind, auf sich selbst angewiesen, im Kampfe um die Existenz, der so aussichtslos fast schien wie es der Kampf gegen die Tyrannei gewesen war. Sein einziger Gedanke, seine beschworene Pflicht aber blieb dabei, sobald sich eine Gelegenheit bieten sollte, mit

den anderen Exilierten zu neuem Streit in das Vaterland zurückzukehren . . .

Laura begeisterte sich, wie Desdemona einst, an den Leiden ihres Helden. Sie dankte nur kurz und zurückhaltend, aber dabei streckte sie unwillkürlich dem Erzählenden ihre Hand entgegen. —

Des Mannes bemächtigte sich nun eine leidenschaftliche Verehrung für die Teilnehmende. Alles Hohe und Große sah er in ihr vereinigt, allen menschlichen Wert und alle weibliche Anmut. Er begann sie mit verschwiegener Inbrunst anzubeten wie eine Madonna; doch eben dieses Zurückdrängen der Empfindung ins Innerste gab ihr die ungeheure Macht eines ekstatischen Rausches . . .

Zu Hause zeigte Laura sich ernst, still, zerstreut. Oft blieb sie auf ihrem Zimmer, wo sie Briefe schrieb, die sie selbst zur Post brachte; sie ging auch, was früher nicht ihre Gewohnheit gewesen war, und von der Mutter unpassend gefunden wurde, allein spazieren.

Dazu kam der sonderbare, durch nichts motivierte Verkehr mit Eliza Walker, von der sie dennoch so wenig sprach. — —

Alles dieses hatte die Mutter nicht ohne Bedenken gewahrt und wollte schon nachforschen, aber darauf besann sie sich wieder und schwieg. Sie meinte, jene nervöse Unruhe gehe aus einer Scheu vor der erwarteten Entscheidung und der öffentlichen Aufmerksamkeit hervor, ferner aus dem Bedauern, gewohnte Lebensumstände aufgeben zu müssen.

Wochen vergingen, während das Wetter sommerlich milde war; das bedeutungsvolle Fest stand nahe bevor. Mistreß Swetton hatte sich um ein Kleid für ihre Tochter viele Mühe gegeben, es war auch

ſehr ſchön geraten, blaßblau, mit alten Spitzen beſetzt.

Nun aber weigerte ſich Laura, es anzuprobieren. Alles gekränkte Erſtaunen und alles Ermahnen fruchtete nichts, die Eigenſinnige blieb bei einer kurzen, ja unhöflichen Abweiſung auch der dringendſten Bitten.

Es wurde Miſtreß Swetton ſorgenvoll und unheimlich zumute, allein ſie zwang ſich zu einer äußerlichen Ruhe: „Du biſt alt genug, um zu wiſſen, was du tuſt,“ ſagte ſie und ging fort.

Sie hatte gehofft, Laura werde ihr folgen; doch dieſe blieb trotzig auf ihrem Zimmer.

Was mochte mit ihr vorgegangen ſein? Die beunruhigte Frau beſann ſich angeſtrengt, ſie riet auf überſpannte Lektüre, auf falſche religiöſe Einflüſſe; und doch konnte ſie von alledem, ſo ſehr ſie auch ihr Gedächtnis zermarterte, keine Anzeichen finden. Sie warf ſich vor, nicht früher offen gefragt zu haben, wollte nun ſogleich reden und fürchtete dann doch wieder die ſtolze Empfindlichkeit.

Es blieb nur noch ein Tag bis zu dem Feſte. Lauras Betragen zeigte keine Veränderung. So verfloß denn Stunde um Stunde in herzbeklemmender, ungewiſſer Spannung. —

Am Nachmittag, als die Mutter allein zu Hauſe war, kam Ellen. Sie war blaß, aufgeregt, konnte nur mit Mühe ſprechen; und dadurch ſteigerte ſich die halb unbewußte Angſt jener, die haſtig fragte: „Was iſt dir, Ellen?“

„Ich habe ſolche Furcht, daß Laura uns bittere Enttäuſchung bereitet!“

„Laura?“

Das junge Mädchen ſtockte und berichtete mit

einer zagenden Entschlossenheit, Laura sei auf einem Spaziergange an der Seite eines Herrn gesehen worden, und noch dazu abends.

Mistreß Swetton fühlte ihr eigenes Erbleichen, jedoch sie nahm sich zusammen und sprach in einem gekünstelt-zuversichtlichen Ton: „Es muß ein Irrtum sein. Sie ist in der Dämmerung mit einer anderen verwechselt worden."

„Nein, es war bestimmt Laura," versetzte Ellen, und ihre Bläße ging in ein Erröten über.

Nun war die Mutter nahe daran, ihre Besonnenheit zu verlieren; sie äußerte hastige, wortreiche Entschuldigungen, wiederholte, sie könne sich solche angebliche Unvorsichtigkeiten ihrer Tochter gar nicht erklären, da sie keine besonders vertrauten Bekannten habe; dann klammerte sie sich an die Möglichkeit, der unbekannte Fremde könne Vetter Bayton gewesen sein, der doch schon in einem würdigen Alter stehe.

Ellen ließ sich in all ihrer Erregung doch nicht verwirren, sie versetzte mit einer stillen Hartnäckigkeit: „Nein, es war nicht Mister Bayton. Es war ein junger Mann. Und sie soll ihm auch geschrieben haben."

Da zog es der Mutter wie eine unbestimmte, aber unabwendbare Ahnung durch das Herz, so daß sie schwer atmete.

„Weiß es Richard?"

„Ich glaube, noch nicht; aber in der Familie und in dem Bekanntenkreise weiß man es."

„Liebe Ellen," sagte Mistreß Swetton, und das Reden fiel ihr so schwer, als wäre ihre Zunge von Filz, „liebe Ellen, es wird sich alles aufklären. Sobald Laura nach Hause kommt, spreche ich ernstlich mit

ihr. Ich werde der Sache auf den Grund gehen, bis kein Zweifel übrig bleibt."

„Gebe Gott, daß sich das Rätsel befriedigend auflöst."

„Nur bitte ich dich, schweige noch davon. Wenn ich sicher Bescheid weiß, rede ich mit dir."

Das junge Mädchen versprach es.

Und nun strengte die Mutter sich an, unbefangen zu erscheinen; in dem Bestreben, ihren jugendlichen Gast abzulenken, unterhielt sie sich lebhaft, witzig, sprudelnd, es war eine nervöse Beredsamkeit über sie gekommen.

Und die in ihrem Gefühl verwirrte, trostbedürftige, anhängliche Ellen gab sich ihr hin als ein gutes, gläubiges, verehrungsvolles Kind; sie schied am Ende, über ihre vorzeitige Aufregung lächelnd.

Als Mistreß Swetton den Türklopfer vernahm und Laura ins Haus gehen hörte, schlug ihr das Herz zum Zerspringen. Sie trank eilig ein Glas Wasser, ging dann aber der Tochter nicht entgegen, sondern erwartete sie im Wohnzimmer.

„Laura, du weißt doch, daß auf morgen die Einladung bei den Ulmsbrook ist?" sagte sie mit leiser, gepreßter, unnatürlicher Stimme.

„Ich weiß. Aber ich werde nicht hingehen —"

„Laura!"

Das klang wie ein Schrei; und dann folgte ein Ringen nach Luft, wie ein Ersticken an unausgesprochenen Worten.

Laura, blaß und sehr betroffen, murmelte mechanisch: „Mama, ich bitte dich um Verzeihung, — ich hätte früher davon sprechen sollen, aber ich hoffte immer noch — jetzt erst weiß ich —"

„Mein Kind, mein Kind, warum haſt du mir das getan?“

Die Spannung löſte ſich vor den aufſteigenden Tränen.

„Ich will ja nicht von mir ſprechen — aber deine ganze Zukunft — es war mein einziger Gedanke und ich habe mich ſo darum bemüht —“

Und die erregte Frau ſank auf ein Sofa, in lautem Weinen.

Laura ſtand an der Türe, hoch aufgerichtet, ſtarr und weiß wie eine Bildſäule, alles Leben ſchien von ihr gewichen. Nur die Lippen bewegten ſich; ganz leiſe, kaum vernehmbar, brachten ſie die Worte hervor: „Ich kann nicht, ich kann nicht.“

II.

Harte Kämpfe mußten die Liebenden durchmachen. Die Mutter ſagte ſich von Laura wie von einer Verworfenen los, veräußerte in überſtürzter Eile mit ſchweren Einbußen ihr Weniges an Hab und Gut und zog mit dem ärmlichen Reſt auf den Kontinent.

Die Geſellſchaft ſpottete oder war entrüſtet und verhielt ſich ſo kalt-grauſam, daß alle Beziehungen zu ihr mit einem Schlage abgebrochen waren.

Als die beiden endlich heiraten konnten, da war es keine frohe Hochzeit; ſie fand vor einem Dorfpfarrer ſtatt, ohne Gäſte, ohne Glückwünſche, ohne teilnehmende Briefe. —

Del-Terra hatte ſich längſt nach einer Beſchäftigung umgeſehen, aber vergebens; doch dann wurde er

eines Tages durch einen ganz zufälligen, ganz unerwarteten Geldgewinn überrascht. Es war seinen Freunden kürzlich gelungen, ein der Familie gehörendes Gütchen, das in Piemont lag, für ihn zu verkaufen; unterdessen erhob Laura die Einlage auf ihr Sparkassenbuch, das Geschenk einer verstorbenen Tante und Patin, das bis zu ihrer Verheiratung durch Zins und Zinseszins beständig anwachsen sollte.

Diese vereinigten Mittel reichten doch nur zur Anschaffung der notwendigsten Gegenstände hin, und das junge Paar sah sich gezwungen, seine Wohnung an den äußersten Grenzen der ungeheuren Stadt zu nehmen.

Hier waren die Häuser durch große Zwischenräume getrennt, an den beiden Seiten einer alten Landstraße mit holprigem Pflaster und vereinzelten morschen Bäumen; schmutzige Felder erstreckten sich nach rechts und links. Bei Tage liefen ärmliche Kinder barfuß über den Weg, und Schweine wälzten sich in den Pfützen; abends fürchtete man das Gesindel, das im Schutze der von wenigen rotschwelenden Laternen kaum unterbrochenen Dunkelheit umherschweifte.

Dieses Leben glich wohl für Laura einer Verbannung, doch sie ertrug es heiter-glücklich; alle ihre früheren Tage sah sie in eine unendliche, verblassende Ferne gerückt. —

Und traumhaft war ihr auch die Gegenwart, aber traumhaft wie ein goldener Schimmer, der sich um der Dinge harte Körperlichkeit legt. Sie hatte für ihre Liebe den höchsten Preis bezahlt und fand, was sie geopfert, gering neben dem, was sie gewonnen.

Die Stolze, die Verwöhnte, kochte und unterzog sich den gröbsten Hausarbeiten; ihr, die gar nicht zum Dienen geschaffen schien, war es die höchste Freude, dem Manne dienstbar zu sein. Sie war hingebend-zutunlich, aufmerksam, leichtsinnig und zart; aber sie fühlte auch, daß Sandro sie anbetend verehrte, und sie hütete seine Liebe mit einer herrischen Eifersucht.

Der erste, geheimnisvolle Reiz seiner Persönlichkeit war ihr das leidvolle Abenteurerschicksal gewesen; aber sobald er ihr nahe genug stand, hatte sie eine heftige Abneigung gegen all das romantische Verschwörerwesen gefaßt; der Mann, der ihr angehörte und dem sie zu eigen war, sollte keine Geheimnisse kennen, als die sie zwei angingen, und nach außen nicht mit Heimlichkeit, Lüge und Hinterlist zu tun haben, sondern offen vor der Welt leuchten wie die Sonne.

Und er hatte ihr das Opfer gebracht, er hatte ihr versprochen, sich abzuwenden von allen politischen Unternehmungen, in denen er nicht mit offenem Visier auftreten konnte.

Indem er aber nur für sie lebte, erschien er ihr in jeder Minute neu, groß, bedeutend; sein Wesen war flammend wie eine Gewitternacht und dann wieder sanft wie der West in einem Tempelhain . . .

So wurde ihr denn die von der Welt abgeschiedene Einsamkeit zu zweien reicher und unerschöpflicher als eine Welt. —

Ungern verließen sie das Haus und nur, um draußen spazieren zu gehen, Arm in Arm, über ihr Miteinandersein die Leute der Nachbarschaft vergessend, welche neugierig und tuschelnd auf sie schauten. Woher sie kamen, wußte keiner, noch was sie taten, und ihre Namen verstand man nicht; so bil-

dete sich die Legende, sie seien Ausgestoßene eines vornehmen Hauses, in eine Blutschuld verwickelt. Von einigen Männern wurden sie für Geschwister gehalten; die Frauen und die Klügeren aber merkten, daß sie nicht wie Bruder und Schwester zu einander waren, obgleich eine gewisse Ähnlichkeit in ihrem Äußeren waltete: beide schlank und groß, beide mit braunem Haar und braunen Augen, Laura vielleicht für eine Engländerin zu dunkel, der Mann für einen Südländer auffallend hell, wie der Sproß eines altgermanischen Geschlechtes erscheinend mit seinen feinen Gesichtszügen, den schmalen Schläfen und dem langen Kopfe . . .

Doch schon bereiteten sich im Laufe glückseliger, weltvergessener Tage Veränderungen vor.

Laura wurde gewahr, daß sie die Mutterschaft zu erwarten habe; diese Entdeckung erfüllte sie mit Freude und Stolz, und Sandro war überschwenglich dankbar gerührt.

Allein bald äußerte sich eine Gegenwirkung.

Die junge Frau hatte früh allerhand Beschwerden von ihrem Zustand.

Und dann ergriff sie zu ihrem eigenen Schrecken eine sonderbare, peinliche Ernüchterung. Sie machte sich über die Zukunft, über das zu erwartende Kind Sorgen, die sich bis zu einer grübelnden Schwermut steigerten; und als sie bei dem Manne einen Halt suchen wollte, fand sie, daß auch er wie aus einem Traume plötzlich aufgerüttelt, verwirrt und ratlos war.

Unterdessen ging ihr Geld auf die Neige; sie hatten sich nie um das Geld bekümmert, nun aber gewahrten sie sein Versiegen mit Schrecken.

Es mußten Einnahmen beſchafft werden. Laura wollte Stunden geben oder Stickereiarbeiten machen, jedoch ihr Gatte lehnte das ab.

„Wenn ich nur irgend eine Stellung habe, dann helfen wir uns ſchon,“ meinte er. „Ich kenne mehrere Sprachen, außerdem habe ich ſoviel gekämpft, und ſo oft mein Leben aufs Spiel geſetzt, daß ich mich wohl auch mit den Philiſtern in ihren Kontoren werde meſſen können.“

Aber wohin ſich wenden?

Mit einem gewaltſamen Entſchluſſe, der ihm ſchwer genug fiel, ging Sandro zu Herrn Walker.

Dieſer zeigte ſich verlegen-höflich und verſicherte, er könne, ſo leid es ihm ſei, Sandro nicht in ſeinen Unternehmungen placieren; in Wahrheit hatte er für den Italiener kein Intereſſe mehr, ja er fühlte gewiſſermaßen durch deſſen tadelnswerte Heirat ſich ſelbſt bloßgeſtellt.

Wenigſtens gab er ihm doch ein paar vage Empfehlungen mit.

Der ſtolze Mann mußte nun von einem Kontor zum andern ziehen, bitten und ſich ſelbſt anpreiſen, überall empfing man ihn mit Achſelzucken, entledigte ſich ſeiner mit heuchleriſchem Bedauern oder auch mit hochmütiger Rückſichtsloſigkeit.

Wenn er abends nach Hauſe kam, immer unverrichteter Sache, immer neuen Demütigungen ausgeſetzt; wenn er dann ſeine Frau ſah, die in hoffnungsloſer Dürftigkeit verkümmern mußte, wenn er ſein eigenes Schickſal mit dem zufriedenen Mäuſeglück ruhiger Bürger verglich: da erfüllte ſein Herz eine peinigende Bitterkeit. Er verharrte ſtundenlang in verdroſſenem Schweigen oder erging ſich in ſarkaſti-

schen und wilden Äußerungen, so daß Laura erschrak und alle Kräfte zusammennahm, um ihn mit einem leeren Troste zu beruhigen, der sie selbst nicht überzeugen konnte.

Sie fürchtete, daß er sich zu unbedachten Schritten hinreißen lasse; hielt er sich auch von dem Verkehr mit politischen Flüchtlingen zurück, so war es zweifelhaft, ob diese nicht ihm nachstellen würden. —

Da kam er eines Nachmittags, nicht zufriedener als gewöhnlich, heim, und bemerkte kurz: „Ich habe eine Stelle."

Laura umarmte ihn und sagte: „Ach, du Armer, wie tut es mir leid, daß du um meinetwillen soviel Schweres und Widerwärtiges auf dich nehmen mußt!"

Nicht ohne Überwindung ließ er sich am Ende herbei, Genaueres zu berichten.

Es handelte sich um eine Stelle in einem Bankgeschäft; sie war unbedeutend und kümmerlich bezahlt, ein beliebiger Schreiber hätte sie nach Sandros Meinung versehen können. Und doch sollte er noch erkenntlich sein, weil das Gehalt um einige Schillinge höher angesetzt war, als üblich; denn der Herr des Geschäftes, ein freisinniger Mann, gefiel sich darin, fremde Verbannte zu protegieren . . .

Tag für Tag wanderte nun Sandro den endlosen Weg in die City und am Abend wieder zurück, er scheute sich, die Omnibusse zu benützen, weil ihm der Fahrpreis zu teuer war. Daheim war er müde, noch beladen mit dem Druck seiner untergeordneten Arbeit und der trüben Atmosphäre des Kontors, angeekelt von den vielen Menschen, deren kleines Wesen er verachtete und die doch mehr galten als er.

Laura bemühte sich, ihn aufzuheitern; aber im-

mer schwerer fiel ihr das, immer größere Mühe kostete es ihr, sich selbst nur aufrecht zu erhalten.

Die Unruhe, die Unsicherheit der letzten Wochen hatte ihr, ohne daß sie es wußte, gut getan.

Als sie nun aber den größten Teil des Tages allein war, fühlte sie sich gleichsam Auge in Auge dem Schicksal gegenüber. Das hätte genügen können, sie zu erschrecken; doch zugleich vergrößerten die Beschwerden ihres Zustandes sich wieder, und sie nahmen eine sonderbare, schreckliche Form an, die einer Warnung dunkler Mächte glich: sie zeigten sich in Anfällen von Krankheitsangst.

Das war keine Furcht um ihr Leben oder für die Zukunft, sondern ein sinnloses Grauen, von dem ihr die Adern erstarrten und das Blut gleichsam im Gehirn gefror; ein kalter Krampf zog ihr das Herz unerträglich zusammen, in dieser Vereisung des Gehirns gingen alle Gedanken unter, und dennoch litt sie von einer geistigen Unruhe, es war, als ob schneidende Stürme über Eisfelder fegten.

Sie empfand eine lähmende Beklemmung; und das Unerkennbare, Unbestimmbare, das dieser Beklemmung Ursache war, schien ihr — der Tod. Es hatte weder Gestalt, noch Umrisse, noch Bewegung, und es stand da, in der Ferne, obgleich ungesehen doch unentrinnbar, den Schmerzensschrei erstickend und den Schmerz versteinernd zu einem unerträglich drückenden Gewichte —

Vor ihrem Mann verhehlte Laura diese Leiden, die tagsüber sie so sehr quälten; denn in der Ruhe selbst fürchtete sie sich vor dem nächsten Angstanfall; sie erschrak vor dem Ticken der Uhr, vor dem leisesten Krachen im Holz und war stundenlang zu jeder ab-

lenkenden Beschäftigung unfähig — wo sie doch so vieles, wo sie allein alles vorzubereiten hatte für das zu erwartende Kind!

Sie sehnte sich oft nach Menschen. Sie, die vornehm Erzogene, hätte gern mit dem letzten Weib von der Straße gesprochen; sie ging hinunter, aber sie fand kein Entgegenkommen und wußte sich nicht zu nähern.

An ihre Mutter dachte sie wohl; aber was half ihr das? Die Schwergekränkte hatte sich erboten, aus ihrer eigenen Armut beizusteuern für das Kind, aber ein persönlicher Verkehr war ausgeschlossen, da sie gegen Del-Terra, den sie einen Abenteurer nannte und als ihren ärgsten Feind ansah, unversöhnlich blieb.

So mußte Laura denn weiter aushalten in ihrer Einsamkeit, sie wollte die Tage mit aller Kraft ausnützen und schämte sich, wenn sie sah, wie wenig noch an der bescheidenen Aussteuer des Kindchens genäht war.

Ein klein wenig Trost brachte ihr der Gatte immerhin, wenn er abends müde, doch in erträglicher Laune, bei ihr saß.

Er lenkte die Rede wieder und wieder auf das Ungeborene, das nach ihrer beider übereinstimmender Meinung ein Knabe sein werde, und sie machten sich miteinander allerlei phantastische Hoffnungen und dann auch wieder vorzeitige Sorgen. —

Indem ihnen so die Wochen und Monate vergingen, wurden sie von dem lange vorausgesehenen Ereignis am Ende gewissermaßen überrascht.

Es fehlte ihnen der Rat erfahrener Freunde, die Vorbereitungen waren ungenügend getroffen, so daß der bestürzte Sandro sich an eine Nachbarin wenden mußte.

Mit ihrer Hilfe fand er eine Hebamme; aber die

Geburt war ſchwer, und ſo mußte er noch einmal in die Nacht hinaus, um einen Arzt zu holen.

Endlich kam er mit einem ſolchen zurück; es war nicht zu ſpät, wie er gefürchtet hatte, ſondern lange, ungewiſſe Stunden folgten noch. —

Dann ertönte des Kindes erſter Schrei. —

Der Vater war nervös und erregt, er achtete nicht auf die Mitteilung, daß es ein geſundes, gut entwickeltes Mädchen ſei, er empfand nur einen dumpfen Haß gegen den Eindringling, welcher der Mutter ſo viele Qual bereitete . . .

Erſchöpft ſank er, nachdem die junge Mutter ruhte, in einen bleiernen Schlaf.

Als er wieder zu ſich kam, war er einigermaßen erfriſcht, und es verwandelte ſich nun ſeine Beklemmung in eine jubelnde, gerührte Freude.

Leider wurde dieſe Freude ſchnell verdorben durch den Zuſtand Lauras; ſie war äußerſt ſchwach und der Arzt ſtellte eine ſehr langſame Geneſung in Ausſicht.

Einer aufmerkſamen Pflege bedurfte ſie, die nicht eine einzige Freundin mehr hatte; und dann kam die Hilfe wieder von jener Nachbarin, einer gutmütigen, aber einfachen und ganz ungebildeten Perſon, welche im unterſten Stock des Hauſes einen Gemüſehandel betrieb.

Sandro konnte das Geſchäft nicht lange verſäumen; um auf dem Wege an Zeit zu ſparen, rannte er im Trabe, von den Spottreden der gaffenden Jugend verfolgt, glücklich noch, wenn ein Omnibus vorbeifuhr und ihn mitnahm.

Während er aber in der City arbeiten mußte, ſaß die dicke Gemüſehändlerin bei ſeiner kranken Frau, pflegte ſie, ſo gut ſie es vermochte, mit ihren groben, roten Händen und redete ihr in ihrem ordinären Vor-

ſtadt-Engliſch wie einem kranken Kinde tröſtend zu. Dazwiſchen meldeten ſich unten im Laden Kaufluſtige, die Pflegerin, von ihrer ſchielenden, barfüßigen Tochter gerufen, polterte die Treppe hinab, um nach beendetem Feilſchen ächzend wieder ihre Stelle am Krankenbett einzunehmen.

Alle Tage kam der Arzt; Medizin mußte beſorgt werden; und es war ungewiß, ob Laura ſich noch von ihrem Lager erheben ſollte.

Sie wünſchte nicht, daß man ihre Mutter von der Gefahr benachrichtige.

Sandro nahm geringe Vorſchüſſe im Kontor, außerdem hatte er einiges geliehen und in ſeinem Stolze quälte er ſich bereits um die Rückerſtattung.

So verfloſſen in ſorgenvoller Spannung ungezählte Tage.

Endlich war das Schlimmſte überſtanden, die Kräfte hoben ſich zuerſt ganz allmählich, dann ſchneller.

Als Laura wieder auf den Füßen war, erſchrak ſie über die Mühe und Arbeit, welche ſie erwartete; aber ſie unterzog ſich ihr tapfer, ſie tat mehr als Sandro wußte, der, wenn er nach Hauſe kam und auf ihr bleiches Antlitz beſorgt blickte, ſich aufbäumte gegen das Geſchick, das ihm nicht vergönnte, ſeiner leidenden Frau einige Ruhe zu gewähren und Aufenthalt in einem milden Klima.

Es war ein Wunder, daß Laura ſtillen konnte, und es erſchien ihr als ein unbeſchreibliches Glück; ſie ſah die Kleine denn auch prächtig gedeihen und glaubte bereits die künftige Schönheit zu erkennen in dem noch ausdrucksloſen Geſichtchen.

Sandro hatte eingewilligt, ſein Kind nach proteſtantiſchem Ritus taufen zu laſſen, und hielt es für

nötig, daß die Taufe mit einer Festlichkeit begangen werde zu Ehren der braven Gemüsehändlersfrau und der anderen hilfreichen Nachbarinnen.

Das war ein wenig verführerisches Unternehmen und zugleich eine sehr merkliche Ausgabe, welche die junge Frau gerne vermieden hätte.

Allein Sandro bestand auf seinem Sinn; er mochte den Leuten nichts schuldig bleiben und hatte die naiv-stolze Überzeugung, mit Liebenswürdigkeit zahlen zu können.

Freilich erschrak er dann und wollte seine Worte zurücknehmen, als er Laura ihre schöne, alte Perlenkette hervorziehen sah, die versetzt werden mußte, um die Einladung zu bestreiten.

Aber Laura lächelte mit einer sanften Entschlossenheit und wollte nun ihrerseits nicht zurücktreten ...

Die Gäste zu der Tauffeier waren aus so ganz anderer Sphäre als ihre Wirte, daß es zuerst nicht ohne einige Verlegenheit abging. Aber Sandro wußte gut mit einfachen Leuten zu verkehren, Laura zwang sich zu einer formlosen Liebenswürdigkeit und merkte nicht ohne Erstaunen, daß diese ihr mit jeder Minute leichter und natürlicher wurde.

Der altüberlieferte, gewürzreiche Kuchen war ihr gut gelungen, und sie legte ihren Gästen davon große Stücke vor. Ihr Mann aber braute eine kräftige Bowle, die anfänglich Zögernden durch reichliches Zutrinken ermunternd, worauf dann nach und nach eine behaglich-umgängliche Stimmung Platz griff.

Das war die erste Gesellschaft der jungen Hausfrau. Die Nachbarinnen schwatzten lebhaft in ihrer vorstädtischen Sprechweise, die Männer warfen zuweilen ein wichtig-nichtssagendes Wort dazu; Laura

vergaß die plumpe Manier der Geladenen, ja, sie unterhielt sich ganz gut; zuweilen fielen ihr die Soireen ein, die sie vor ihrer Verheiratung mitgemacht hatte. —

Irgend jemand spielte die Harmonika, und es wurde getanzt, mit schweren, stampfenden Schritten; Sandro gebärdete sich wie ein Bursch auf der Kirchweih; Laura forderte nicht ohne Überwindung einen verlegenen Nachbarn auf, der sie dann mit starken Fäusten ergriff und wie ein Kind umherwirbelte.

Mit roten Köpfen und wortreicher Umständlichkeit äußerten die Gäste ihren Enthusiasmus für das junge Paar, sie bewunderten das schlafende, ruhige Kind, und schieden umständlich, wie wenn sie vertrauteste Freunde auf ewig zu verlassen gedächten.

Die Kleine hieß Ethel, zugleich nach einer verstorbenen Tante und nach der Gemüsehändlerin. Die unbestimmte Farbe der Milchaugen ging bereits in ein schönes Blau über, die Härchen waren hellblond, zur großen Freude des Vaters, der in diesem nach italienischen Begriffen seltenen Typus ein altes Erbteil seiner Familie erkennen wollte.

Überhaupt gab sich — als müßte er darüber die gegenwärtige Not vergessen — seine Vatereitelkeit viel mit der Zukunft seiner Tochter ab. Er sah diese bereits in seiner Phantasie als erwachsene Jungfrau, mit allen Gaben des Geistes und des Körpers geschmückt, schön, anmutig, klug und von einer wundervollen Vornehmheit; und jetzt hatte er das Gefühl, daß kein Freier ihrer würdig sei, oder höchstens ein recht sympathischer Prinz, an dessen Seite sie bezaubernd leuchtete. —

Indessen litt Laura, je länger, je mehr, nicht nur

unter der äußeren Dürftigkeit, sondern vornehmlich auch darunter, daß sie nicht lesen, nicht musizieren, keinerlei Anregung von gebildeten Menschen empfangen konnte.

Und es war keine Hoffnung, daß je dieser Zustand sich ändere. Sie malte sich zuweilen wohl aus, wie ihr Mann in seinem Berufe reich und angesehen werden würde; aber sie glaubte es nicht.

Die Zukunft war so leer — und was sollte aus dem Kinde werden? Schulden ringsum, das Leben eine tägliche Not, die Mutter zürnend und fern, der Gatte selbst verworren —

Und niemand, mit dem Laura sich hätte aussprechen können — denn sie war zu stolz, um die teilnahmsvolle Selbstüberwindung einer Gutmütigeren anzunehmen, nachdem alle ihre Freundinnen sich von ihr zurückgezogen hatten.

Dennoch hielt sie es nicht mehr aus, sie mußte sich irgend einem Menschen nähern, wenn sie nicht verzweifeln wollte.

Nur einen einzigen kannte sie, den sie anzusprechen kein Bedenken trug: das war der Vetter Bayton.

Ihm hatte sie oft seine kühle, grundsatzlose Gleichgültigkeit im Urteil über Personen und Dinge zum heimlichen Vorwurf gemacht; aber jetzt war in ihren Augen seine Grundsatzlosigkeit seine höchste Tugend. Er hatte über ihre Verheiratung vielleicht auch den Kopf geschüttelt, aber gewiß kein böses Wort geäußert, und er war, obgleich ein bequemer Egoist, zu fein, um der Not einer Frau, einer Verwandten, zu spotten.

Nach einigem Zögern faßte Laura ihren Entschluß und begab sich zu dem netten Häuschen, das der Jung-

geſelle in einer freundlichen Straße, nicht ſehr weit vom Hyde-Park, bewohnte.

Während ſie durch langweilige, endloſe Straßen wanderte, ſtand er ihr deutlich vor Augen, dieſer Mann in reiferen Jahren, der als Dreißiger ſchon weiß geworden war und ſich im übrigen ſo gut konſerviert hatte mit ſeiner mädchenhaft weißen Haut, ſeinen hübſchen wohlgepflegten Händen und der behaglichen Läſſigkeit in Weſen und Bewegung. Bei der Mutter hatte ſie ihn wohl geſehen, wenn er da einmal Beſuch machte.

Sie wunderte ſich über ſeine ſelbſtgewählte, zufriedene Einſamkeit, welche er ſich freilich durch mäßigen Genuß edlen Rotweins und vortrefflicher Havannazigarren verſchönte; in ſeinem Klub verkehrte er wohl, jedoch kaum in Familien. Für allerhand halbwiſſenſchaftliche Notizen und viele Handfertigkeiten intereſſierte er ſich, auch wohl für Natur, blieb aber vollkommen gleichgültig gegen alle öffentlichen Angelegenheiten und las nur, ſoviel nötig war, um einigermaßen unterrichtet zu ſein. Er verfocht niemals eine Meinung ernſthaft, wohl aber in Paradoxen, neckte gern harmlos und begleitete ſehr entſchiedene oder ſchroffe Äußerungen anderer mit einer zarten, gemächlichen Ironie. Seine Liebhaberei war immer das Fiſchen geweſen, wenn er auch dieſen Sport mehr theoretiſch betrieb, als daß er praktiſch darin etwas Beſonderes geleiſtet hätte.

Laura hatte das reinliche, mit einem Vorgarten verſehene Häuschen erreicht.

Sie klopfte; ein Diener öffnete ihr etwas verwundert und führte ſie in das behagliche, mit Familienporträts und allerhand Merkwürdigkeiten angefüllte Arbeitszimmer.

Ehe sie sich recht umgesehen hatte, erschien Bayton. Er war überrascht, ihr abgehärmtes Gesicht fiel ihm auf und erinnerte ihn an ihre Schicksale; nun war aber alles Traurige ihm peinlich, verursachte ihm eine Art von heimlicher Verlegenheit, über die er dann mit einem dummen Witz hinweg zu gelangen bestrebt war.

Es wollte ihm jedoch keiner einfallen, daher begrüßte er Laura leichthin, als käme sie alle Tage in sein Haus, und bemerkte nur: „Ich wünschte wohl, daß es dir noch viel besser ginge, als es dir zu gehen scheint."

„Ich habe mir mein Schicksal selbst gemacht," erwiderte sie kurz, alle gezwungenen Äußerungen der Teilnahme im voraus abschneidend.

Sie saßen einander gegenüber in breiten Lehnstühlen; Laura sah hinter der Gestalt ihres Vetters die goldenen Buchstaben auf den Bücherrücken flimmern, deren etliche Reihen sich dunkel aus dem Schatten der Wand erhoben.

„Man sollte eigentlich nicht heiraten," redete Daniel in den Tag hinein. „Ich weiß wohl, was ich tue. Es ist doch Zeit, einmal an die Zukunft zu denken und sich auf den Aussterbeetat zu setzen, wenigstens für unsereins."

Laura blickte ihn verständnislos an, obgleich sie wußte, daß ihr Vetter sich in einem behaglichen, wortreichen Pessimismus gefiel.

Er aber sprach: „Entschuldige. Ich wollte dich nicht kritisieren. Du hast es ja anders gemacht und hast geheiratet. Ist auch recht. Natürlich, was für eine Art Mann der richtige sein soll, darüber —"

Laura fiel ihm in die Rede, ihres Gatten Erziehung und Abstammung hervorhebend.

„Ja, ich wollte eben sagen, dein Mann gehört auch zu einer Sorte, die nicht mehr recht gangbar ist nach Meinung unserer politischen Kommissionäre. Der alte Kreis hat überhaupt ausgespielt. Alle die Familien, die dazu zählen, haben ihre Erfolge gehabt, ihre Kultur, ihren Besitz, kurz ihre Überlegenheit gewonnen in Zeiten, wo es weder Eisenbahnen, noch Dampfschiffe, noch Telegraphen, noch Tageblätter gab. Sie hatten ja wohl alle Eigenschaften, die in jener Epoche notwendig waren.

Er pausierte, als ob er einen Widerspruch erwarte, indem er die Daumen umeinanderrollen ließ.

Da der Widerspruch indessen ausblieb, ergänzte er seine Rede. „Ja, für die Bedürfnisse unserer Tage aber sind die alten Tugenden zu Fehlern geworden; und sie schleppen sich immer noch damit herum, wollen und können sie nicht los werden, wenn sie nicht zu heroischen Mitteln greifen —“

Kopfschüttelnd und halb zerstreut bemerkte Laura: „Daniel, soll denn nach deiner Meinung die Welt zugrunde gehen?“

„Das könnte nicht schaden, aber es wird nicht sein. Nur sorgen für ihre Erhaltung jetzt ganz andere Leute. Siehst du, so ein Werkmeister in einer Maschinenfabrik, der ein gemeines Englisch spricht, aber auf dem Wege ist, Prinzipal zu werden durch Hartnäckigkeit und Rücksichtslosigkeit — an so einen würde ich denken, wenn ich eine Tochter zu verheiraten hätte oder als König Peers ernennen sollte — denn das sind Männer des neunzehnten Jahrhunderts.“

„Ja, sind die denn wirklich so überlegen?“ fragte Laura, die nur aus Höflichkeit bei dem gleichgültigen, wortreichen Gespräch verweilte.

„Sie haben jedenfalls Geltung jetzt; wie lange sie noch vorhalten werden, weiß ich nicht. Vielleicht kürzere Zeit als die unseren. Aber das ist einerlei. Alles hat seine Zeit, sagt Salomo. Unsere Frist ist abgelaufen. Es ist mit den Menschen wie mit einem Wechsel: Heute kann er noch präsentiert werden, morgen ist er abgelaufen und nichts wert. Unser Fälligkeitstermin liegt hinter uns. Da ist nichts zu machen, und wenn wir uns auch noch so schlau gebärden — schließlich schmeißt uns das Schicksal den Kopf mit einem Dachziegel ein. Denn wir sind nun einmal — verfallen!"

Laura seufzte; der Vetter sprach in plötzlich verändertem Ton: „Es scheint ja, daß dein Gatte sich in seinem Geschäft schnell und gründlich eingelebt hat; er besitzt überhaupt Anlage dazu. Das ist ja wohl italienische Tradition. Seine Prinzipale sind dafür um so schlechtere Angler —"

Er unterbrach sich und fragte, unvermittelt, wie wenn er mit einem Scherz überraschen wollte: „Und eure pekuniäre Lage? Ihr müßt doch in Schulden stecken bei dem geringen Verdienst. Für die Zukunft mögen eure Aussichten ja wohl glänzend sein; aber jetzt —"

Laura errötete ein wenig, doch war ihr ein Druck vom Herzen genommen, sie hätte ohne Aufforderung die Bitte um Hilfe kaum vorzubringen vermocht.

Daniel aber bemerkte das und fühlte sich nun durch sein verhältnismäßig gewandtes Entgegenkommen auch erleichtert; er warnte flüchtig vor Geldgeschäften mit Wucherern oder kleinen Leuten und bot eine hinreichende Summe an, die Del-Terra nach Möglichkeit und Belieben abtragen werde.

Laura war ergriffen von dieſer Freundlichkeit, als ob ſie das überſchwenglichſte Opfer bedeutete; der oft getadelte Egoismus ihres Vetters erſchien ihr nun unendlich rührend in dieſer Anwandlung von Uneigennützigkeit.

Und es bewegte ſie aufs tiefſte, als er beim Abſchied — ſpät und gleichgültig genug — nach der Kleinen ſich erkundigte.

Froh, wehmütig, ſonderbar hochgeſtimmt, wanderte ſie heim; ſie ſetzte wieder Vertrauen in die Zukunft . . .

Am nächſten Tage kam Sandro in einiger Aufregung; als ſie nach ihrem beſcheidenen Eſſen noch am Tiſche ſaßen, blieb er zuerſt in Schweigen verſunken, ſchlug dann plötzlich auf den Tiſch und rief: „Nein, das kann nicht ſo weitergehen! Ich rede morgen mit den Prinzipalen!“

Laura erſchrak, er aber ſprach weiter: „Die Arbeit, die mir aufgetragen iſt, habe ich längſt gelernt. Sie genügt mir nicht. Ich könnte anderes leiſten. Ich werde darauf dringen, daß man mich an eine beſſer bezahlte, verantwortlichere Stelle ſetzt.“

Die junge Frau, freudig und zugleich mißtrauiſch-ängſtlich erregt, warnte unbeſtimmt und ohne ſich etwas Genaues zu denken, vor Übereilung.

Der Gatte verſetzte heiter-ſelbſtgewiß: „Seit wann biſt du ſo zaghaft, du Soldatenkind? Die Prinzipale ſehen, daß ich etwas kann, und ſie warten längſt auf eine Aufforderung, mich an einen Platz zu bringen, wo ich ihnen und mir mehr nützen kann. Ich wäre ſehr wohl fähig, auch bedeutendere Geldgeſchäfte durchzuführen, obgleich das nicht mein innerer Beruf iſt.“

Laura hatte doch ein Gefühl herzlicher Zufrieden-

heit; denn eine bescheidene Aufbesserung war in ihrer Lage schon merklicher Gewinn, und war einmal der erste Schritt geschehen, dann ging es vielleicht schnell weiter. —

Am nächsten Tage erwartete sie mit freudig klopfendem Herzen ihren Mann. Sie hatte ihm einen Mandelkuchen bereitet, welchen er sehr liebte, und der ihnen schon als Luxus galt. —

Wie Sandro aber kam, früher als gewöhnlich, da erschrak sie, daß sie bleich wurde und nur mit Mühe einen Schrei unterdrücken konnte. Denn seine Augen blickten wild, seine Hände ballten sich krampfhaft.

„Ich bin stellenlos," rief er; dann warf er sich auf einen Stuhl und blieb da, ohne sich zu regen. —

Die junge Frau war vom Entsetzen ergriffen, die Gedanken jagten ihr in verwirrender Fülle durch den Kopf.

Als sie aber auf ihren gequält und hilflos brütenden Mann blickte, da bezwang sie mit ungeheurer Anstrengung ihre eigene Traurigkeit, redete sanft auf ihn ein in zuversichtlichem, soviel möglich, heiterem Tone.

Allein er hörte nicht; es war als ob eine große Scham mit einem furchtbaren Zorn in seiner Seele stritt.

Und als Laura gewahrte, daß alle Worte vergebens seien, daß sie nur seinen bitteren Ärger reizen könnten, da wandte sie sich schweigend ab. Der Mandelkuchen fiel ihr ein, und ihr wurde das Herz so groß und so schwer —

Auch den folgenden Tag ließ Sandro sich nicht über das Vorgefallene zum Reden bringen. Sein Geist schien wiederum in eine andere Richtung gedrängt.

„Ich habe die gute Sache verraten," murmelte er ingrimmig, am Tische sitzend, den Kopf auf die Hände gestützt oder mit wilden Schritten im Zimmer auf und ab wandernd. „Ich habe die gute Sache verraten; mein Platz ist nicht hier bei den Krämern, mein Platz ist draußen, wo die Kugeln pfeifen."

‚Um Gottes willen — in Rom wird um die Freiheit gefochten, in Rom ist die Republik erklärt worden,' fiel es Laura plötzlich ein.

Sie hatte die Nachricht in einem Zeitungsblatt gelesen, das ihr irgend einmal unter die Augen gekommen war, und jetzt erst begriff sie. —

Und nun wurde es ihr auch plötzlich klar: Sandro hatte die Vorgänge in Italien schweigend verfolgt, er hatte durch ungenannte Vermittler alle Neuigkeiten erhalten — und sie mußte stumm bleiben, um ihres Gatten Leidenschaft nicht noch mehr anzufachen!

Aber sie ertrug ihre eigene Ratlosigkeit nicht; in ihrer Not begab sie sich wieder zu dem Vetter Daniel.

Es zeigte sich zu ihrer Verwunderung, daß er von dem Geschehenen unterrichtet war.

„Dein Gatte ist zu voreilig gewesen mit seinem italienischen Temperament," meinte er kühl. „Man hatte von seinen Fähigkeiten eine gute Meinung, aber er galt für eigenwillig und hochmütig. Eine bessere Stelle hätte man ihm wohl gegeben; aber gerade weil sie wußten, daß er sehr darauf aus war, wollten sie ihn warten lassen, um ihn an Bescheidenheit zu gewöhnen. Wie er dann kam und forderte, wies man ihn ab: es sollte eine Lektion sein."

„So geht man doch auch nicht mit erwachsenen Menschen um," warf Laura entrüstet dazwischen.

„Sie haben ihn, wie diese Leute sind, seine Ab-

hängigkeit ein bißchen taktlos fühlen lassen. Das beleidigte seine Empfindlichkeit; es hat eine furchtbare Szene gegeben, und dann war es zwischen ihnen aus."

Es freute Laura in all ihrer Bedrängnis, daß ihr Mann selbstbewußt gegen die engherzige Anmaßung aufgetreten war; und so fand sie leichter die notwendigen Worte zu dem Verwandten.

Dieser erwies sich recht freundschaftlich in seiner lässigen, künstlich-einfältigen Art; er versprach, sich nach besseren Stellen bei etlichen einflußreichen Bekannten zu erkundigen und hoffte auf guten Erfolg. —

Was Laura indessen so an Trost gewonnen, raubte ihr Sandro. Er ging häufig aus, wie es freilich nötig war, wenn er sich um Arbeit bemühen wollte; aber die beunruhigte Frau erkannte schnell: er dachte an keine Arbeit.

Sie bemerkte, daß er, der früher Enthaltsame, ziemlich viel trank; im ersten Moment hielt sie diese Betäubung für eine Wohltat; aber dann wurde ihr klar, daß er wilde Ideen damit nährte. Er ließ abgerissene Worte fallen von Rom, von der Freiheit, und daß man sein Leben einsetzen müsse; doch war das nur wie ein Traumreden, denn wenn man ihn ansprach, schwieg er brüsk.

Er verkehrte augenscheinlich mit politischen Flüchtlingen, von denen er auch wohl das allernotwendigste Geld erhielt; manchmal brachte er Briefe und italienische Druckschriften heim, die er niemals vorzeigte und im Verborgenen las. Einer der Flüchtlinge, ein hagerer Mann mit unheimlich blitzenden Augen, kam zuweilen in die Wohnung und holte ihn ab.

Laura empfand schmerzlich ihre Ohnmacht. Sie gab den Kampf auf; um nicht verzweifeln zu müssen,

hoffte sie auf eine wunderbare Fügung des Himmels.

Eines Tages kam Sandro spät nach Hause zurück. Er wollte allein sein.

Laura sah nur, daß er in dem Zimmer eine Kerze anzündete und auf den Tisch stellte.

Sie blieb draußen in der kleinen Küche, dann bei der Treppe, harrend, in erwartungsvoller Angst, daß er rufe.

Auf Zehenspitzen schlich sie an die Türe, zu horchen; er ging im Zimmer auf und ab.

Sie entfernte sich, blieb aufs neue an der schwach erleuchteten Treppe, mit klopfendem Herzen ihre ängstlichen Gedanken zu zerstreuen bemüht.

Doch immer wieder mußte sie an das Zimmer denken, das sie nicht betreten sollte. Sie schlich noch einmal hinüber: es herrschte darinnen eine Totenstille.

Sie begab sich fort, wartete wieder, Ewigkeiten schienen ihr dahinzuziehen.

Noch einmal kehrte sie an die Türe zurück; sie vernahm keinen Laut. Ihr Herz schlug ihr bis in den Hals; sie ertrug es nicht länger, sie öffnete vorsichtig, der zerbrochene Riegel gab leicht nach.

Sie blickte ins Zimmer. Die Kerze war heruntergebrannt; Sandro saß, Kopf und Arme auf der Tischplatte, anscheinend schlafend.

Die leise Näherkretende zitterte am ganzen Körper. Da gewahrte sie etwas Weißes; auf dem Tische lag ein Brief, sie beugte sich vor und las — er war an sie gerichtet, ein Abschiedsbrief.

‚Verzeih mir, verzeih! Ich habe mich an Dein Leben gehängt und es herabgezogen ins Elend. Verzeih, verzeih, ich fühle mich so schuldig vor Dir und

unſerem Kinde. Ich habe D i ch verraten und zugleich mein V a t e r l a n d. Ich will es gut machen, ſoviel ich kann. Vor Rom iſt ein ehrenvoller Tod zu finden. Komme ich unverſehrt aus dem Kampfe zurück, dann war es ein ſiegreicher Kampf, dann führe ich Dich in mein freies Vaterland, wo Du mit Ruhm, Ehre und Reichtum umgeben ſein ſollſt. Aber wenn ich falle — o Gott, ich kann Dir nichts vermachen — als Deine Freiheit — ſei glücklich — vergiß mich nicht.' —

Laura war ergriffen wie von einem Schwindel, ihre Kniee wankten. Sie fürchtete ihren Mann zu wecken, ſie fürchtete eine tödliche Überſpannung des Gefühls — halb ohnmächtig ſchleppte ſie ſich zur Türe hinaus an die düſtere Treppe; ſie wußte nicht, was ſie tat oder was ſie tun ſollte . . .

Haſtige Schritte kamen ihr entgegen, die Treppe herauf; es huſchte wie eine Erſcheinung an ihr vorbei — das Bild jenes unheimlichen Verſchwörers mit den blitzenden Augen — und dann hörte ſie einen leiſen Lärm, unverſtändliche Worte. — —

Als ihr die Beſinnung zurückkehrte, merkte ſie, daß der ſchreckliche Fremde nicht mehr da war und daß ihr Mann fehlte . . .

Den Reſt der Nacht war ſie einſam und fühlte alle die Leiden einer verzweifelnden Witwenſchaft. Auch am nächſten Tage blieb Sandro aus; faſt war ſie wieder ruhig geworden, die furchtbare Erregung hatte ſich an ihrem Übermaß erſchöpft.

Müde trauerte die Verlaſſene um ihren Mann wie um einen Toten; doch dann horchte ſie mit unbewußter, krampfhafter Spannung, als auf der Treppe ein ſchwerer, fremder Schritt hörbar ward.

Der Briefträger kam und brachte ein Schreiben

— es war nicht von Sandro — die Adreſſe trug die zierlichen Schriftzeichen Daniels.

Er ſchrieb ſo ungern — eine Botſchaft von ihm mußte ein Unglück bedeuten —

Laura las mit verſchwimmendem Blick die kurzen Zeilen. ‚Ich möchte Dir mitteilen, daß ich für Deinen Mann eine gute Stelle bei einer Bank in Paris gefunden habe. Gib ſofort Nachricht ob es paßt und ob er frei iſt. Schicke Deinen Mann möglichſt bald, beſſer kommt Ihr beide, um das Nähere zu beſprechen.‘

Die freudige Mitteilung brannte in ihrem Herzen, wie in einer Wunde flüſſiges Blei. So hätte ſich denn alles zum Glück wenden können — aber nun war es unwiderruflich zu ſpät. — Und doch um des letzten Scheines von Hoffnung willen mußte ſie antworten, mit unwahren Entſchuldigungen erklären, warum Sandro nicht ſogleich käme.

Sie begab ſich ans Schreiben; allein es dauerte ſtundenlang, bis ſie das kurze Billett zu Ende brachte.

Spät am Nachmittage erſchien dann Sandro. Er war blaß und ermattet, ſeine Züge waren verlängert, wie bei einem Menſchen, der ohne Speiſe und Trank ausgehalten hat.

Schweigend ſchritt er in das Zimmer, ließ ſich ſchwer an dem Tiſch nieder und ſprach dann tonlos, wie für ſich: „Es iſt aus. Rom iſt gefallen. Garibaldi iſt verſchwunden. Die Franzoſen opfern Rom.“

Dann verſank er wieder in ſein bleiernes Schweigen.

Laura ſtand vor ihm, gegen den Tiſch gelehnt, und blickte ihn mit traurig-liebevoller Sorge an. Sie ſtreckte ihm leiſe die Hand entgegen, aber er ſah es nicht.

Da wußte ſie, daß auch Reden nicht nützen könne;

sie nahm den Brief Baytons und schob ihn langsam auf dem Tische zu Sandro hinüber.

Er las, es ging wie eine schwache, freudige Belebung über sein Antlitz.

Dann kam aber wieder seine müde Gleichgültigkeit. „Zu spät. Mit mir ist es aus. Ich bin zu nichts mehr gut in der Welt.“ Laura blutete das Herz; mit äußerster Selbstbeherrschung blieb sie dem gebrochenen Manne nahe; aber sie mußte den Kopf abwenden. —

Da ertönte ein unschuldig-klägliches Geschrei. Die Kleine war aufgewacht, die Mutter eilte hinüber, sie auf den Arm zu nehmen.

Aber das Kind konnte sich nicht beruhigen, eine geraume Weile verging, bis es unter dem summenden Zureden, schluckend und schluchzend, von Zeit zu Zeit einen einzelnen Schrei immer schwächer ausstoßend, einschlief.

Auf den stummen Mann aber wirkte diese Szene mächtig; die Spannung löste sich, er brach in ein leidenschaftliches Weinen aus.

Als das Kind ruhig war, hatte er sich einigermaßen gefaßt. Er stand auf und näherte sich der Frau, die das Kind noch auf den Armen wiegte. Zaghaft berührte er ihren Arm und sprach leise: „Hilf, Laura, daß ich nicht schwach werde; ich will alles für euch tun, was ein Vater tun kann.“

III.

Daniel Bayton bot Laura ein größeres Darlehen an, damit sie die Übersiedelung nach Paris und die

erste Einrichtung in Paris bewerkstelligen könne; und er fügte ein paar aufmunternde Reden hinzu, die freilich nach seiner Art zweifelnd genug und halb ironisch klangen.

Laura war dem Vetter dankbar und zeigte eine gelassene Zuversicht vor ihm; doch machte sie sich heimlich Sorge um das gedrückte, mißmutige und schweigsame Wesen ihres Mannes, das kein freudiges Gelingen versprach. Sie wußte, welche Enttäuschung ihm am Herzen nagte, und fürchtete, er werde sie nicht überwinden, sondern sich unter den Anstachelungen gefährlicher Menschen immer tiefer einbohren in die trübe Phantasterei; es überkam sie gegen das Verschwörertreiben ein Haß, ein bitterer Widerwillen, der auf das Verhältnis zu dem Gatten überzugreifen drohte.

Sie fühlte, sie mußte Sandro retten aus der Umklammerung jener dunklen Genossen, wenn er ihr nicht verloren gehen sollte. So nahm sie sich zusammen und forderte ihm in einer feierlichen Unterredung den Schwur ab, daß er sich künftig in keine geheimen Unternehmungen einlassen, mit keinem Anhänger einer politischen Konspiration verkehren wolle.

Er brauste nicht, wie sie erwartet hatte, auf, aber er zauderte, unentschlossen, beschämt; erst ein langes, dringendes Zureden vermochte dieses Sträuben zu lösen. —

Und dann leistete er den Schwur auf das Haupt seines Kindes — und darauf umarmte er seine Frau in heftiger Bewegung.

Ein leichtes Unwohlsein Ethels rief noch kurze Verzögerung hervor; darauf aber wurden die wenigen Sachen schnell gepackt, und alles war fertig zur Abreise.

Die Nachbarinnen, besonders die dicke Gemüsehändlerin, nahmen mit langen Reden, mit mancherlei Segenswünschen, und die Schürze an die Augen führend, Abschied von den Fortziehenden, die sich ihrerseits nicht ohne Wehmut von der dürftigen, aber ihnen so vertraut gewordenen Umgebung trennten.

Ein paar Händedrücke, ein letzter Blick auf die schmucklosen, melancholischen, vereinzelt stehenden Häuser, auf die trübseligen Felder, auf die schmutzige Straße — und dann setzte ein Bursche einen Schubkarren in Bewegung mit Lauras großem Koffer nebst allerlei kleinem Gepäck, und es ging durch den nebelfrischen Morgen hinüber zur Eisenbahnstation.

Nach einer schnellen Fahrt durch die feuchte, grüne, frische Landschaft im stickig überfüllten Waggon wurde das Schiff betreten; nun wenige Stunden eines angenehm leise schaukelnden Gleitens unter der klaren, kühlen Herbstsonne; wiederum ein gleichmäßiges Rollen durch grüne Ebenen — und am Abend die Ankunft in dem ungeheuren, glitzernd erleuchteten, menschenwimmelnden Paris.

Die erste Nacht verweilte die Familie im Hotel.

Sandro erhob sich am nächsten Morgen schon früh, kleidete und rasierte sich äußerst sorgfältig; er zeigte sich wie umgewandelt, in so fröhlicher, zuversichtlicher Laune, daß er leise vor sich hinsang; es war, als ob er in der Pariser Luft wieder frei aufatmete, die englischen Nebel und alle überstandenen Bitterkeiten plötzlich vergessend.

Am Kaffeetisch, auf den heitere Sonnenstrahlen fielen, sah er öfter ungeduldig nach der Uhr und ging dann, eine halbe Stunde zu zeitig, aber mehr ver-

gnügt als aufgeregt, fort, um sich den Herren in der Bank vorzustellen.

Laura empfand eine starke innere Unruhe und doch auch gleichsam ein Herüberströmen von Tatenlust und Wagemut aus ihres Mannes Seele. Sie empfahl dem Zimmermädchen, ein passendes Trinkgeld beifügend, das Kind und machte sich auf den Weg, um Wohnungen anzusehen. Sie trug in ihrem Täschchen eine hilfreiche Liste, die Vetter Bayton im voraus von einem seiner Pariser Bekannten hatte zusammenstellen lassen.

Auch die junge Frau fühlte sich ganz eigen aufleben in dem frischen, heiteren Morgen, unter den vielen Menschen, die geschäftig zur Arbeit gingen.

Gleich die erste auf ihrer Liste angegebene Wohnung, gar nicht weit vom Zentrum, in einer ruhigen Straße, gefiel ihr sehr gut; sie machte denn auch mit den Vermietern sogleich das Notwendige ab, unter dem Vorbehalt, mit ihrem Manne wiederzukommen und von ihm ihre Wahl bestätigen zu lassen.

Auf weiteres Suchen verzichtend, begab sie sich langsam und auf Umwegen heim.

Zu ihrer Verwunderung traf sie schon ihren Mann in dem Hotelzimmer, der frohgelaunt und ein bißchen unvorsichtig wild mit der Kleinen spielte.

Er war sehr befriedigt von dem Gespräch mit seinen künftigen Vorgesetzten; man hatte ihm aus einem, durch die dringenden Empfehlungen geförderten Versehen, ein Amt übertragen, auf das eigentlich ein Erfahrener erst Anspruch erheben konnte; der Irrtum erschreckte ihn jedoch keineswegs, denn er vertraute auf das in London Gelernte, auf seinen guten Stern und auf das Entgegenkommen der Menschen.

Die beiden Glücklichen verbrachten den Tag unter endlosen Gesprächen, Hoffnungen schmiedend, sich an Zukunftsbildern berauschend, teils in ihrem Hotelzimmer, teils miteinander draußen in den heiteren, belebten Straßen von Paris.

Als die Stunde des Diners heranrückte, wurde das Kind mit seinem Mehlbrei abgefüttert und schlafen gelegt; Laura und Sandro aber richteten ihre Toilette aufs beste und begaben sich in den Speisesaal.

Alle Blicke wendeten sich den Eintretenden zu, deren stattliche, schöne Erscheinung auffiel, obgleich sie nicht nach der allerletzten Mode gekleidet waren; aber sie setzten sich nicht an die allgemeine Tafel, sondern an ein im voraus bestelltes Tischchen in einer Fensterecke.

Da saßen sie nun in ihrer Ecke, traulich wie auf der Hochzeitsreise ein junges Paar. Sandro zeigte sich als ein selbstbewußter Kavalier, von reizender Höflichkeit gegen seine Gattin; er bestellte Champagner und stieß mit ihr an auf die erwartete glückliche Zukunft, und so siegesgewiß äußerte er sich, daß er die Besonnenere hinriß, während sie doch zugleich einen Schauder,. wie vor einer zu kühnen Vermessenheit, empfand.

Der lebhafte Mann war fest überzeugt, er werde bald reich sein, ja, er sprach, als wäre es ihm schon gelungen, und meinte großartig: „Geld ist in unseren Zeiten nicht zu entbehren als eine Macht, — es erhebt über die gemeine Masse. Aber für unseresgleichen ist es nur Mittel zum Zweck. Es ist nur die selbstverständliche Voraussetzung — überlieferte Ideale und ritterliche Ansprüche — das ist unser eigentlicher Besitz — wer die nicht hat, gehört zum Pöbel."

Schon den nächsten Tag trat Sandro seine Funk-

tionen an, Laura besorgte inzwischen den Umzug und begann die neue Wohnung herzurichten. Sie konnte es ihrem Manne gar nicht glänzend genug machen, der schöne Möbel, Teppiche und Bilder zu besitzen ungeduldig war, und sie mußte immer wieder daran erinnern, daß sie vorläufig noch mit geliehenem Gelde wirtschafteten.

Nach wenigen Tagen wurden indes alle häuslichen Einrichtungen für ihn gleichgültig, er ging nämlich ganz in seiner Arbeit auf. Er war der erste, der das Bureau betrat, und der letzte, der es verließ; in den Abendstunden bildete er sich zu Hause weiter durch Studieren in theoretischen Büchern, sowie auch mit Hilfe von Statistiken, technischen Werken und Handelszeitungen; er brachte sogar einen ärmlich bezahlten Angestellten zum Abendessen mit, um ihn, der durch lange Erfahrung in den Äußerlichkeiten des Geschäftslebens gut Bescheid wußte, beim Glase Wein auszufragen.

So ging er müde zu Bett, zeigte sich auch vor der Frau nicht sehr gesprächig und in den freien Minuten höchstens aufgelegt, mit dem Kinde zu spielen, vergaß Lesen und Musizieren ganz.

Dabei war er unverändert guten Mutes; denn die gelegentliche Unsicherheit des Anfängers überwand er sofort, fühlend, daß er sich in dem Getriebe schnell und leicht zurechtfinden werde.

Laura war es wie eine Erholung nach den überwundenen schweren Tagen. Sie hielt das kleine Hauswesen in guter Ordnung und suchte dem Gatten sein Heim angenehm zu machen; trotzdem hatte sie, obwohl sie sich mit nur einem Mädchen behalf, nicht übermäßig viel zu tun, sondern konnte sich nach länge-

rer Pauſe wieder an geiſtiger Beſchäftigung erfriſchen, wie ſie denn auch fleißig an dem Klavier ſaß, das zu mieten ſie nicht verſäumt hatte.

Das Leben war freilich ſehr ſtill und ein bißchen einſam. Und ſo dachte ſie denn oft an ihre Mutter, die in Brüſſel, alſo in leicht erreichbarer Nähe, hauſte, in Dürftigkeit, faſt in Not, und ebenfalls einſam.

Sie ſchrieb ihr ausführlich und herzlich.

Aber die Antwort war abweiſend und kühl. Miſtreß Swetton hatte ſich, je länger, je mehr, in die Anſchauung verbohrt, als ſei Laura eines Verbrechens gegen die Welt und gegen ſie ſchuldig; das beginnende bürgerliche Fortkommen des jungen Paares ſchien ihr noch mehr zuwider als die romantiſche Armut, nur das Kind erbot ſie ſich in Pflege zu nehmen, das man ihr freilich nicht gab. —

Da Laura keine Wärterin hatte, ging ſie ſelbſt faſt alle Tage, ſoweit es in dem menſchenwimmelnden Paris möglich war, mit der Kleinen ſpazieren, und beſonders häufig an den Kais.

Hier traf ſie eine andere junge Mutter, die Engliſch mit ihrem Töchterchen ſprach; die Kinder näherten ſich und dadurch die Mütter auch.

Miſtreß Mary Conneigh ſtammte aus einer guten, aber unbegüterten Familie, ebenſo wie ihr Mann, der Maler war; es war eine romantiſche Neigungsheirat geweſen, durch welche die jungen Leute ſich ihre beiderſeitigen Verwandten entfremdet hatten; nun lebten ſie, nach mancherlei Kämpfen, in Paris einigermaßen auskömmlich von der Kunſt des begabten Mannes, der ſich bereits einen Namen erworben hatte.

Das erfuhr Laura nach kurzer Bekanntſchaft.

Sie hatte die gute und feine kleine Frau ſehr gern,

allmählich befreundeten sich auch die beiden Familien; man aß wohl Sonntags zusammen in dem einen oder dem anderen Hause, und Sandro war es dann das Hauptvergnügen, mit den Kindern, so klein sie waren, zu spielen und zu tollen.

Im übrigen hatte Sandro kaum irgendwelchen Verkehr, sowohl in wie außer dem Hause. Hin und wieder kamen wohl nachlässig gekleidete Leute zu ihm; Laura kannte ihre Art und haßte sie, sah dann aber mit um so froherer Befriedigung, daß ihr Mann jene abwies und ihre Briefe in den Papierkorb warf; und wenn er zuweilen eine kleine Summe gab, so handelte es sich nach seiner Versicherung eben um Bedürftige. —

Die Monate verflossen ohne Zwischenfall, in einem ruhigen, heiteren Ansteigen.

Da bemerkte Sandro einst: „Höre, wir müssen Visite machen beim Chef.“

Sie fuhren zu dem palastähnlichen Hause und gaben ihre Karte ab.

Einige Tage später erfolgte die Einladung zum Ball.

Sandro hatte seiner Gattin ein sehr schönes, für seine Verhältnisse eigentlich zu teures Kleid besorgt; als er sie nun so prächtig angetan sah, mit künstlich coiffiertem Haar und mit ihrem gewählten, so gar nicht aufdringlichen Schmuck in altertümlicher Fassung, da war er sehr zufrieden und sehr stolz.

Auch wurde Laura auf dem Balle vielfach bemerkt; Herr Großmann unterhielt sich mit ihr sehr liebenswürdig und suchte sie nachher wieder auf, was bereits mit Neid angesehen wurde.

Der Chef des weltberühmten Hauses war ein kleiner, dicker Mann, der ein breites, intelligentes,

gutmütiges Gesicht und ein vielleicht nicht im höchsten Grade distinguiertes, aber geschickt joviales Wesen hatte; Laura kam ihm als eine aristokratische Schönheit vor, solche aber liebte er zu sehen und sich mit ihnen zu umgeben.

Doch auch sonst wurde der jungen Frau in der zahlreichen Gesellschaft, unter welcher sich verschiedene englische Familien befanden, genug Beifall zuteil.

Und sie genoß nach einer Periode langen Darbens mit berauschten Sinnen den Luxus, das Flimmern der strahlenden Lichter, das mondäne Geplauder, wie wenn diese ganze Herrlichkeit mehr bedeutete als ein glänzendes, geselliges Spiel . . .

Der offizielle Ball zog in der Folge noch etliche Visiten nach sich, Lauras Verkehr beschränkte sich indessen, wie früher, fast ganz auf die Familie Conneigh, da Sandro von seinen geschäftlichen Obliegenheiten noch immer übermäßig in Anspruch genommen war.

Zumal ein bestimmtes Projekt ließ ihm keine Ruhe. Es handelte sich um ein großes Kohlenwerk, das ein Bankier in Lyon erworben hatte, aber nicht wirksam ausbeuten konnte, weil die Aufgabe über seine Mittel ging.

Herr Großmann als einflußreicher Aktionär in einer der größten Eisenbahngesellschaften hatte schon längst eine Verbindung mit diesem Manne geplant, allein er begegnete einem unerklärlichen Mißtrauen, die Verhandlungen stockten immer wieder, und schließlich gab man das unfruchtbare Werben auf.

Nun waren inzwischen Umstände eingetreten, durch welche der Plan sich mit besonders hohem Nutzen durchführen ließ; Del-Terra, Feuer und Flamme für die Sache, drängte die Chefs, die sich keiner erneuten

Zurückweisung aussetzen mochten, bis ihm Herr Großmann eines Tages halb ärgerlich sagte: „Reisen Sie doch hin und sprechen Sie mit dem Kerl. Ich gebe Ihnen carte blanche."

Sandro ergriff schnell gefaßt seinen Prinzipal beim Wort, und am nächsten Tage war er schon auf dem Wege nach Lyon.

Als er drei Tage später zurückkehrte, hatte er zu allgemeinem Erstaunen bereits einen vollständigen Erfolg durch einen Eilbrief melden können.

Diese Transaktion brachte der Firma viel Geld ein und daher dem geschickten Angestellten großen Nutzen; nicht nur erntete er vom Chef die höchsten Lobpreisungen, sondern er erlangte auch, entschlossen zur rechten Zeit das Eisen schmiedend, eine wichtige Beförderung und einen Sitz in dem Verwaltungsrate der neu zu gründenden Gesellschaft, und sein Rat wurde von nun an aufs äußerste geschätzt.

Kurze Zeit darauf starb einer der ältesten Mitarbeiter des Geschäftes, Del-Terra erhielt Prokura und die Aussicht, sehr bald Partner zu werden.

Das Geld floß dem tätigen Mann reichlich zu, und er liebte es, prächtig aufzutreten. Es befriedigte seinen Ehrgeiz, daß Laura für eine der vornehm-elegantesten Damen galt, und als eitler Vater verwöhnte er sogar sein Töchterchen mit kostbarem Putz. Die Wohnung war zu klein geworden, es wurde eine anspruchsvolle Etage in der Rue Lafitte gemietet und mit Möbeln aus den berühmtesten Pariser und Londoner Ateliers ausgestattet.

Wie im Handumdrehen war der Verkehr außerordentlich angewachsen; der Hausherr, der sich nun öfter Zeit ließ, empfing sehr gern, besonders Künstler

aller Art und jene englischen Familien, für welche seine Frau trotz aller bitteren Erfahrungen eine eingeborne, unwiderstehliche Vorliebe besaß.

Das einst von Bayton geborgte Geld war längst zurückgezahlt; aber beide vergaßen dem alten Freund seine Wohltaten nicht und luden ihn so lange ein, bis er endlich seine natürliche Bequemlichkeit überwand und eines Tages in Paris erschien. Sandro wollte ihn feiern wie einen Fürsten, er aber entzog sich allen gastfreundlichen Demonstrationen mit einer blasierten, einfältigen und verschmitzten Miene; wenn er es sich auch in gewissen Restaurants, die er durchaus besuchen sollte, wohlschmecken ließ, so interessierte ihn sonst in der großen Stadt nichts so sehr wie die wenigen Geschäfte, die Angelgeräte feil hatten.

Am liebsten saß er stundenlang daheim bei Laura, abwechselnd Anekdötchen erzählend und seine pessimistische Weltanschauung vortragend, die sich doch mit einem ausgezeichneten Appetit und einem behaglichen Gehenlassen so trefflich vertrug.

Als er dann nach einer Woche abreiste, fühlte die junge Frau sich zuerst ganz vereinsamt.

Bald war sie dann freilich wieder in dem gesellschaftlichen Trubel.

Aber der wuchs ihr fast über den Kopf. Sie dachte nun doch manchmal an die Zukunft, und es bereitete ihr Sorgen, daß ihr Mann sich darum gar nicht zu bekümmern schien, sondern das viele Geld, das er verdiente, mit vollen Händen und oft unbesonnen genug, ausgab, und das, was ihm dennoch zur Verfügung blieb, nicht zurücklegte, sondern in neue, zweifelhafte Unternehmungen steckte.

Es war in der Umgegend von Paris eine sehr

umfangreiche chemische Fabrik gegründet worden. Der Erfolg bestätigte jedoch die Erwartungen der Besitzer nicht, und es fehlte ihnen das nötige Kapital, um ihr Werk durch eine lange, schwierige Periode zu führen.

Sandro hatte seine Bank auf dieses Unternehmen aufmerksam gemacht, man fand aber das Risiko zu groß und den Betrieb schwer zu kontrollieren. Er selbst war fest überzeugt, es handle sich um eine wahre Goldgrube, die freilich erst nach Jahren unbelohnter Mühe einen überschwenglichen Ertrag abwerfen würde; und darum sicherte er sich ohne Zögern so viele Anteile an den Werken von Les Moulins, wie es mit seinen geringen freien Mitteln, die er noch durch Geliehenes vermehrte, möglich war.

Von nun an widmete er alle seine freie Zeit und alle seine Mittel dieser Fabrik, die durch kostspielige Experimente, mißglückte Anknüpfungsversuche und schwierige Beschaffung der Rohmaterialien ungeheure Summen verschlang, obgleich sie mit keiner Konkurrenz zu kämpfen hatte.

Laura, von diesen Verhältnissen im allgemeinen unterrichtet, quälte sich darüber im stillen; endlich hielt sie die Zweifel nicht mehr aus und wandte sich an ihren Gatten.

Freundlich und geduldig hörte er auf ihre Reden, dann sagte er mit lächelnder Zuversicht: „Nur keine unnützen Gedanken, Laura! Ich bin meiner Sache absolut sicher. Der jetzige unbefriedigende Zustand kann ein Jahr, vielleicht auch noch länger, andauern; aber dann wird der Umschlag ganz plötzlich sein, und die Fabrik wird Ströme Goldes einbringen."

Laura ließ sich nach einigem Widerstreben über-

zeugen, weniger zwar durch die Gründe als durch das heitere Vertrauen ihres Mannes.

Dieser fuhr fort: „Man muß nur nichts mit Kleinlichkeit betreiben. Glaubst du, daß es mich befriedigen kann, ein leidlich gut situierter kleiner Geschäftsmann zu sein? Nein, ich wünsche mir eine signorile Existenz. Ich werde mir ein Schloß am Comersee bauen, und ein ausgedehntes Gebiet Landes kaufe ich dazu, — dort sollst du als eine Fürstin weilen, deine Residenz soll ein Mittelpunkt des geistigen und geselligen Lebens sein, wie es die Fürstenhöfe des Quattrocento waren — im Sommer ziehen wir in die Berge und um Ostern nach Rom — stets umgeben von den besten Geistern, die das Vaterland und Europa hervorbringt —“

„Aber Italien müßte doch erst frei sein,“ bemerkte Laura, nur um seine Rede nicht ohne Widerspruch zu lassen.

„Italien wird bald frei sein,“ bestätigte er; dann wußte sie nicht mehr, was sie sagen sollte, es wurde ihr ein bißchen unheimlich bei dieser übertriebenen Zuversicht . . .

Konzerte, Theaterabende, Gesellschaften folgten einander, schon wurde die Wohnung wieder zu klein, und Sandro erwog bereits ein Haus auf der anderen Seite des Flusses in der gewähltesten Gegend zu mieten . . .

Die junge Frau war nicht so beschaffen, daß sie sich durch ein glänzendes, rauschendes Treiben blenden oder erschrecken ließ. Dennoch hatte sie jetzt manchmal Momente der Unsicherheit, wo ihr ängstlich zumute ward.

Sie sah, daß Sandro alle jene Briefe und Be-

suche, die sie früher so sehr gefürchtet hatte, abwies, rauher und kürzer abwies, als er es noch vor kurzem getan hatte. Und er sprach niemals davon — das war ihr denn doch kein beruhigendes Zeichen.

Einmal erhielt sie selbst einen anonymen Brief. Er war voll von Drohungen gegen ihren Mann, der zum Verräter geworden sei, wie gegen sie, deren Einfluß daran schuld sei — und obgleich sie sich durch ein solches Papier nicht einschüchtern lassen wollte, sondern es heftig ins Feuer warf, wurde sie doch den unangenehmen Eindruck der Drohungen lange nicht los. —

Sandro hatte sich in einen bekannten Klub aufnehmen lassen, wo er in- und ausländische Journale fand und einer großen Zahl unterrichteter Männer begegnete. Denn er interessierte sich nun lebhaft für die hohe Politik.

Weniger noch aus den Zeitungen als aus den Privatberichten gut informierter Bankiers wußte man, daß in Italien die Volksstimmung nur noch schwer zu zügeln war und jeden Augenblick eine Revolution drohte. Cavour bereitete im stillen kriegerische Verwicklungen vor, die Westmächte schienen günstig gesinnt, Napoleon, von dem alles abhing, schien entschlossen zum Einschreiten. Man mußte bald losschlagen; es kostete eine letzte Anstrengung, die planmäßige Verwendung größerer Massen: dann war Italien frei.

Früher war Sandro gegen Napoleon III. mißtrauisch gewesen, er verzieh ihm seine Despotenmanieren nicht; seitdem er jedoch überzeugt war, der ehemalige Freischärler werde mit dem Gewichte seines großen Reiches für Italien eintreten, seitdem huldigte er dem

Kaiser mit feuriger Sympathie, ja, trieb fast einen Kultus mit dessen Namen. Der leidenschaftliche Mann lebte ununterbrochen in einer großen, freudigen Spannung. —

Da löste sich, ganz unerwartet und plötzlich, die Gewitterwolke auf. Die Kriegsgefahr, die das Publikum kaum erkannt hatte, rückte in weite Ferne hinaus. Napoleon, der ewig Zaudernde und Brütende, war wieder unschlüssig geworden; neue Schwierigkeiten erhoben sich vor den italienischen Staatsmännern; es war nicht mehr die Rede von der angekündigten Aktion, in der Luft lag, wie früher, eine bleierne Stille.

Die Enttäuschung traf Sandro sehr hart; er wollte zuerst nicht glauben, daß all sein wohlbegründetes Hoffen eitel gewesen sei, dann aber verfiel er in einen verzehrenden, leidenschaftlichen Zorn, äußerte unvorsichtig die derbsten Verwünschungen gegen Napoleon und war mehrere Tage lang zu jeder ernsten Arbeit unfähig.

Allmählich beruhigte er sich anscheinend, bekümmerte sich sehr viel um die chemische Fabrik, gab üppige Gesellschaften, und ging dann wieder allein mit seinem Töchterchen spazieren, das er sehr liebte; Ethel war ein so hübsches kleines Mädchen geworden, konnte sich in drei Sprachen ausdrücken, hatte Unterricht im Schreiben und Lesen und übte täglich eine halbe Stunde am Klavier.

Als es Winter wurde, pflegte Sandro immer häufiger seinen Klub aufzusuchen, so daß Laura, wenn sie unterdessen nicht gerade im Theater oder bei Freunden war, manche lange Abendstunde lesend allein saß.

Einmal befand sie sich wieder so allein in der stillen Wohnung.

Da hörte sie ein plötzliches, heftiges Läuten an der Türe.

Sie lauschte; das Mädchen war an die Türe gegangen, und dann klang es undeutlich wie ein Wortwechsel von dort herüber.

Eine instinktive Unruhe ergriff Laura, sie eilte auf den Flur, und da gewahrte sie einen aufgeregten Mann, der in schlechtem Französisch forderte: „Ich muß Sandro Del-Terra sehen!"

„Herr Del-Terra ist nicht zu Hause," erwiderte sie.

„Dann warte ich, bis er kommt."

„Morgen ist Herr Del-Terra zu sprechen," sagte Laura mit Entschiedenheit und gab die Adresse des Kontors an.

„Nein, ich habe ihn heute noch nötig, ich bleibe hier."

Die junge Frau wußte nicht, ob sie es mit einem Elenden, einem Irrsinnigen oder einem Verbrecher zu tun habe; das Mädchen zitterte und fürchtete sich, nur der Respekt vor der Herrin hielt es von einer ängstlichen Flucht ab.

„Ich kann Sie jetzt nicht empfangen, Sie müssen gehen."

„Nein, nein, nein, ich gehe nicht."

Lauras Zorn begann zu wanken, indem sie auf die verzweiflungsvolle Miene des Fremden sah, und schon hätte sie beinahe nachgegeben. —

Da machte er eine drohende Bewegung, und in seinen Augen loderte es unheimlich auf.

Nun überwältigte die stolze Frau eine wütende Entrüstung: „Verlassen Sie sofort die Wohnung," rief

sie gebieterisch, „wenn Sie noch einen Augenblick zögern, mache ich Lärm.“

Der Mann erschrak und wollte sich aufs Bitten verlegen.

Aber sie war so aufgebracht, daß sie nicht hörte; sie wiederholte ihre befehlende Aufforderung und war im Begiff, ihre Drohung zur Tat werden zu lassen.

Da verschwand der Fremde schnell, indem er leise einen italienischen Fluch ausstieß . . .

Als Laura ihre besonnene Überlegung wiedergewonnen hatte, wurde sie inne, welch peinlicher Eindruck ihr von dieser Szene geblieben war. Sie konnte weder lesen noch schlafen, sie ging unruhig im Zimmer auf und ab.

Zum Glück kam Sandro bald. Er zeigte sich sehr aufgeregt und rief schon beim Eintreten in das Zimmer ihr entgegen: „Weißt du, was eben geschehen ist? Es ist ein Attentat unternommen auf den Kaiser und die Kaiserin bei ihrer Auffahrt zum Theater. Man hat Bomben geworfen, die Pferde der Equipage sind zerrissen, viele Menschen verwundet. Der Kaiser aber ist unverletzt.“

Die Nachricht erschütterte Laura, als ginge das Ereignis sie persönlich an — und ihr Gatte sprach viel und wirr, obgleich er noch nichts von den Einzelheiten wußte. —

Am nächsten Morgen gaben die Zeitungen ausführliche Mitteilungen über das Attentat, und Sandro, den die Sache außerordentlich lebhaft beschäftigte, brachte noch manche Details von der Börse mit. Es bestätigte sich, daß der Kaiser unverletzt geblieben war; man hatte in der Nacht schon die Missetäter verhaftet und entdeckt, daß sie Italiener waren.

Einer von ihnen sollte Orsini heißen; Sandro erinnerte sich des Namens, dessen Träger früher schon in Konspirationen verwickelt gewesen war.

„Die Tat dient einer politischen Absicht," meinte er aufgeregt zu seiner Frau.

Das wollte diese nicht wahr haben; sie schwieg indessen, als sie sah, daß er sich über ihren Widerspruch ärgerte.

Sandros Gedanken aber befaßten sich ohne Unterlaß mit dem schrecklichen Ereignis; es duldete ihn nicht in dem Hause, er stürmte jeden Augenblick hinaus, auf neue Nachrichten begierig. Man erfuhr, Orsini habe die Tat unternommen, um das Gewissen des Kaisers zu wecken, ihn zu zwingen, daß er seine Verpflichtungen gegen Italien erfülle . . .

Sandro war wieder am Abend ausgegangen, ohne zu sagen, wohin er sich begab und wann er zurück sein werde; „Lege dich nur schlafen," riet er der Gattin lediglich.

Jedoch sie gehorchte ihm nicht, sie blieb wach, beherrscht von einer sonderbaren inneren Unruhe. Sie tat ihr weiches, weites Hauskleid um und wartete in dem Wohnzimmer. Mit Überwindung begann sie einen Brief; und als ihr die Feder stockte, nahm sie ein Buch vor. Aber sie sah, daß sie zu keiner Beschäftigung fähig war. —

Die Stunden rückten unendlich langsam fort; sie trat ans Fenster, vom Fenster in den Raum: setzte sich an den Kamin, in welchem die Kohlen leise verglommen; erhob sich wieder, ging im Zimmer auf und ab. Wie Ewigkeiten verflossen die Stunden . . .

Und doch war es sehr spät geworden. Sandro kam sonst nie so spät heim.

Die junge Frau trat aufs neue ans Fenster, schaute auf die dunkle, stille Straße, auf die gelben Flammen der Gaslaternen; zuweilen verklangen unten Schritte, aber es war nur eine Polizeipatrouille, sie näherte sich langsam bis zur Türe und war dann vorbei.

Laura wachte und wartete; schon fing der späte Wintermorgen an zu dämmern, die Laternen draußen erloschen, es wurde frostig im Zimmer.

Das Zimmermädchen klopfte verschlafen an die Türe und fragte, ob es den Kaffee bereiten solle.

„Ja, bereiten Sie den Kaffee," antwortete Laura mechanisch.

Nun ging sie ins Eßzimmer.

Aber sie schob die Tasse weit von sich, das Getränk schien ihr ekelhaft und schal.

Die Kleine kam mit dem Fräulein. Laura zwang sich zu ein paar freundlichen Worten; darauf kehrte sie in das Wohnzimmer zurück, indem sie Kopfweh vorschützte.

Es läutete.

Sie zuckte zusammen und horchte gespannt, sich gegen den Tisch lehnend. Jemand kam und ging sogleich zu ihr ins Zimmer.

Es war Mary Conneigh. Die gutmütige Frau wollte tun, als wäre sie zufällig gekommen, aber sie verstellte sich ungeschickt.

„Was wollen Sie?" fragte Laura mit starren Augen.

„Ich wollte nur fragen, wie es Ihnen geht. Mein Mann ist auch so sehr spät —"

Aber während sie nach Lügen suchte, läutete es wieder.

Man vernahm ſtarke Männertritte.

Laura wurde bleich: das war nicht der Schritt Sandros.

Und dann trat ein Mann ohne Umſtände in das Zimmer. Er war wohlgekleidet, in bürgerlichem Anzuge; doch die überreizte Frau durchſchaute das Äußere wie in einer Viſion: ſie erkannte in dem Fremden den — Polizeikommiſſär. —

Leichenfahl taumelte ſie zurück.

Der Mann hatte eine ernſte Miene. „Ihr Gatte —“ begann er langſam, nach den ferneren Worten ſuchend.

Laura, die eine Stuhllehne umklammert hielt, ſtand ſtarr aufrecht; nun ſchwankte ſie; und dann fiel ſie bewußtlos nieder.

Mary Conneigh unterdrückte einen Schrei des Erſchreckens und beugte ſich über ſie.

Der Polizeikommiſſär, an ſolche Szenen gewöhnt, bemerkte ruhig: „Schicken Sie nach Eau de Cologne und befeuchten Sie ihr die Schläfen.“

Zitternd rief die gute Frau nach dem Mädchen.

Unterdeſſen hatte der Kommiſſär die Zuſammengebrochene ergriffen, mit Hilfe Marys legte er ſie bequem auf das Sofa. Blaß wie eine Leiche lag ſie und regungslos.

Mary, mit krampfendem Herzen, ſtöhnte gepreßt: „O Gott, ſie ſtirbt.“

„Es iſt nur eine Ohnmacht,“ ſagte der Kommiſſär.

Dann flüſterte er leiſe: „Herr Del-Terra iſt dieſe Nacht ermordet worden. Man fand ſeine Leiche bei einem entlegenen Neubau. In der Wunde ſteckte noch ein italieniſches Stilett —“

In diesem Moment kam die Magd mit der Eau de Cologne.

IV.

So lange der Leichnam noch über der Erde war, lag auf Lauras Geist eine Betäubung, die den stechenden Schmerz milderte; hilfreiche Menschen nahmen ihr zudem die mit einem Todesfall verbundenen lästigen Besorgungen ab, und so verbrachte sie die feierlich-schweren Stunden wie in einem drückenden, aber undeutlichen Traum.

Dann erfolgte die prunkvolle Beisetzung.

Als sie davon zurückkehrte in das einsame, gleichsam von seiner Seele verlassene Haus, in die leeren Zimmer, da empfand sie plötzlich klar, hart und schneidend die Wirklichkeit; die Erinnerung an ihr früheres Glück, an das unwiderruflich vernichtete, bohrte sich ihr wie mit spitzen Stacheln ins Herz.

Auf Sekunden kam ihr die ruhige Erkenntnis, und sie sah ein, daß sie sich sammeln, daß sie aus dieser Umgebung fliehen müsse; aber sogleich verfiel sie wieder in die qualvolle Ohnmacht.

Der Tod Sandros hatte ein ungeheures Aufsehen hervorgerufen, von allen Seiten strömten der Witwe Zeichen des Beileids zu, welche die schon ermatteten Nerven zu stets erneutem Schmerz aufpeitschten. Briefe, telegraphische Depeschen, sogar Zeitungsartikel wurden in das Haus geschickt, und Reporter versuchten sich einzudrängen; längst vergessene englische Bekannte meldeten sich, die Kaiserin Eugenie hatte

Blumen geschickt und ihre Teilnahme aussprechen lassen. Dazu kamen noch häufige Anfragen von der Polizei, — es war eine peinliche Unruhe, die Haustür ging ohne Unterlaß, und alle diese Bewegung schrie der einsamen Frau unaufhörlich ihren Verlust in die Ohren. —

Mary Conneigh besuchte sie alle Tage; mager, blaß, mit verweinten Augen, sah die Teilnehmende in ihrem schwarzen Kleid einem blutleeren Kinde gleich. Ihr Mann begleitete sie häufig; beide waren ungemein taktvoll und zart, und für den Augenblick wirkte ihre Gegenwart wie ein weicher, kühler Finger auf entzündete Augenlider — aber es ging keine Kraft von ihnen aus, nur eine sanftere Schwäche.

Und dann hatte Laura das Kind.

Ethel kannte den Tod noch nicht und vermochte ihn nicht recht zu begreifen, sie war verwundert über des Vaters Abscheiden, aber nicht einmal betroffen. Denn für sie war er immer noch da, freilich im Himmel, aber doch so nahe, daß sie ihn hinter jeder Wolke zu sehen glaubte; darum sprach sie von ihrem Vater ganz unbefangen und ganz froh, wie wenn er nur auf einer kurzen Reise abwesend wäre. Nun aber gewahrte sie, daß ihre Reden die Mama zum Weinen brachten, und sie schämte sich und schwieg . . .

So vergingen viele, viele Tage. Am Ende meldeten sich Gläubiger, der Hausherr wünschte Bescheid; Laura wurde mit Gewalt aus ihrer Apathie gerissen.

Sie machte sich auf zu dem Gebäude der Bank und wurde von Herrn Großmann in seinem Privatkontor empfangen. Der im Grunde gutherzige Prinzipal hatte ihr bereits ein paar freundliche Zeilen geschrieben und war jetzt nicht frei von einer Rührung,

die er unter sachlichen Darlegungen ungeschickt verbarg; freilich blieben dabei immer seine Worte geschäftlich korrekt. Er verhehlte nicht, daß die Anteilscheine der Werke von Les Moulins so gut wie wertlos seien, erklärte sich jedoch bereit, sie zu einem Freundschaftspreise zu übernehmen.

Laura lehnte das ab; er wunderte sich wohl, bestand aber nicht auf seinem Vorschlag.

Dann ging er dazu über, etwas konfus von den Verdiensten des Verstorbenen um die Bank zu reden, für welche das Geschäft noch eine nachträgliche Erkenntlichkeit gewissermaßen schuldig sei; und so sprach er denn von einer kleinen Pension für die Witwe oder von einem Erziehungsbeitrag wenigstens für das Kind.

Laura, dankbar, jedoch einigermaßen verlegen, antwortete ein wenig umständlich und unklar, um das großmütige Anerbieten abzulehnen, ohne den wohlmeinenden Sinn zu verletzen.

Der alte Bankier blickte von der Seite prüfend auf sie; mit einer leise erstaunten Mißbilligung bemerkte er, daß die verlassene Witwe ihre und ihres Kindes Zukunft rein auf d a s zu gründen meinte, was der Mann ihr hinterlassen, und daß sie aus einer verfehlten Spekulation noch künftigen Gewinn erwartete.

Er blieb eine Weile stumm, gleichsam um ihr zum Nachdenken Zeit zu lassen, dann sprach er ungekränkt und ruhig über das Wenige, das es zu erledigen gab. Es handelte sich um ein verhältnismäßig geringes Guthaben bei der Bank, das auf Herrn Großmanns Anweisung sofort ausgezahlt wurde . . .

Laura hielt es in Paris nicht aus, sie hatte Sehn-

ſucht nach England; kein Verlangen nach einzelnen Perſonen, aber Sehnſucht nach Luft und Licht ihrer Heimat, nach der Stimmung ihrer Kindheitserinnerungen. —

Als ſie dann das Meer hinter ſich hatte, als ſie durch die milde grünende Gegend fuhr, durch die lieblichen Wieſen mit den alleinſtehenden, ernſten, ſchönen Eichbäumen, da wurde ihr das Herz leichter.

Aber es zog ſich darauf krampfhaft zuſammen in London unter den vielen, vielen Menſchen, denen ſie ſo unheimlich fremd war . . .

Laura Del-Terra lebte mit ihrer Tochter in zwei Zimmern eines kleinen Hauſes, völlig verloren in dem großen London, das ſie umbrauſte wie ein Meer. Die Nachbarinnen bemerkten ſie wohl, wenn ſie mit dem hübſchen Kinde an der Hand ſpazieren ging zu den ruhigen, vornehmen Straßen hinüber und bis an den Hyde-Park, ſie flüſterten ſich auch allerhand abenteuerliche Vermutungen über der Unbekannten Art und Schickſal zu; aber keine trat ihr näher.

Die Einſame lebte nur noch für das Kind.

Ethel war ſehr hübſch geworden, ſehr blond und blauäugig, mit einem überaus klugen Ausdruck in dem doch ſo offenen Geſichtchen, mit ſchmalen, zarten Händen und Füßen. Sie hatte in den drei Sprachen bereits große Fortſchritte gemacht und ſpielte recht anmutig Klavier, hatte ſchon viel Intereſſe für manche Dinge, die über ihre Jahre hinausgingen und ein ſonderbar reifes, teilnehmendes Verſtändnis für Menſchen. Güte war der Grundzug ihres Weſens, und ihr naiver angeborener Stolz umkleidete ſich mit entzückender Liebenswürdigkeit, dabei hatte ſie große Luſt zu lernen, ſich zu bilden, ſich zu betätigen.

Trotz aller dieſer vortrefflichen Eigenſchaften gab ſie einer gewiſſenhaften Erzieherin genug zu tun. Denn ſie wollte ſich von keinem Prinzip leiten laſſen, ſie war äußerſt impulſiv und ſtrebte mit Heftigkeit, ohne Überlegung danach, zu tun, was der Moment ihr eingab.

Von dieſer natürlichen, trotzigen Ungebundenheit war ſie aber umſo ſchwerer zu entwöhnen, da ihr Charakter ihr in faſt allen Fällen ſich richtig und anmutig zu benehmen verhalf.

Laura unterrichtete ſelbſt, ſoviel ſie es vermochte, für einige Fächer zog ſie eine gute Lehrerin zu.

Ihre Mutterliebe ließ ſie tagsüber vergeſſen, daß es ihrem Geiſte denn doch an hinreichender Beſchäftigung gebrach; aber wie lang und einſam waren die Abende, wenn die Kleine ſchlief!

Laura verſtand ſich auf die feinſten Stickereiarbeiten; allein wie gering war die, noch dazu auf Umwegen geſuchte Bezahlung, wie furchtbar monoton das Abend für Abend fortgeſetzte Werk, das der Phantaſie freien Spielraum ließ, ohne den Geiſt irgendwie zu befriedigen!

Ihrem Vetter Bayton hatte Laura einen kurzen Beſuch gemacht und zeigte ſich dann bei ihm nur flüchtig in angemeſſenen Pauſen.

Er verſtand ſich ſo ſchlecht auf das Unglück, dem er nur mit einer ſcheuen Ironie entgegenzutreten wußte, und dieſe Zurückhaltung ſah in ernſten Stunden wunderlich genug, faſt albern aus. Dennoch hatte der ſelbſtgenügſame Mann gerade in dieſem Fall den beſten Willen. —

Die junge Witwe ihrerſeits litt je länger je mehr unter ihrer Einſamkeit, ſie widerſtand ſeltener den

ehrlichen, aber mit hölzerner Trockenheit vorgebrachten Aufforderungen, sowie ihrem eigenen Verlangen, ein paar Worte auszutauschen mit dem einzigen Menschen, der ihr wohlgesinnt war.

Zu ihren Besuchen nahm sie stets Ethel mit.

Und Bayton gewöhnte sich sehr an das Kind, ja er behandelte es mit einer Art von spröder Verliebtheit. Zärtlich wurde er nie, aber er erzählte der Kleinen eine Menge meist recht einfältiger Witze und Anekdoten; sie sah ihn mit ihren großen, klugen Augen an, begriff die Pointe nicht und lachte am Ende doch aus kindlicher Höflichkeit.

Auch gab er ihr seine mit schönen Bildern verzierten Bücher und alle die merkwürdigen Gegenstände, die an den Wänden hingen, — Sachen, die sonst niemand berühren durfte. Stundenlang saßen die beiden Erwachsenen einander manchmal gegenüber auf bequemen Sesseln am Kamin, während Ethel etwas abseits auf einem Bärenfall mit unersetzlichen Reiseandenken spielte.

Hatte Laura schon immer Dankbarkeit und Sympathie für ihren Vetter gehabt, so empfand sie nun, seine stille, halb verschämte Liebe für das Kind bemerkend, eine gerührte Zuneigung. Und die verriet sich ungewollt in Rede und Benehmen; so herrschte denn zwischen diesen beiden Menschen bei aller höflichen Zurückhaltung in der äußeren Form eine liebliche, sanfte Wärme des Umganges. —

Laura vermied es indessen, irgend etwas von Bayton anzunehmen, sei es auch nur die wiederholt angebotene Gastfreundschaft.

So vergingen Monate.

Es war schon im vollen Sommer. Bayton besaß

ein Landhäuschen, ein Dutzend Meilen von London entfernt; er verbrachte wohl hin und wieder zwei Tage draußen, wollte jedoch nicht eher übersiedeln, wie er mit einer halb spöttisch klingenden, quängelnden Umständlichkeit auseinandersetzte, als bis die Cousine ihm versprochen hätte, ihn zu begleiten und ihm auf dem Lande den Haushalt zu führen.

Nun war Ethel in der Stadt ein wenig blaß und blutarm geworden; das bestimmte die Zögernde zuletzt.

Eines Nachmittags fuhren die drei hinaus im leichten Jagdwagen; es ging über flache Felder und durch anmutiges Hügelgelände, an stattlichen Dörfern, trauten Weilern und prächtigen Landgütern vorbei, bis der Weg in einen hochstämmigen Wald einbog; ein wenig zurück, zwischen gewaltigen Eichen versteckt, lag ein hübsches, luftig gebautes Landhaus. —

Mutter und Tochter lebten sich schnell ein in dieser köstlichen Einsamkeit. Der Wald überschauerte die sonnige Stille mit einer erquicklichen Kühlung, in den Zimmern dämmerte es bei Tage angenehm frisch, morgens früh aber drangen bereits die leuchtenden Sonnenstrahlen herein, und man vernahm von draußen das Zwitschern der Vögel.

In dem kleinen Haushalt gab es wenig zu tun, das Leben verfloß in einer friedlich genießenden Ruhe. Der Hochwald lud zu gemeinsamen Spaziergängen ein; nicht weniger der Park, der einem abwesenden reichen Nachbarn gehörte und Fremden sonst nicht geöffnet war.

Es herrschte eine tiefe, feierliche Einsamkeit in dem Halbdunkel der überwachsenen Wege, unter den

verwitterten Bäumen, diesen Zeugen einer fernen Vergangenheit, gleichsam versteinert in die Gegenwart hineinragend; beinahe gespenstisch klang in dieser Stille das Rascheln eines ungesehenen Tieres im Gebüsch. Von Zeit zu Zeit wurde aus dem Dunkel der Blick frei, über eine helle Rasenfläche hinweg, auf den Teich mit seinem unbewohnten Entenhause; und manchmal zeigte sich hinter dichtem Grün das Schloß selbst, mit seinen altersgrauen Zinnen trotzig und unheimlich über die Bäume emporragend. Unwillkürlich redete Laura oft von ihrer Familie, wenn sie mit ihrer Tochter oder auch dem Verwandten durch den schweigenden Park wandelte.

Daniel saß gern plaudernd auf der Terrasse vor dem Hause; er rauchte dann seine kurze Pfeife, trank ein Glas Sodawasser, dem er einen Löffel Whisky oder Cognac beimischte, und erging sich behaglich in seinen pessimistischen Phantasieen, indem er meinte, der heute noch wohlhabende Mensch solle sich vorsichtshalber auf die allernotwendigsten Bedürfnisse beschränken und seinen Unterhalt in harter Landarbeit zu erwerben bereit sein — und indem er Großbritannien wie dem zivilisierten Teil des übrigen Europa einen baldigen Verfall gemächlich prophezeite.

Aber seine Gedanken erschöpften sich nicht in diesen angewöhnten Torheiten. Häufig blieb er mit seiner Cousine noch lange draußen in den schönen, dunklen, doch warmen Nächten, wenn die Kleine längst im Schlummer lag. Von der offenen Türe des Eßzimmers her fiel das Licht auf die Veranda — er rauchte, er redete über Ethel; und obgleich er, um nicht sentimental zu erscheinen, den Ton zuweilen ins

Paradoxe, ja ins Alberne übertrieb, verriet sich doch in jedem Wort seine Schwäche für das Kind.

Er fand an Ethel alles liebenswert, schön und distinguiert, er war überzeugt, sie werde dereinst in der Welt eine glänzende und gewissermaßen rührende Rolle spielen; ihr fehle nichts, meinte er, als die äußeren Mittel. Ja er schätzte sich glücklich, ohne Leibeserben zu sein, da er nun doch vielleicht etwas werde tun können für ein Wesen von einer höheren Vornehmheit, wie sie seinen leiblichen Abkömmlingen naturgemäß versagt sein würde.

Die geschmeichelte Mutter lehnte höflich-bescheiden ab; doch ließ sie sich bestimmen, Ethel für die vielgerühmte, aber sehr teure Schule der Mistreß Somers anzumelden, und sie mußte es sich gefallen lassen, daß der Onkel wenigstens das Schulgeld bezahle.

Laura empfand, zum ersten Mal seit sie so Schweres ertragen, wieder eine Art von ruhigem Glück. Sie begehrte nichts für sich, ja sie glaubte bald sterben zu müssen, während Daniel leben sollte — obgleich sie jung war und er alt.

Sie übertrieb sich seinen Reichtum, seinen Einfluß; und zwar lediglich um des Kindes willen, dessen Schicksal allein für sie noch von Bedeutung war. Die sonst keineswegs phantastische Frau malte sich immer wieder die Zukunft ihrer Tochter aus und sah sie in den glänzendsten Farben; unbewußt in den Fehler ihrer eigenen Mutter verfallend, achtete sie nur auf das Äußere, und die Kleine erschien ihr als eine Prinzessin, in der höchsten gesellschaftlichen Stellung, reich und vornehm, allgemein anerkannt und allgemein verehrt.

Es bedurfte nur einiger äußerer Mittel, um den

Anstoß zu geben für solche herrliche Laufbahn; das war die Aufgabe Daniels; sonst so stolz und im Annehmen so spröde, war Laura jetzt keinen Augenblick im Zweifel, daß der höchste Tribut ihrer Tochter gebühre, den zu leisten des Verwandten selbstverständliche und ehrenvolle Pflicht sei. —

Wieder einmal saßen die zwei zusammen auf der Veranda vor dem Hause an einem dunklen, stillen, warmen Sommerabend. Es war spät, die Dienstboten hatten sich zur Ruhe begeben, man hörte keinen Laut ringsum, außer etwa einem fernen Vogelruf; das Licht vom Eßzimmer her fiel schräg, unsicher und gespenstisch auf die Platte des einfachen Gartentisches.

Zwischen den beiden Verwandten war das Gespräch einsilbiger geworden; sie gaben sich mehr ihren Gedanken als der Äußerung ihrer Gedanken hin. Da sprach Daniel nach einigem Druckſen und Warten plötzlich ganz unvermittelt; er machte seiner Cousine einen Heiratsantrag — und er tat es in einem leichten, gleichgültigen Tone, ganz obenhin, wie wenn es sich um die Aufforderung zu einer Whistpartie gehandelt hätte.

Ein heftiger Schreck ergriff Laura, des Vetters Worte kamen ihr so furchtbar überraschend, sie zweifelte, ob sie recht verstanden habe. Eine Fülle von Vorstellungen zog ihr durch den Kopf in peinigender Hast. Sie mußte an den verstorbenen Sandro denken, an das Kind, an ihr eigenes rein kameradschaftliches Gefühl zu dem so viel älteren Manne; — dann aber auch an seine Güte, die sich auch in diesem bescheidenen Vorschlag äußerte, denn sie wußte wohl, wie er gemeint sei.

Ihrer Gewandtheit und Selbstbeherrschung nicht

mehr mächtig, wußte sie nicht gleich eine passende Entgegnung zu finden; sie suchte zum Überlegen Zeit, indem sie wortreich und wirr redete.

Endlich hatte sie sich einigermaßen gefaßt; sie sprach Dank und Vertrauen aus, bat aber zu endgültiger Antwort um eine Frist von zwei Tagen.

Der Rest der Nacht verging ihr dann schlaflos; dieselben Gedanken wälzten sich immer wieder durch ihr Gehirn; sie nahm sich vor, dem Freund und Wohltäter nachzugeben und kam doch über einen instinktartigen inneren Widerstand nicht hinweg. Sie erwartete mit Bangen den Morgen und den Moment, da sie vor Daniel treten würde . . .

Aber dann wurde sie schon in aller Frühe gestört. Ein expresser Bote kam mit einer Depesche und versetzte dadurch das ganze Haus in Aufregung.

Die Depesche war aus Brüssel und für Laura bestimmt. — Mistreß Swetton kränkelte seit langem; nun teilte der Arzt mit, in ihrem Zustande sei eine plötzliche, lebensgefährliche Verschlimmerung eingetreten, die Patientin verlange nach ihrer Tochter. —

Laura bereitete sich zur Abreise, sofort, ohne Zögern, wie ein Arzt, ein Geistlicher oder ein Soldat; sie wollte Ethel mitnehmen, erst auf wiederholtes Bitten Baytons und der energisch vorgebrachten Einwendungen seiner Haushälterin Jessie stand sie davon ab. Eine Stunde nachdem sie das verhängnisvolle Papier erhalten, rollte sie schon im leichten Jagdwagen auf der Landstraße gegen London zu.

Ethel tröstete sich schnell über den Abschied ihrer Mama, denn der Onkel beschäftigte sich viel mit ihr; er nahm sie an die Hand und wanderte mit ihr beträchtlich weiter in den Wald, als er es sonst in seiner

Bequemlichkeit zu tun gewohnt war, sprach auch ganz ernsthaft und nicht nur in unverständlichen Witzen; manchmal gingen sie selbst miteinander fischen, kehrten dann freilich zumeist mit leeren Händen heim.

Doch auch die Leute im Hause bekümmerten sich gern um das kleine Mädchen, dessen offene, liebenswürdige Art ihnen gefiel; ja, hätte dieser Zustand länger gedauert, so möchte sich bei der ohnehin gar zu unabhängig gesinnten Ethel leicht eine gewisse Herrschsucht herausgebildet haben.

Von Brüssel gab es inzwischen beruhigende Nachrichten.

Da setzte denn Daniel Bayton sich hin und verfaßte einen langen, langen Brief; es ging ihm so schwer von der Hand, daß er noch den nächsten Tag daran arbeitete; als er fertig war, atmete er auf und ein Lächeln verbreitete sich über sein Antlitz, als sei ihm ein gewaltiger Stein vom Herzen gefallen.

Es vergingen Wochen.

Laura zeigte ihre Rückreise an, zugleich meldend, daß sie künftig auf die Dauer bei der Kranken bleiben müsse.

Als Vetter und Cousine einander die Hände reichten, waren sie ein wenig verlegen; aber in der nächsten Minute kam ihnen die natürliche Herzlichkeit wieder, und sie verkehrten fortan unbefangener denn je.

Doch wies Laura alle Versuche, sie in England zurückzubehalten, oder ihr und ihrer Mutter mit Geld zu helfen, ab. Sie hatte auch Ethel mit sich nehmen wollen, sah indessen ein, daß das ein Unrecht gegen das Kind und vielleicht auch gegen den wohlmeinenden Onkel wäre. —

Sie schob den Tag der Trennung mehrere Male

hinaus; von Brüſſel her gemahnt, nahm ſie ſich darauf zuſammen und beſtimmte unwiderruflich den gefürchteten Abſchied, nachdem ſie zuvor ihr Kind in der Schule von Miſtreß Somers abgegeben hatte.

Die zwei fuhren nach London, darauf hinaus zu der Schule, die einſam an einer endloſen Landſtraße lag. Eine kurze Unterredung mit der Vorſteherin im Beſuchszimmer, ein ſchnelles und ſchmerzliches Lebewohl, — und dann befand Ethel ſich allein in dem fremden Gebäude, unter fremden Menſchen.

Es war ihr traurig ums Herz; und als ſie abends in ihrem ſchmalen Bettchen lag, liefen die Tränen ihr über die Wangen, ſo ſehr ſie ſich dagegen wehrte.

Ein ungewohntes, und, wie ihr ſchien, recht hartes Leben begann vom nächſten Morgen ab. Sie mußte in aller Frühe aufſtehen und ſich allein ankleiden; dann ging es zum Gottesdienſt, darauf bekam ſie ihre Milch, und nun folgten die Unterrichtsſtunden, die ſich, mit einer Mittagspauſe, bis in den Abend erſtreckten.

Ethel tat, was man von ihr forderte, gewiſſenhaft, aber gegen die mechaniſche Ordnung empfand ſie einen heimlichen Widerwillen, der ſich auf ihrem Geſichtchen öfters verriet.

Auch gegen die Mitſchülerinnen zeigte ſie ſich zuerſt ein wenig ſpröde, obgleich zumal die älteren ihr, als einem hübſchen Kinde, bemutternd und freundlich entgegenkamen; es kränkte ihren empfindlichen Kinderſtolz, die hilfsbedürftigſte zu ſein, und ſo ſehnte ſie ſich von den freien Stunden der Erholung oder des Mittageſſens manchmal hinweg zu den Lektionen, ja ſogar zu ihrem nächtlichen Schlummer.

Eine große Überraſchung gab es nach einigen Wo-

chen: Annie Conneigh wurde in die Schule gebracht und sollte in dieselbe Klasse wie Ethel eintreten, nachdem der Versuch mit einer Pariser Schule ihren Vater durchaus nicht befriedigt hatte.

Die beiden Kleinen erkannten sich zwar, zeigten sich aber vor einander halb gleichgültig, halb verlegen, und erst als man sie allein ließ, tauten sie auf: sie stahlen sich in eine Ecke und flüsterten lebhaft.

Eine besondere Freude bereitete es ihnen, daß man sie im Schlafzimmer zu Nachbarinnen gemacht hatte; sie tuschelten und redeten dem Verbote zuwider vor dem Einschlafen noch lange.

Und fortan lebten sie in enger Gemeinschaft; wie ihre Betten nebeneinander standen, so hatten sie in der Klasse und bei Tisch benachbarte Plätze, hielten zusammen bei den Spielen und auf den Spaziergängen und wenn sie in den Garten gehen durften.

Sie lernten beide gut und übertrafen die ganze Klasse im Französischen. Wenn Ethel die Begabtere war, so war Annie die im alltäglichen Sinne Gescheitere; auch hatte sie, nachdem das erste Grauen vor den düsteren alten Mauern überwunden war, sich schnell eingewöhnt und sich mit vielen Mädchen befreundet, denen Ethel sich dann durch ihre Vermittlung erst näherte.

Dennoch zeigte sich Annie in Beziehung auf ihre erste Freundin exklusiv und eifersüchtig, an der sie, so resolut sie sonst war, mit einer eigentümlich bescheidenen Verehrung hing, indem sie die geistige Überlegenheit der anderen bewundernd anerkannte und es dafür als ihre eigene Aufgabe ansah, die stolze und verletzliche Blondine gegen den Übermut ihrer Kameradinnen kräftig zu schützen.

So verflossen im Einerlei des Institutlebens manche Monate.

Eine große Freude war es den beiden Mädchen, als Daniel Bayton sie zum ersten Mal gemeinsam einlud. Morgens, gleich nach dem ersten Sonntagsgottesdienst, rollte ein zweispänniger Jagdwagen heran, darin saß breit und behäbig Jessie, die Wirtschafterin des Onkels. Die beiden Freundinnen warteten schon mit Hut und Plaid im Vestibül; schnell gab ihnen die aufsichtführende Lehrerin ein paar gute Lehren, indem sie den Anzug nachsah; dann stürmten die zwei, hastiger als es sich schickte, auf den Wagen.

In frischem Trabe ging es über ein Stück Landstraße, darauf in das unendliche London hinein; die Kinder wollten alle Straßennamen wissen, aber Jessie war nicht besser unterrichtet als sie und bekundete ihrerseits mehr Lust zum Fragen als zum Antworten.

Endlich hielt der Wagen vor dem hübschen kleinen Hause; der Onkel kam selbst an die Treppe und schmunzelte vergnügt, beinahe geschmeichelt, als auch Annie ihn ganz unbefangen begrüßte.

Man ging in das Kabinett, wo Bilder und allerlei Gegenstände betrachtet wurden, dann meldete der Diener bald das Essen.

Es war, nach der Meinung der Kleinen, ein ausgewähltes Diner, das sich mit keinem Sonntagsessen in der Pension vergleichen ließ, dazu noch serviert in dem prächtigsten Geschirr und von einem weißgepuderten Diener. Onkel Daniel war sehr aufgeräumt, erzählte lächerliche Geschichten, gab die unwahrscheinlichsten Rätsel auf und mancherlei Kunststücke zum besten: so ließ er eine Silbermünze durch die Tisch-

platte in ein Glas fallen, griff andere Münzen, die er im Ärmel verborgen hatte, aus der Luft, wobei allerdings ein Schillingstück ihm entschlüpfte und zum Gaudium der Kinder ein Glas zerbrach; zum Kaffee rauchte er und blies Ringe, in welche er seine Gäste aufforderte, die Finger zu stecken.

Später durften die zwei Mädchen nach Belieben im Hause laufen und tollen, Onkel Daniel freute sich über ihren Lärm und trieb sie in seiner phlegmatischen Weise zu immer größerer Ausgelassenheit an.

Mit Bedauern nur hörte man den Wagen vorfahren; es wurde umständlich Abschied genommen, und der liebenswürdige alte Herr winkte den Davonrollenden mit einem ungeheuren Tuche nach . . .

In gleichmäßiger Arbeit verrannen Ethel die Monate, die Jahre. Sie hatte sich an das alte Schulhaus gewöhnt, als wäre es ihr eigenstes Heim, sie kannte alle seine Ecken und Winkel, und ihr schien es ungemein poetisch, zumal in der schönen Jahreszeit, wenn im Garten die Apfelbäume blühten, die Vögel lustig in dem dichten Efeu zwitscherten und die Reseda ihren zarten Duft verbreitete.

Die Besuche bei dem Onkel Bayton wiederholten sich; einmal in der Woche oder noch öfter schrieb Ethel an ihre Mama, sie schrieb gerne, ausführlich und behaglich, in tagebuchartiger Form; und die Mutter antwortete regelmäßig, in klassischem Englisch, anziehend, mit einer verhaltenen Traurigkeit und so, daß zwischen den Zeilen manches durchschimmerte, was sie in deutlichen Worten nicht aussprach.

Am bittersten waren Ethel die Ferien, wenn sie in der Anstalt bleiben mußte, wie es einige Male der Fall war.

Zu anderen Zeiten verlebte sie ein paar Wochen auf dem Lande bei dem Onkel; zweimal war ihre Mutter herübergereist, und sie verbrachten schöne, stille Tage miteinander. —

Das Lernen wurde von Jahr zu Jahr leichter und interessanter, die Beziehungen zu den Mitschülerinnen blieben im allgemeinen recht freundschaftlich, obgleich sich bei den heranwachsenden Mädchen die verschiedenen Charaktere und Individualitäten schärfer ausbildeten.

Die meisten der Mitschülerinnen stammten aus vornehmen, reichen Familien; sie konnten von prächtigen Landgütern erzählen, die den Ihrigen gehörten, von wundervollem Schmuck, schönen Kleidern und vornehmen Besuchen. Alles dies fehlte Ethel, und es war ein mangelhafter Ersatz, daß der Onkel sie manchmal mit Aufmerksamkeiten erfreute.

Dennoch fühlte sie sich vor den anderen nicht gedemütigt, ihr naiver Stolz war so groß, daß sie unschuldig meinte, alle diese Herrlichkeit komme ihr von Rechts wegen zu, und gleichgültig sei neben dem natürlichen Anrechte der tatsächliche Besitz.

Sie zeigte ein starkes Familienbewußtsein ohne irgendwelche Renommisterei; damit verschaffte sie sich Achtung selbst bei den eingebildeten Rittertöchtern, die überdies ihre guten Manieren und ihre Liebenswürdigkeit anerkennen mußten.

Manchmal erschien sie diesen dann doch wieder nicht zu ihrer Klasse gehörig, wenn sie etwa unbefangen einem gutmütigen Zuge ihres Herzens folgte oder sich souverän hinwegsetzte über irgend eine Regel konventioneller Vornehmheit.

In einer ähnlichen, vielleicht noch ungünstigeren

Lage den anderen gegenüber war Annie, sie hatte jedoch Haare auf den Zähnen und ein dickes Fell, womit sie sich nicht nur ihre Stellung behauptete, sondern sich geradezu gefürchtet machte; sie gefiel sich in einer Art von demokratischer Opposition, die sich auch von den Hochmütigsten nicht mit einem verächtlichen Achselzucken abtun ließ.

Viel empfindlicher als für ihre eigene Person war sie für ihre Freundin Ethel, an der sie mit unveränderter Liebe und bescheiden sich unterordnender Verehrung hing. Sie berichtete Wunderdinge von den Voreltern Ethels, ohne darüber unterrichtet zu sein, und erzählte mit unverschämter Übertreibung von den Reichtümern Baytons, der Ethel wie sein eigenes Kind betrachte.

Ethel freilich liebte solche Empfehlungen nicht und wurde abweisend, wenn Annie einmal in dieser Art vor ihr oder zu ihr sprach.

Die Monate, die Jahre vergingen, Ethel war schon ein fast erwachsenes junges Mädchen. Immer noch besuchte sie von Zeit zu Zeit den Oheim, entweder allein oder in Gesellschaft Annies.

Eine gewisse Veränderung an dem wunderlichen alten Herrn war unverkennbar; er äußerte weniger Albernheiten und ließ sich dafür gern von den jungen Freundinnen vorplaudern, überhaupt war er bequemer geworden, steifer und lässiger. Dem Angelsport lag er praktisch kaum noch ob, sondern begnügte sich, in seinem Lehnstuhl mit allerlei neuen Angelgeräten zu spielen, sowie allerlei neu erschienene Zeitschriften und Bücher über den Gegenstand anzuschaffen. Manchmal ging er auch mit Ethel seine Sammlungen durch, und wiederholt fragte er sie, wie sein Haus

ihr gefalle, oder ob sie daran etwas anders haben möchte.

„Mit unserem guten Herrn geht es bergab," meinte die dicke Jessie kopfschüttelnd.

Und als Ethel den Sonntag darauf wieder in die Stadt kam, um bei dem Onkel zu speisen, da bemerkte sie eine neue Veränderung: an seinem Platze fehlte das Weinglas, er nahm sich fast kein Fleisch, verzichtete auch nach dem Essen auf Kaffee und Zigarre.

Diese Entbehrung schien ihn traurig zu stimmen. „Der Arzt behauptet, daß meine Adern verkalkt sind," sagte er. „Jetzt verbieten sie mir alle meine gewohnten Genüsse, und später wollen sie mich in das Bad schicken. Hätte ich sie nur lieber gar nicht gefragt — man braucht ja auch nicht alles zu wissen — wenn du schlau bist, mein Kind, richtest du dich so ein, daß du nicht zu viel lernst, sondern unwissend und glücklich bleibst."

Ethel versuchte lächelnd zu trösten, aber es war ihr selbst ein wenig eng ums Herz . . .

Am nächsten Tage ging sie mit Annie im Schulgarten auf und ab und unterhielt sich mit ihr über Daniel Bayton.

„Wir wollen ihm das Beste wünschen," meinte Annie, „aber ich glaube, er macht es nicht mehr lange. Mich freut es wenigstens, daß es dir zugute kommt."

„Mir zugute — wieso?"

„Nun, du wirst doch erben. Er hat dich zur Universalerbin oder wenigstens zur Haupterbin eingesetzt. Jessie weiß das alles, er hat vor ihr seine Absichten direkt geäußert; und sie hat es mir im Vertrauen mitgeteilt."

Ethel war sehr ergriffen, sie lenkte das Gespräch ab. —

Aber sie konnte nicht verhindern, daß die andere häufig auf das Thema zurückkam; die gute Freundin zeigte sich so herzlich teilnehmend an dem bevorstehenden Glück, daß, auch wenn sie etwas indiskret auf manchen Einzelheiten bestand, sich ihr doch keine Taktlosigkeit vorwerfen ließ.

Ethel hatte wohl keinen Grund, an der bevorstehenden Erbschaft zu zweifeln, allein sie dachte nur wenig daran. Nicht daß sie Glanz und Pracht verachtet hätte, im Gegenteil, das alles meinte sie, stehe ihr von Natur und von Rechts wegen zu, obgleich sie eigentlich in ihren Ansprüchen außerordentlich bescheiden war; aber sie wollte, daß das Geschick selbst ihr biete, was gewissermaßen ein Zubehör ihrer Person war, es sollte keiner darum sterben, am wenigsten ein Mensch, mit welchem sie seit langem eine so herzliche, ruhige Freundschaft verband. Sie wollte Reichtümer nicht empfangen, außer vom Schicksal, sondern geben; und da sie zugleich an dem Oheim aufrichtig hing, so bangte sie im Grunde ihres Herzens und ohne alle Nebengedanken um seine Gesundheit. —

Und dann wurde einmal schon in aller Frühe ein expresser Brief gebracht. Es fiel Ethel auf, daß die Adresse von einer ungeübten Hand und unorthographisch geschrieben war; sie öffnete hastig das Kuvert und fand dann in wenigen, kurzen Zeilen die Mitteilung, daß Herr Bayton an einem Schlagfluß erkrankt sei und sie zu sehen begehre.

Sehr aufgeregt erbat sie sich sogleich von der Vorsteherin Urlaub und eilte gegen die Stadt, bis sie endlich ein cab fand, in welches sie einsteigen konnte.

Jessie schien sie erwartet zu haben; ohne Aufenthalt wurde sie in das Zimmer des Kranken geführt.

Er lag im Bett; sein Gesicht war blaß, ausdruckslos und ein wenig verzogen; als er sie mit unsicher ausgestreckter Hand begrüßte, merkte sie, daß er auf der linken Seite gelähmt war und ihm das Sprechen schwer fiel.

Sie bemühte sich, ihre Bewegung nicht zu verraten, sich freundlich und heiter zu geben; dennoch redete sie unwillkürlich leiser, in einem besonders sanften Tone.

„Was ich dir noch sagen wollte —“ murmelte der Kranke, als besinne er sich mühsam.

Da schien ihn die Erinnerung im Stich zu lassen; nach einer kurzen Pause gequälten Nachdenkens meinte er: „Morgen, morgen, wenn ich besser ausgeruht bin —“

Ein kurzes, müdes Schweigen, dann ein zusammenhangloses Plaudernwollen. Der Kranke zeigte weder Furcht noch Unruhe, aber er schien auffallend zerstreut und der Rede nicht mächtig, indem er sich häufig versprach, die Worte mechanisch wiederholte oder eines an die Stelle des anderen setzte.

Und allmählich verriet sich denn auch, daß er geistig nicht recht klar sei; er glaubte sich auf dem Lande zu befinden, phantasierte von Ausflügen und einem zu mietenden Fischteich, nahm Ethel ein paar Mal für ihre Mutter. —

Mit schwerem Herzen kehrte Ethel von diesem Besuch heim. Sie lernte zum ersten Mal die menschliche Hinfälligkeit kennen, und das machte ihr einen überwältigenden Eindruck. Als sie darauf an die Mutter schrieb, gebrauchte sie unwillkürlich eine solche Wen-

dung, daß man verstehen mußte, Daniel Bayton liege in den letzten Zügen.

Eine Reihe von Tagen verging, Ethel hatte kaum noch Ruhe zu ihrem Studium; die weiteren Mitteilungen, welche Jessie versprochen hatte, trafen nicht ein, hingegen von der Mutter wiederholte Bitten um einen klaren, deutlichen Bericht. Das junge Mädchen wunderte sich über das Zögern des Todes, dessen Unerbittlichkeit sie sonst immer hatte beklagen hören —

Dann wurde ein Brief gebracht — sie kannte bereits die Handschrift — er war ganz kurz und enthielt lediglich die ungeschickt stilisierte Mitteilung, daß Herr Bayton am nächsten Tage beerdigt werde.

‚Warum hat man mir früher nichts von seinem Zustand gesagt?‘ fuhr es ihr mißmutig durch den Sinn; aber sie hatte keine Zeit, sich fruchtlosen Vorwürfen hinzugeben, sie eilte, so schnell sie vermochte, in die Stadt.

In dem Hause war schon alles versiegelt; die Wirtschafterin lief ihr entgegen und äußerte sich mit der sprudelnden Beredsamkeit des Unwillens: Der Herr habe ihr, die jahrelang ihn gepflegt, ein elendes Legat hinterlassen, nur hundert Pfund. Und dann bedauerte sie die Nichte, die, wie der verstorbene Herr selbst zu ihr gesagt, gehörig hätte erben sollen; sie sei ganz leer ausgegangen, der verrückte alte Junggeselle habe zum Universalerben einen — Fischereiklub eingesetzt. —

Ethel wies die Entrüstete stumm zurück und begab sich in das Innere des Hauses . . .

Das Begräbnis war traurig und einsam . . .

Ethel war durchfroren und von der Erregung matt. Sie folgte der Aufforderung Jessies und kehrte

mit dieſer in das alte Haus zurück, um ſich mit einer Taſſe Tee und einem Schluck Portwein zu erwärmen.

Die Wirtſchafterin tadelte wiederum wortreich den Verewigten, jedoch die andere hörte nur mit halbem Ohre zu.

Auf der langen Rückfahrt aber dachte ſie unausgeſetzt und mit einem plötzlich gereiften Urteil, über das ſie ſich ſelbſt wunderte, an das unbegreifliche Teſtament. Es war ſchon vor längerer Zeit verfaßt, zum Ändern wäre hinreichend Friſt geweſen, und ſo mußte es doch wohl dem tatſächlichen letzten Willen entſprechen.

Wie kam aber der ruhige Mann zu einer ſolchen Extravaganz? Hatte er vielleicht das Gefühl, zu ſehr ſeiner Bequemlichkeit gelebt, ſeinem Lande und ſeiner Zeit nicht d a s gegeben zu haben, was ſie von ihm fordern durften? Und mochte ihm da nicht der Gedanke gekommen ſein, ſich mit all ſeinem Beſitz noch auf dem Totenbette moraliſch frei zu kaufen? — Wie er nach ſeinen Marotten lebte, konnte er auch wohl meinen, die Hebung der Fiſchzucht ſei das würdigſte Ziel menſchlicher Betätigung . . .

In der Anſtalt war Ethels Enterbung auf unerklärliche Weiſe ſogleich bekannt geworden. Die jungen Fräulein waren zu gut erzogen, um höhniſche Bemerkungen zu machen; aber eine gewiſſe Schadenfreude zeigte ſich auf manchem der hochmütigen Geſichter, nur daß Ethel Del-Terra viel zu ſtolz war, um dergleichen zu bemerken.

Niemand aber konnte enttäuſchter ſein, als Annie; ſie wollte die Nachricht zuerſt nicht glauben und ſchalt dann in heftigen, harten Worten gegen den Toten.

Ethel verwies es ihr sanft, obgleich sie selbst immer noch genug mit ihrem Staunen zu tun hatte.

Eines Tages aber wurde ihr ein Paket geschickt, Andenken, welche Jessie für sie hatte retten können; sie bestanden in schön gebundenen Büchern, sowie in einem winzigen Kästchen, einer Elfenbeinschnitzerei chinesischer Arbeit. Außerdem lag dem Paket ein an Ethel adressierter Brief bei, von Baytons Hand mit Bleistift mühsam, kaum leserlich, gekritzelt.

Ethel entzifferte das Schreiben mit angespannter Aufmerksamkeit. ‚Ich hinterlasse Jessie genug,' hieß es darin, ‚daß sie unabhängig leben kann. Aber ich möchte Dir doch empfehlen, sie im Hause zu behalten; es wird für Euch beide besser sein. Meine Pferde sollst Du nicht verkaufen; und die Familienbilder —' hier brach das Schreiben ab; aber es genügte, um Ethel völlig aufzuklären.

Sie sah nun, der Onkel hatte ein Testament zu ihren Gunsten machen wollen; aber auf seine lässige Art und wie er auch das Wichtigste nicht recht ernst nehmen konnte, hatte er die Ausführung stets von einem zum andern Tage verzögert, unter läppischen Witzen und gemächlichen pessimistischen Redereien auf eine recht bequeme Gelegenheit wartend, die sich nie einstellte. Damit war es zu spät geworden, ehe er sich's versah; hatte er je in seinem Leben einen Willen gehabt, so blieb er um seinen letzten Willen betrogen. —

Ethel empfand für den Toten ein inniges Mitleid. Sie nahm es ihm nicht übel, daß er durch seine Unschlüssigkeit benachteiligt war, ihr persönlicher Verlust ließ sie gleichgültig. Dann mußte sie freilich doch immer wieder an ihre Mutter denken. Diese hatte

gewiß auf ein Erbteil gehofft, und es wäre so leicht gewesen, ihr zu helfen für das ganze Leben — und dennoch hatte es nicht sein sollen — und das kam alles so unwahrscheinlich . . .

V.

Ethel war schon in der letzten Klasse, als ihr Onkel Bayton starb. Sie beendigte das Jahr noch und blieb dann, von der Direktrice dringend ersucht, zur Vertretung einer erkrankten Lehrerin.

Unterdessen hatte der Tod die alte Frau Swetton von ihrem Leiden erlöst. Laura Del-Terra blieb ganz allein; so sehr sie sich nach ihrer Tochter sehnte, mochte sie nicht nach England zurück und konnte auch die Stadt nicht wohl verlassen, in welcher sie einen kleinen Stamm von Schülerinnen hatte, denen sie englische Stunden gab.

Ethel erwartete ungeduldig den Moment, da sie frei werden würde; sie wünschte mit ihrer Mutter eine Reise nach Italien zu unternehmen, denn seit einiger Zeit begeisterte sie sich sehr für ihren verstorbenen Vater und sein Vaterland, dessen Einigung nun bis zu einem gewissen Grade erreicht war. Sie träumte sich herrliche, sonnige, erinnerungs- und anregungsreiche Tage — denn sie wußte wenig von den Sorgen, welche ihre Mutter bedrückten.

Auch ihr sogar hatte die Stolze verschwiegen, daß sie nun schon jahrelang gegen den bitteren Mangel kämpfte, nachdem das Wenige, das sie an Bargeld besessen, sowie auch Mistreß Swettons geringes Ka-

pital, aufgebraucht war. Zur Deckung der Beerdigungskosten hatte geliebter alter Schmuck versetzt werden müssen; dennoch ließen sich Schulden nicht vermeiden, der Unterricht aber brachte wenig ein und ging furchtbar auf die Nerven. —

Bei alledem war diese darbende Witwe Teilhaberin an einem großen Fabrikwerk!

Die Anteilscheine von Les Moulins besaß sie noch immer. Leider hatte sie wenig Nutzen davon gehabt. Das Unternehmen schleppte sich alle die Jahre kümmerlich dahin; blieb ein kleiner Überschuß, so wurde er durch die vorausgegangenen Verluste aufgezehrt, und nur ein einziges Mal war ein ganz unbedeutender Gewinn verteilt worden.

Frau Del-Terra fragte von Zeit zu Zeit bei dem Pariser Bankhause an, jedoch sie erhielt stets die gleiche, trostlose Antwort: Man sehe kein Ende dieses Zustandes ab, und infolgedessen waren auch die Papiere ganz unverkäuflich.

Laura verlor trotzdem die Hoffnung nicht; sonst ruhig und klar denkend, hatte sie in diesem Punkt eine beinahe schwärmerische Vertrauensseligkeit; sie blieb dauernd überzeugt, ihr verstorbener Mann habe in einer Art Inspiration erkannt, was den Geschäftskundigsten entgangen sei, und Les Moulins müßten noch einen hohen, regelmäßigen Gewinn abwerfen.

Unterdessen trug sie ihre Not weiter.

Da erhielt sie eines Tages ein Schreiben von der Bank. Es wurde ihr mitgeteilt, die weltbekannte amerikanische Firma P. Simmins & Co. interessiere sich für die Werke von Les Moulins und suche sie durch Zusammenkauf der verschiedenen Titel in ihre Hände zu bringen. Der gebotene Preis war in Anbetracht

der Verhältnisse hoch zu nennen, aber doch kaum ein Zehntel von dem, was Frau Del-Terra als den Wert ihrer Papiere ansah.

Sie lehnte nicht ohne Entrüstung ab, zugleich allerdings auch darüber befriedigt, daß ihre Hoffnungen von solchen geschäftlichen Größen geteilt wurden, und sie spiegelte in ihrer Phantasie sich Bilder einer angenehmen, ja glänzenden Zukunft vor.

Auf ihre Absage erhielt sie jedoch mit nächster Post einen zweiten Brief, zu ihrer Verwunderung von Herrn Großmanns eigener Hand. Sie erschrak — denn die ersten Worte schon waren eine Warnung vor Illusionen.

‚Wenn Sie diese Gelegenheit zum Verkaufe nicht ergreifen, dann sind Ihre Papiere so wertlos wie Makulatur,‘ schrieb Herr Großmann.

Simmins & Co. nämlich, die seit längerer Zeit auf dem europäischen Kontinent operierten, waren Hauptgläubiger der Fabrik geworden. Sie hatten endlich die Geduld verloren und wollten das Werk, wenn es billig zu haben war, in ihre Hände bringen, sonst aber unnachsichtlich die Liquidation erzwingen.

Jeder Widerstand war unmöglich, Laura mußte, ob sie wollte oder nicht, in den Verkauf willigen. All ihr Zorn gegen jene Menschen, die sie als Räuber betrachtete, und gegen das verpöbelte Jahrhundert half ihr nichts; sie zauderte und zögerte, — und setzte am Ende doch ihren Namen unter den Vertrag.

Das Geld wurde gesandt; es erregte ihr im ersten Augenblick beinahe Ekel.

Aber dann übte es doch in gewissem Grade an der Vielgeprüften seine Macht aus. Sie konnte ein wenig aufatmen, und das versetzte sie sogleich in eine zerstreute, beinahe leichtsinnige Stimmung; sie vergaß

ihren Kummer, wie von einem feurigen Wein gestärkt, sie sehnte sich fort aus der erdrückenden Enge der Verhältnisse, und sie dachte zum ersten Mal seit langem an ihre Gesundheit, die sehr gelitten hatte und eine Badekur notwendig zu machen schien.

Inzwischen war Ethel frei geworden.

Ihr lebhafter Wunsch, in Gemeinschaft mit der Mutter Italien zu besuchen, ließ sich aus verschiedenen Gründen nicht erfüllen; so gab sie sich denn zufrieden mit dem Versprechen einer Rheinreise, an welche der Badeaufenthalt sich anschließen sollte; Herr Conneigh hatte geschrieben, er werde mit seiner Familie zu derselben Zeit an demselben Orte sein.

Ethel kam in Brüssel an; sie wohnte bei der Mutter in deren bescheidenem Quartier, das sie reizend und stimmungsvoll fand; dankbar und genießensfroh entzückte sie sich auf den gemeinsamen Spaziergängen an allem, was sie umgab, an den Parks, an den Boulevards, an den prächtigen Magazinen der Rue de la Madeleine; doch auch manche Blicke wandten sich i h r zu, der schönen, schlanken, so typisch germanischen Erscheinung, die sogar hier, wo es an germanischen Schönheiten nicht mangelte, auffiel.

Die notwendigsten Anschaffungen für die Reise und Ergänzungen der Toilette nahmen einige Zeit in Anspruch; endlich konnte man abfahren, und zwar ging es am ersten Tage in der Eisenbahn bis nach Köln, wo ein kurzer Aufenthalt genommen wurde.

Ethel betrachtete die altberühmte Stadt neugierig und ehrfurchtsvoll; sie verweilte mit der Mutter lange in dem noch unfertigen und doch so erhabenen Dome; stundenlang wanderte sie dann durch die engen, vom Festungsgürtel zusammengepreßten

Gassen, bis die Sonne sank und sie von der Rheinbrücke hinab in das grünliche Wasser schauten.

Im Hotel, an der Table d'hote, gab es Reisende aus allen Nationen, elegante Damen in den modernsten, blumenhaft reichen Pariser Kleidern — dünne Taillen und gewaltige Krinolinen — dann preußische Offiziere in Uniform, vielgenannte Gelehrte im einfachen bürgerlichen Rock. —

Den nächsten Tag bestiegen die zwei das geräumige Dampfboot und fuhren flußaufwärts.

Aber nur bis Bonn, wo wiederum Halt gemacht wurde.

Und dann ging es weiter, immer den Strom hinauf, den nun von Rebenhügeln und verfallenen Burgen umsäumten.

In ganz kleinen Tagereisen fuhren sie.

Und sie begegneten manchen, die auf ähnliche Art reisten, die man daher auf dem Schiffe stets wiedertraf und von Ansehen kennen lernte, auch wohl mit ein paar flüchtigen Worten begrüßte.

Die Schaufelräder plätscherten gegen die Fluten; auf dem Vorderdeck, unter einem Zeltdach, waren Tische aufgestellt, man hörte Gläserklingen und fröhliches Singen. Ethel hielt sich gerne hinter dem Radkasten auf, geschützt vor dem Zuge, und versuchte die rasch vorübereilende Szenerie mit hastigen Strichen in ihrem Skizzenbuch festzuhalten. — Oder sie hatte, einsam ganz hinten beim Steuer sitzend, das Buch der Lieder aufgeschlagen und murmelte leise die Verse vor sich hin:

Am Rhein, am schönen Strome
Da spiegelt sich in den Well'n
Mit seinem großen Dome
Das große, heilige Köln . . .

Reizend war der Aufenthalt in den kleinen Orten; Ethel begeisterte sich an blühenden Gärten und winkeligen alten Gebäuden; sie beredete ihre Mutter, während des Sonnenuntergangs auf die Höhen zu steigen, um die von des Abends glänzenden Tinten übergossene Landschaft zu bewundern.

Auch Frau Del-Terra wurde heiter, ihre strengen Züge milderten sich, ihr Antlitz gewann eine beinahe jugendliche Schönheit. Sogar ihre äußere Förmlichkeit verlor sie halb; sie plauderte ungezwungen mit einigen Reisenden, die sie immer wieder an Bord oder an den Stationen traf: ein dicker Engländer, ein schwäbischer Pastor, ein lebhafter Franzose von mittlerem Alter.

Bei Biebrich verließen die beiden den Rhein und begaben sich nach Wiesbaden; da man sich vorher brieflich verständigt hatte, so wurden sie von der Familie Conneigh erwartet, und eine passende Wohnung war für sie bereits ausgesucht.

Die jungen Mädchen begegneten sich nach fast anderthalbjähriger Trennung wie zwei, die sich ein Menschenalter nicht mehr gesehen haben.

Sie hatten nun, unbeschäftigt, während die Patienten badeten, die schönste Zeit des Tages für sich. Sie wandelten miteinander durch die anheimelnden engen Gassen der Stadt, über die Wilhelmstraße, die sich wie ein Boulevard an der einen Seite der Stadt hinzog mit ihren schönen Bäumen, unter denen geputzte wie auch kranke Menschen sich in Scharen bewegten; sodann jenseits der Anlagen, wo so manche Villen entstanden waren oder eben gebaut wurden. —

Herr Conneigh ging mit ihnen etliche Male weiter hinaus, bis an die Berge des Taunus, ja, er zeigte

ihnen die Spielbank und verlor vor ihren Augen einen Taler.

Vollzählig traf sich die kleine Gesellschaft meist vor dem Kurhause zum Kaffee; aus dem Pavillon ertönte blecherne Musik, die Sonne glitzerte auf dem breiten Teiche, über welchen Schwäne glitten; an hundert Tischen saß und um die Tische wandelte die Menge des Publikums; Französisch, Deutsch und Englisch wurde durcheinander gesprochen, unter die herrlichsten Pariser Toiletten mischte sich hin und wieder der Kaftan eines Osteuropäers.

Und wie fast jeden Tag zum Kaffee, so blieb man häufig auch zum Abendessen beisammen.

Da saß dann die kleine Gesellschaft an einem schönen warmen Abend an der Rückfassade des Kurhauses, ganz nahe einer der Türen, wo elegante Leute beständig ein- und ausgingen. Der Kellner hatte eben den Tisch gedeckt und war im Begriff, das Essen aufzutragen, als ein Herr aus dem Hause kam, erstaunt zu der Gesellschaft hinüberblickte und seine Schritte anhielt.

Conneigh hatte nach einer Sekunde des Zweifels den Fremden erkannt, begrüßte ihn herzlich, forderte ihn auf, Platz zu nehmen und stellte ihn vor: Mister Docker aus New York.

Die leichte Spannung, welche das Erscheinen eines Fremden in einem geschlossenen Kreise hervorruft, war schnell überwunden und das Gespräch aufs neue im Gange. Man verstand, Mister Docker komme von Paris, wo er Conneigh mehrere Bilder abgekauft habe; aus verschiedenen Bemerkungen war zu schließen, daß er sehr reich sei.

Freilich sah man ihm das nicht an; der etwa

Dreißigjährige war überaus einfach in Kleidung und Benehmen, seinem ganzen Wesen nach eher naiv als blasiert. Er zeigte sich keineswegs besonders gewandt und sprach stoßweise, dann wieder stockend; manche seiner Äußerungen klangen brüsk, auch dem Sinne nach, aber das kam nicht aus einem unbeirrbaren Selbstbewußtsein, sondern aus einer leichten inneren Verlegenheit.

Herr Conneigh unterhielt sich lebhaft, beinahe aufgeregt, und nur seine schüchterne Frau zeigte sich schweigsam; die beiden jungen Mädchen freuten sich über die warme Sommernacht und über den sie umgebenden Luxus, Laura Del-Terra bewahrte eine leidlich wohlwollende Neutralität dem Fremden gegenüber, so daß es diesem an dem Tische ganz behaglich gemacht war.

Nach dem Essen wurde die beliebte Wanderung um den erleuchteten Teich unternommen; dann trennte man sich mit dem Versprechen, einander recht häufig wiederzusehen. —

Sonderbar genug, vom nächsten Morgen an stieß Ethel unausgesetzt auf Erwähnungen des reichen Amerikaners. Sie fand in dem Lokalblättchen seine Ankunft gemeldet, in der Kurliste seinen Namen an hervorragender Stelle; Annie erzählte ihr auf dem Morgenspaziergang allerlei von ihm und seinem vielen Gelde; und mehrere Badegäste, mit welchen man flüchtig Bekanntschaft gemacht hatte, redeten bei der Begegnung von dem Krösus, der Ströme Goldes über die Umgebung ausgieße und einem unerhörten Luxus fröne.

Wie übertrieben die Gerüchte auch sein mochten, Docker war in der Tat unter den manchen begüterten

Leuten, die in diesem großen Badeorte weilten, wohl der begütertste. Er verbarg das auch nicht, sondern bewohnte eine eigene Villa mit seinem Sekretär und einer verhältnismäßig zahlreichen Dienerschaft; ebenso hatte er ein Viergespann zur Verfügung, das wohl nur gemietet war, aber nach der allgemeinen Meinung von Amerika herübergeschafft sein sollte.

Man konstatierte, daß er vom ersten Tage an eine ungeheure Post empfing, wobei nur vergessen wurde, daß sie fast lediglich aus Bettelbriefen bestand. Geldsuchende aus allen Klassen stellten sich sofort in der Villa ein und wurden ausnahmslos abgewiesen, ohne bis zum Herrn zu gelangen; hingegen gab der Sekretär fürstliche Trinkgelder und wandte den Wohltätigkeitsanstalten bedeutende Summen zu. —

Die unbeschäftigten Badegäste waren begierig, den Mann, dessen Ruhm unter ihnen von Stunde zu Stunde mehr ins Abenteuerliche wuchs, zu sehen. Aber er verschwand bescheiden in der Menge, er suchte durchaus keinen vornehmen Verkehr und sprach allenfalls nur mit einfachen Leuten, sofern diese seinen Reichtum nicht kannten oder nicht beachteten. Und da verurteilte man ihn denn als einen hochmütigen Sonderling . . .

Wollte er sich nicht ganz auf Zwiegespräche mit seinem Sekretär beschränken, so blieb ihm zu einigermaßen behaglichem Verkehr nur die Familie Conneigh mit ihren beiden Freundinnen.

Und der bei aller Willensbestimmung mißtrauische, beinahe scheue Mann hatte für diese kleine Gesellschaft eine besondere Zuneigung gefaßt, wie er denn zumal für Laura Del-Terra eine fast schülerhaft bescheidene Verehrung zur Schau trug. Er klammerte

sich gewissermaßen an seine neuen Freunde, und so kam es, daß man täglich zusammen war, auf Spaziergängen, beim Kaffeetrinken oder beim Abendessen; auch machte selbst Laura keine Schwierigkeiten, wenn der reiche Mann etwa zu Ausfahrten oder ähnlichen Veranstaltungen mit mehr Selbstverständlichkeit einlud, als es der strengsten Sitte vielleicht entsprochen hätte. —

„Ich habe von der ersten Minute an gemerkt, daß du dem Herrn Docker sehr, sehr gefällst," sagte Annie zu ihrer Freundin auf einem Spaziergange.

Nach dieser Einleitung fuhr sie fort, halb neckisch, halb ernsthaft darüber zu sprechen, wie jener sich augenscheinlich mit ernsten Absichten trage — als ob sie die Freundin vorbereiten und günstig stimmen müsse.

Das war alles gar nicht höhnisch, vielmehr neidlos-gutmütig und sogar halb aufrichtig gemeint, und deshalb reizte es Ethel nicht allzusehr; dennoch entgegnete sie lebhaft, indem sie nicht sich, sondern den andern gegen Spott verteidigte. Sie äußerte eine entschiedene Sympathie für ihn; mit ihrem naiven Hochmut fühlte sie seine naive Gene nach, ärgerte sich für ihn über die täppische Indiskretion der Menschen und deren albernes Gehaben um seinen Reichtum, der ihr durchaus nicht imponierte, aber alle Welt in Aufregung zu setzen schien, und der so aus einem ganz natürlichen, schätzenswerten Gut zu einer peinlichen Last wurde.

Nachdem sie einmal so offen Partei genommen, fand sie auch das alles gut, was an Dockers Auftreten wirklich zu kritisieren war. Eine sonderbare Umkehrung: Dieses arme, ganz junge Mädchen, fast noch ein Kind, sprach von dem viel älteren Manne wie

von einem Protegé, unbewußt mit überlegener Anerkennung und einer eigensinnigen Vorliebe, wie etwa ein alter Aristokrat über seinen viel angefeindeten Neffen.

Und in diesem Fall war sie mit ihrer Mutter kaum im Widerspruch. Frau Del-Terra war sonst für Amerikaner und für neuen Reichtum wenig eingenommen; aber gegen Docker erwies sie sich nicht unfreundlich, und sie sah ohne Mißbilligung seine wachsende Freundschaft zu Ethel. Früher hatte sie sich ihre Tochter als Prinzessin geträumt; vielleicht hatte das harte Schicksal sie wankend gemacht in diesem extremen mütterlichen Stolze. —

Die Saison war auf ihrem Höhepunkt; man traf sich alle Tage, durchfuhr die schöne Gegend im Wagen und im Rheinschiff, es gab Diners im Kurhause, Theater- und Konzertabende, denn Docker war nicht zufrieden, wenn den Damen nicht eine besondere Veranstaltung geboten wurde, und sein Sekretär, ein lebhafter, gewandter Franzose, machte ihm alle Zerstreuungen überaus bequem.

Und dann ereignete es sich, daß Pauline Lucca eine Gastvorstellung im Theater geben sollte.

Docker freute sich auf diese Gelegenheit, seine Freunde einzuladen, und rieb sich die Hände kindlich vergnügt, als es seinem Franzosen gelungen war, trotz des allgemeinen Andranges, bei welchem die meisten unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, zwei benachbarte Logen zu erhaschen.

Die Vorstellung war ungemein glänzend, es gab eine blendende Prachtentfaltung im Zuschauerraum, und die Lucca sang herrlicher denn je.

Herr Docker hatte nach Schluß des Theaters ein

UNIV. OF CALIFORNIA

Souper im Kurhause bestellt, zu welchem er die kleine Gesellschaft aufforderte. Es war auserlesen genug, — das Beste, was Küche und Keller zu liefern hatten, in der schönsten Ausstattung dargereicht; schweres altes Silber und in Kristallvasen duftende Rosen hoben sich von dem seidigen Damast des Tischtuches ab.

Ringsum aber gab es ähnliche Tische mit geputzten Menschen, die sich in den verschiedensten europäischen Sprachen unterhielten, und über alledem strahlten die Gasflammen, den Glanz von flimmernden Diamanten, von blumenhaft bunten Kleidern und von perlenden Champagnerkelchen einhüllend in ein gemeinsames, warmes, gelbes Licht.

Zuerst herrschte unter dem Nachwirken der großen Kunst noch eine Art Spannung, so daß das Gespräch nur allmählich in Gang kam.

Doch belebte es sich bald; zumal Annie und Docker, als die künstlerisch weniger Empfänglichen, waren, ein jedes auf seine Weise, zum Plaudern aufgelegt.

Das Gespräch wurde zufällig auf Paris gelenkt und unter anderen Personen auch auf den Bankier Großmann. Docker kannte ihn und erwähnte beiläufig, obgleich er sonst nie vom Geschäft redete, die Werke von Les Moulins, die er als eine künftige Goldgrube bezeichnete. Er fügte hinzu, die Franzosen hätten sich da eine schöne Gelegenheit entgehen lassen, und zeigte sich sehr befriedigt darüber, daß seine Firma das verheißungsvolle Unternehmen erworben habe.

„Ihre Firma?“ fragte Laura Del-Terra, die eine starke Spannung in ihren Zügen nur mit Mühe verbarg. „Ich dachte, es wäre Simmins —“

„P. Simmins und Co. — ja, ja, — das ist dasselbe wie R. Docker," versetzte der Amerikaner leichthin.

Laura blieb in unbewegter Haltung; aber sie war sehr blaß geworden.

Das gewahrte Conneigh, und er versuchte, auf ein anderes Thema abzulenken.

Jedoch seine eigene Tochter fuhr im Eifer des Gespräches fort, sich nach den Einzelheiten einer solchen geschäftlichen Transaktion zu erkundigen; Docker legte dar, wie der Besitz bei kleinen Leuten zersplittert gewesen sei, denen man dergleichen aus der Hand nehmen müsse, und welche Mühe man oft habe mit ihrem zappelnden Widerstand.

Ethel mischte sich in das Gespräch, sie meinte, das sei doch eine Art Vergewaltigung; jedoch Docker erwiderte ihr mit ehrlicher Überzeugung und belehrend, daß nach einem Naturgesetz den Starken und Geschickten die Fülle irdischen Besitzes zukomme, daß die für das Leben minder gut Ausgerüsteten sich auch mit einem geringeren Lose bescheiden müßten — und diese so aufrichtig, fast mit religiöser Gläubigkeit geäußerte Meinung, welcher übrigens Annie ebenfalls beipflichtete, gab dem anspruchslosen Manne in Ethels Augen etwas Bedeutendes, ja, etwas Heldisches. Sie wandte ihm unbewußt, aber nicht unbemerkt, einen warmen Blick zu.

Frau Del-Terra war sehr bleich, ihr Gesicht hatte einen leidenden Ausdruck. Sie erhob sich, um nach Hause zu gehen, indem sie sich mit einer starken Migräne entschuldigte.

Ethel blieb bei ihr; man trennte sich in einer etwas verstörten Stimmung, während vom Neben-

zimmer her Musik erklang, ringsum an den Nachbartischen das Gespräch lebhafter wurde, und häufiger die Champagnergläser aneinanderklirrten . . .

In der Wohnung angekommen, begab sich Frau Del-Terra gleich zu Bett, ihrer Tochter besorgte Fragen abweisend.

Aber am anderen Morgen, beim Kaffee, schloß sie die Türe ab und sprach mit verhaltener Erregung von ihrem seligen Manne, der mit einem genialen Plan den künftigen Wohlstand seiner Familie habe sicherstellen wollen, an der Verwirklichung seiner Idee durch einen vorzeitigen Tod verhindert worden sei und nun nachträglich noch durch das Dazwischentreten raubgieriger Menschen.

Ethel begriff bei den ersten Worten; es war ihr immer wie ein dunkles Bewußtsein gewesen, nicht nur von einem Reichtum, der ihr künftig zustand, sondern auch von den Absichten ihres Vaters und von einer rätselhaften Tücke des Schicksals gegen ihn. —

Wie konnte sie das so vollständig vergessen haben? Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen; und nun erschrak sie und sah jenen Mann, dessen Freundschaft ihr bis zu dieser Minute wert gewesen war, als das hassenswürdige Werkzeug des Verhängnisses, als den Henker. —

Darauf aber zog es ihr wie eine Welle warmen, mitleidigen Gefühls zu der Mutter durch das Herz. „O, ich begreife — es muß dir eine Qual sein, hier in seiner Nähe zu atmen — wir wollen sofort abreisen —“

Die Mutter schüttelte stumm den Kopf. Sie wollte ihre Kur beendigen — sie wollte vor keinem Menschen fliehen. Nicht ohne Bitterkeit, aber mit Ruhe und Haltung sagte sie: „Man muß die Demütigungen,

die das Geſchick auferlegt, ſchweigend tragen und dazu lächeln, wie man kann. Wer ſein Leid verrät, wird immer mit Schadenfreude betrachtet. Ich erwarte, daß du in deinem Benehmen nichts von dem erkennen läßt, was du weißt."

Es war viel gefordert von der Selbſtüberwindung des jungen Mädchens, das ein heftiger Zorn hinriß.

Dieſer Zorn, von dem unfaßbaren, neidiſchen Schickſal hervorgerufen, ſuchte nach einem ſichtbaren Opfer und richtete ſich ohne Beſinnen gegen Henry Dockers Perſon. In ihm wollte Ethel nunmehr einen ſchnöden Wucherer erblicken, eine Tyrannennatur, einen heuchleriſchen Verbrecher. —

Und dieſe Stimmung hielt in ihrem Gemüt an. Aber dann regte ſich doch ihre natürliche Klarheit und Gerechtigkeit gegen ein ſo verzerrtes Urteil. Sie konnte dieſen Mann nicht ſo blind haſſen, wie ſie es wollte, und wie ſie ſich als Tochter ihres Vaters verpflichtet glaubte; und weil ſie es nicht konnte, ſchob ſie gewaltſam ſein Bild aus ihrer Phantaſie hinweg, um in die leere Lücke eine abſtrakte Verachtung zu werfen.

Zuweilen malte ſie ſich aus, wie ſie Auge in Auge mit dem verhängnisvollen Manne ihren Stolz vor ihm imponierend bewahrte; um ſich dann doch damit genügen zu laſſen, daß ſie ihm aus dem Wege ging.

Dieſes freilich tat ſie konſequent. Nun aber mochte ſie auch ihre Freundin Annie nicht ſehen, ſeit es ein Geheimnis gab zwiſchen ihr und jener.

Sie mied die Genoſſin unter einem Vorwand. Das war ihr peinlich genug, ſie fühlte eine Art von innerer Unruhe, die ſie nicht im Hauſe duldete; und ſo rannte ſie, wie vom böſen Gewiſſen verfolgt, ſchon

früh auf weite Spaziergänge hinaus, während ihre Mutter der Kur oblag. —

Eines Morgens ging sie draußen an der Sonnebergerstraße hin auf einsamen Pfaden. Sie mußte wandernd immer an ihre Freundin Annie denken, die allen Grund hatte, beleidigt zu sein; und sie schämte sich ein wenig vor sich selbst und überlegte, wie sie die unzweifelhaft von ihr verschuldete Verstimmung wieder beseitigen könne. Am bequemsten wäre es, nach der Abreise einen erklärenden Brief zu schreiben. Allein dieses Verfahren kam ihr unschön und feige vor . . .

Und doch wäre sie gern abgereist; nur konnte sie die Mutter nicht wohl um eine Beschleunigung angehen, gegen die der Arzt sich aussprach. Allenfalls konnte man ja auch bleiben; denn sicher war es nach ihrer Meinung, daß Docker inzwischen Wiesbaden verlassen hatte: nun er einmal aus ihrem Verhalten wußte, daß sein Opfer ihn erkannt habe, und daß das Opfer eine Dame war, und wie schrecklich er auf sie wirkte — nun konnte er, wenn er noch eine Spur von menschlicher Feinheit besaß, nicht mehr an dem gleichen Orte wie jene geblieben sein. —

Eine grün gestrichene Holzbank stand am Wege, Ethel setzte sich darauf. Sie achtete nicht des Bächleins, das vor ihren Füßen rauschte, noch der Vögel, die über ihr in den Zweigen lustig zwitscherten; sondern sie stützte den Ellbogen auf die grob gezimmerte Lehne und ihren Kopf in die Hand und versank in eine träumerische Zerstreutheit. So geistesabwesend war sie, daß sie gar nicht bemerkte, wie sich kräftige Männerschritte von links her, wo es im Bogen um die Ecke ging, näherten.

Indessen stand auf einmal ein Mensch vor ihr

— sie schrak heftig zusammen und glaubte, ihre verwirrte Einbildung spiele ihr einen Streich — denn der Fremde sah genau so aus wie Mister Docker. Er streckte ihr die Hand entgegen, und sie überließ ihm ganz mechanisch, willenlos die ihrige, die er kräftig schüttelte.

Ethel war in einem wunderlichen Zustande, alle ihre Willensimpulse waren gelähmt und ihre Gedanken wohl klar, aber so abgeblaßt gleichsam, daß sie sich auf d a s kaum noch besinnen konnte, was ihr eben durch den Kopf gegangen war; wie ein lächelnder Automat reagierte sie dann auch auf die Anrede des ängstlich gemiedenen Mannes.

Ja, sie lächelte wirklich, als er Verwunderung und Bedauern darüber aussprach, sie so lange nicht gesehen zu haben.

Er nahm, auf seine kameradschaftlich-brüske Art, an ihrer Seite Platz. Er fragte nach ihrem Befinden, wie nach dem der Mutter und erhielt eine höfliche, beinahe freundliche Antwort.

Sodann erzählte er von der Reunion im Kurhause, die abends zuvor stattgefunden hatte. Er war nicht lange geblieben, wußte auch im allgemeinen von den Toiletten und den Erscheinungen nichts; nur über ein paar ganz auffallende Gestalten amüsierte er sich mit seinem starken Lachen, indem er sich mit seinen großen Händen auf die Kniee schlug.

Plötzlich sammelte er sich und sagte treuherzig: „Wissen Sie, es war im ganzen recht langweilig — weil S i e nicht da waren."

Ethel nickte zu dem Kompliment und hatte es doch gar nicht gewollt, es war, als ob ihr Körper der Seele nicht mehr gehorche.

Ernſthaft fuhr er fort: „Es iſt eigentlich eine Sünde, ſo die Nacht zum Tage zu machen.“

Und dann redete er von der Natur; er drückte ſich brüsk, in kurzen Sätzen aus und keineswegs poetiſch; aber es klang ehrlich und überzeugt.

„In der Natur ſieht man auch die Menſchen ganz anders. Da gefallen einem nur ſehr wenige. Sie müſſen gewiß ſehr viel Sinn für Natur haben, Fräulein Ethel.“

„Ja, — ich liebe ſie ſehr.“

Das war geſagt mit einem Druck auf der Bruſt, und doch blieb davon nichts vernehmbar in den Worten. —

„Ich verſtehe mich auf die Damen der Geſellſchaft nicht, die meiſten ſcheinen mir wie Puppen — oder ſie ſind ſelbſtſüchtige Intrigantinnen — Sie allein, Fräulein Ethel, Sie ſind ſo ganz anders —“

„Ich ſpreche nicht mit fremden Herren auf der Promenade!“ rief Ethel, ſtand auf und rannte davon. Es war, wie wenn in ihrer Seele eine zuſammengepreßte Feder, den Widerſtand ſprengend, plötzlich emporgeſchnellt wäre. —

So haſtig eilte ſie, daß es dem Verdutzten nicht einfiel, ihr zu folgen. Zum Glück waren keine Menſchen auf dem Wege, man hätte die halb Laufende für geiſteskrank halten müſſen.

Endlich, als ihr der Atem ſchon verſagte, gewahrte ſie nebenan auf der Chauſſee eine Droſchke; ſie ſtieg hinein und fuhr, immer noch in großer Aufregung, nach Hauſe. —

Kaum daheim, wurde ſie ſich mit Schrecken ihrer groben Ungeſchicklichkeit, ihrer Taktloſigkeit bewußt. Als jener ſprach, da war es ihr im Herzen aufge-

ſtiegen wie ein Vorausſchauen: er wollte ihr einen Heiratsantrag machen, und das verhängnisvolle Wort kam immer näher — ſie mußte abbrechen, es koſte, was es wolle —

Aber hätte ſich das nicht beſonnener und zarter machen laſſen? Und dann: war es ſo ſicher, daß er auf einen Heiratsantrag hinausſteuerte? Vielleicht hatte er dergleichen gar nicht im Sinne gehabt und nur in alter, herzlicher Kameradſchaft geſprochen —

Es beklemmte Ethel den Atem, wenn ſie an jene Minute dachte; ſo ſehr ſchämte ſie ſich, daß ſie, gegen ihre Gewohnheit, nicht ein Wort von dem Vorgefallenen zu der Mutter ſprach. Sie hatte nur den einen Gedanken: Fort, fort, ſo ſchnell wie möglich; denn ſie ſchämte ſich vor den Bäumen und Anlagen, vor den Häuſern der Stadt, die ſie ſo gut kannten und über ihre Albernheit zu ſpotten ſchienen . . .

Nun hatte der Arzt ſich mit einer Beendigung der Kur einverſtanden erklärt, und Frau Del-Terra, ſelbſt zu reiſen ungeduldig, begann ſchon, ſich um das Einpacken und die übrigen Vorbereitungen zur Abfahrt zu bekümmern, die in zwei Tagen ſtattfinden ſollte.

Da ereignete ſich ein unvermuteter Zwiſchenfall: Frau Del-Terra wurde plötzlich ſchwer krank.

Ethel erſchrak heftig und rannte trotz des Widerſpruches der Mutter zum Arzte; es zeigte ſich, daß das Leiden, obwohl nicht gerade lebensgefährlich, doch ernſt genug ſei. Die angebotene barmherzige Schweſter lehnte die Kranke in einem wunderlichen Eigenſinn ab; der Doktor erteilte dann Ethel die notwendigſten Anweiſungen, indem er kopfſchüttelnd und mitleidig auf das junge Mädchen blickte.

Nun gab ſich Ethel mit der Pflege alle Mühe,

und sie hatte eine leichte Hand. Dennoch kam es ihr hart genug an, das Ungewohnte beunruhigte und ängstigte sie, sie fürchtete jeden Augenblick eine böse Wendung und entsetzte sich vor ihrer eigenen Verantwortlichkeit, ja, manchmal war sie nahe daran, mutlos in eine Ecke zu fliehen und zu weinen.

Sie atmete dankbar auf, wie wenn ein Schutzgeist zu ihr herniedergestiegen wäre, als die Türe sich öffnete und ungemeldet Frau Mary Conneigh erschien.

Die gute Frau kümmerte sich sogleich um die Kranke und auch darum, daß Ethel zu essen erhielt; wenn sie ging, hatte sie stets ein paar verständige Anweisungen hinterlassen und einen aufmunternden Trost.

Zweimal täglich kam sie und blieb stundenlang, aber immer war sie allein, von ihrer Tochter sprach die Still-Geschäftige nicht einmal.

Und als eine entschiedene Besserung einsetzte, blieb sie aus; sie merkte vielleicht, Frau Del-Terra empfand es drückend, ihr so sehr verpflichtet zu sein, und sie vermied es zart, die bereits entstandene Schuld ohne Not zu vergrößern.

In friedlicher, etwas wehmütiger Abgeschiedenheit lebten Mutter und Tochter nun miteinander dahin. Der Arzt war zufrieden, jedoch er riet zu äußerster Vorsicht, bis die letzten Spuren der Krankheit getilgt seien, auch empfahl er noch einige Bäder vor der Abreise, damit etwa verbliebene Reste von Entzündung völlig beseitigt würden. Frau Del-Terra mußte das Zimmer hüten, und Ethel weilte beständig bei ihr, vorlesend, müde plaudernd oder schweigend, jedoch kaum zu bewegen zu dem kleinsten Spaziergang.

Da kam eines Tages ein Briefchen an; es war von Annie und enthielt in kurzen, frohen Zeilen die Mitteilung, daß sie — verlobt sei mit Henry Docker.

Ethel war einen Augenblick wie auf den Mund geschlagen; doch sogleich empfand sie eine aufrichtige Freude, die sie lebhaft, fast lärmend, gegen ihre Mutter äußerte. Wie glücklich mußte Annie sein! Der Bräutigam paßte in jeder Beziehung so ausgezeichnet zu ihr — sie, mit ihrer Lebenslust — welches Vergnügen mußte sie nicht finden an dem Reichtum, der ihr nun zuteil ward! Dieses freudige Ereignis hätte man eigentlich voraussehen müssen — sonderbar, daß es dennoch so unerwartet kam!

Die Mutter stimmte mit einer höflich teilnehmenden Phrase zu, blieb dann aber stumm.

Erst nach einer Weile sagte sie, als Ethels wortreiche Begeisterung sich einigermaßen erschöpft hatte: „Du wirst jetzt hinübergehen, um in deinem und meinem Namen zu gratulieren."

Ethel machte denn auch ihren Besuch.

Unterwegs fühlte sie noch eine ausgelassene Freudigkeit, als sei sie einer schweren Sorge entledigt; aber je näher sie dem Heim der Bekannten kam, umsomehr machte sich auch ein anderes Gefühl geltend, eine Art von Zweifel oder von Unsicherheit. —

Und sie klopfte nicht ohne einige Erregung an die Türe.

Als dann aber Annie, übersprudelnd von einem lustigen Glück, auf sie zusprang und ihr um den Hals fiel, da kehrte ihr die heiter-teilnehmende Stimmung wieder. Die Braut zeigte sich so überaus zufrieden — freilich nicht auf eine schwärmerische, sondern mehr

hausbackene Weise — aber doch so sehr, sehr zufrieden —

„Wir haben uns eigentlich von der ersten Begegnung an verstanden," sagte sie.

Das wunderte Ethel ein wenig, war ihr aber angenehm zu hören; denn sie fühlte sich eben wieder von der peinlichen inneren Frage gequält, was damals, bei jenem unvermuteten Zusammentreffen, Docker denn von ihr gewollt habe.

Die Eltern verrieten eine starke Rührung; Frau Conneigh hatte Tränen in den Augen und nahm dabei gegen Ethel eine Miene an, als ob sie sich vor ihr entschuldigen müsse.

Da erschien, überraschend selbst für die Braut, Henry Docker.

Ethel war nun doch befangen; und der Bräutigam ebenfalls — eine ratlose Sekunde, die unendlich ausgedehnt schien — dann hatte das junge Mädchen die natürliche Freundlichkeit wiedergewonnen, und damit war dann auch der andere von seiner Verlegenheit befreit. Er trug eine fast übertriebene kameradschaftliche Herzlichkeit zur Schau. —

Ethel atmete auf; sie glaubte nun sicher zu sein, daß ihr ungeschicktes Benehmen längst verziehen war, und daß sie damals nicht einen Bewerber zurückgestoßen hatte; ‚würde der Mensch einen solchen Schlag so schnell verwinden können?' meinte sie bei sich.

Sie wußte noch nicht, welche Fähigkeit der Selbsttäuschung und nützlichen Vergessens denen eigen ist, die so recht geschaffen sind für das praktische Leben. —

Zwei Tage darauf reisten Mutter und Tochter ab.

Es war schon am dunkelnden Abend und überdies ein trübes regnerisches Wetter. Das Brautpaar hatte

sich mit einer Blumengabe auf dem Bahnhofsperron eingefunden; ein kurzes Gespräch, dann ein Pfiff und ein eiliges Einsteigen. —

Der Zug setzte sich in Bewegung, Ethel schaute, aus dem Fenster gelehnt, zurück nach den beiden glücklichen Menschen und winkte ihnen mit ihrem Tuche lange zu, das Herz voll von einem wunderbaren Sehnsuchtsgefühl, während sie langsam in die Ferne hinausrollte . . .

VI.

Mutter und Tochter waren in Brüssel angekommen; sie lebten wieder in den dumpfen Straßen der Altstadt, wieder in dem alten Quartier. Wieder war das Leben trübe und schien trüber mit jedem Tage, so daß die Wochen der Badereise, je weiter sie in die Ferne rückten, in einem umso verklärteren Glanze in der Erinnerung leuchteten.

Die Geldausgabe war sehr groß gewesen, größer als es sich eigentlich verantworten ließ, es mußten Einnahmen gefunden werden. Frau Del-Terra begann aufs neue mit ihren Stunden; Ethel versuchte gleichfalls zu unterrichten, gewann jedoch nur die eine oder andere Schülerin, die sich dann für ihr sympathisches Wesen mehr zu begeistern pflegte, als für ihre Unterweisung.

Und allmählich büßte auch Ethel in einer Folge grauer Tage ihre natürliche Fröhlichkeit ein.

Es wurde ihr noch eine angenehme Überraschung zuteil; Annie, die dicht vor der Hochzeit stand, schickte

ihr zum Andenken an gemeinsam verlebte schöne Zeiten ein goldenes Kreuz, begleitet von einem Brief, dem auch Docker ein paar Worte beigefügt hatte. Aber dann war wieder alles beim alten.

Die Mutter klagte nie, jedoch unter dem Druck widriger Verhältnisse wurde sie schweigsam, nahm ihre ganze Haltung etwas eigentümlich Herbes, ja Starres an; und nur einmal entschlüpfte es ihr, daß sie Annie Conneighs glänzende Zukunft mit einer gewissen Bitterkeit erwähnte.

Ethel hatte viel Muße, und das quälte sie manchmal, denn sie war von Natur tätig, obgleich auf etwas planlose Art, und sie scheute alle trübsinnige Nachdenklichkeit, weil ihr der Geschmack am Sichselbstbedauern völlig fehlte. Zum Zeitvertreib zeichnete und malte sie jetzt; sie hatte diese Kunst schon in Mistreß Somers Anstalt eifrig und nicht ohne Erfolg betrieben.

Auch fand sie, wie ehedem, eine erquickliche Zerstreuung in ihrer Liebhaberei.

Aber ganz plötzlich vollzog sich ein Wandel in ihrem Gemüt: was zuerst Spiel gewesen war, wurde zu einem hohen, beglückenden und bedrückenden Ernst. Sie arbeitete Tag für Tag stundenlang mit Pinsel und Feder; sie hatte dem Angefangenen gegenüber ein Gefühl drängender Pflicht; und wenn sie durch das Fertige meist enttäuscht wurde, so vergaß sie es bald, lebte innerlich mit einer rauschartigen Begeisterung in dem nächsten Gegenstande, der sie künstlerisch ergriff.

Manchmal überkam sie wohl ein eignes Bangen, das sie früher nicht gekannt hatte, jedoch im ganzen genoß sie eine ruhige Zufriedenheit, erlöst von der drohenden, lähmenden Mißstimmung.

Sie war nun überzeugt, ihren Beruf entdeckt zu haben: sie mußte sich ausbilden zur Malerin!

Auch sprach sie davon unbefangen und froh zu ihrer Mutter. Die Hoffnungen, denen sie sich in stillen Minuten verstohlen hingab, führte sie dann immer weiter und prächtiger aus: wie sie berühmt und reich sein werde, auf allen Ausstellungen vertreten, in den Zeitungen gelobt, und wie sie ein wundervolles Atelier haben werde und einen glänzenden Salon, einen Kreis von interessanten, hochgebildeten Menschen.

Frau Del-Terra lächelte schmerzlich dazu und suchte sanft abzulenken.

Aber allmählich lockten auch sie diese Träume mehr, als es ihr bewußt ward. Hatte sie auch darauf verzichtet, ihre Tochter nur noch als Prinzessin sehen zu wollen, so war der mütterliche Ehrgeiz nicht erloschen, aber er begnügte sich mit einem bescheideneren Ideal. Ethel durfte nun sogar Künstlerin sein! Eine außerordentliche Künstlerin freilich; und dann erwarb sie mit ihrer Kunst und ihrem Wesen einen begehrenswerten, vornehmen Mann, und so eroberte sie sich die Gesellschaft, in welche sie gehörte. —

Frau Del-Terra hatte verschiedenen Personen, die für urteilsfähig galten, ihrer Tochter Zeichnungen und Skizzen vorgelegt und die aufmunterndsten Komplimente dafür eingeheimst; auch Conneigh, dem sie einiges schickte, antwortete erstaunt und versprach der jungen Künstlerin eine große Zukunft. So konnte es nicht fehlen, daß der im Anfang nur heimlich gehätschelte Plan bald zu einer festen Absicht wurde.

Conneigh hatte München als Studien- und Aufenthaltsort empfohlen, das an Kunst und Natur viel biete und außerordentlich billig sei. Für Laura

Del-Terra war dieser Umstand bestechend; sie sehnte sich fort von Brüssel und von dem ganzen Westeuropa; dort, in dem entlegenen Bayern, hoffte sie wieder aufzuatmen, sie hoffte dort auf neue, frischere Kulturzustände, deren Kenntnis vielleicht sogar sich nützlich verwenden ließ. —

Und Ethel sah sich an dem Fuße der Alpen Italien nahe, wohin es sie mächtig zog mit einer sonderbaren Mischung aus Pietät und Zukunftstrieb.

Eine geraume Zeit verging freilich noch mit Zaudern und Zweifeln; aber dann kam der so lange erwogene Beschluß zu einer beinahe überstürzten Ausführung ...

Es war eine weite, eine ermüdend weite Fahrt. Endlich näherte sich in monotonem Rollen der Zug dem ersehnten Ziel; auf der platten Hochebene lag ein dünner Nebel, der sich langsam auflöste vor der tiefen, roten Sonne. Ein schöner, frischer Herbstmorgen zog herauf. Parallel mit der Eisenbahn lief in einigem Abstand eine von Pappeln umsäumte Chaussee; hin und wieder fuhr zwischen den Pappeln ein schwer bepackter ländlicher Wagen mit wohlgenährten Rossen langsam gegen die Stadt. Auf den Wiesen, auf den Grashalmen längs dem Eisenbahndamme glitzerte der Tau — und nun wurden in der Ferne die beiden abgestumpften Türme der Frauenkirche sichtbar und die grauen Umrisse der Stadt hinter einem dünnen Dunst.

Der Zug rollte in den Bahnhof ein. Die beiden Reisenden tranken schnell im Wartesaal ihren Kaffee; sie ließen ihre Sachen vorläufig zurück und begaben sich zusammen auf die Wanderung, um sich zu orientieren, ja, wenn möglich, sogleich eine Wohnung zu nehmen.

Einen Moment verweilten sie unter den Kolonnaden vor dem Bahnhofgebäude und blickten über den morgendlich ruhigen Platz, dann wandten sie sich auf gut Glück nach links und gelangten in die neuen Straßen, die sie so breit und gerade, so sonnenoffen und still fanden, daß sie sich in den tiefen Süden versetzt glaubten und in ein fernes, längst verflossenes Jahrzehnt. —

Wandernd kamen sie dann zu der inneren Stadt. Auch hier war der Verkehr nur mäßig, doch herrschte Leben ringsum, ein ruhiges, behagliches, zufriedenes Leben; und die Häuser mit ihren felsenrauhen Außenwänden und den glänzenden Mondglasscheiben gaben sich so anheimelnd in ihrer Anspruchslosigkeit, die doch nichts Ärmliches hatte; alles zeigte sich so gesund, starknervig und wahr.

An nicht wenigen Häusern waren Zettel angeschlagen mit der Angabe, daß Zimmer zu vermieten seien. Die beiden Fremden erkundigten sich hie und da, ohne weiter zu verhandeln, und gelangten so allmählich bis in die Gegend des Sendlingertors.

Dort waren irgendwo zwei Zimmer ausgeschrieben; bei der Besichtigung zeigte sich, daß sie keinen Vorteil vor den bisher gesehenen hatten, aber Ethel erklärte sogleich, hier bleiben zu wollen, denn sie war entzückt von der Umgebung, einer Häusergruppe, die in der Tat malerisch genug und eine Lust zu skizzieren war.

Die Sachen wurden von der Bahn gebracht, und die beiden bezogen ihr kleines Quartier. Als man sich einrichtete, störte Frau Del-Terra doch mancherlei Unbequemlichkeit und Ungewohntes, ihre Tochter aber

gebärdete sich froh wie im Paradiese und verleitete sie schließlich auch zu einem Lächeln. —

Nur eine einzige Empfehlung besaßen die beiden Frauen in dieser völlig fremden Stadt, sie war von Conneigh und an eine junge Münchner Malerin, Ernestine Gioseffi gerichtet. Auch entschloß sich Ethel schon den nächsten Tag zu einem Besuch, sie fragte sich durch bis zu dem Atelier, das fern in der nördlichen Vorstadt lag, an der Ecke einer eben erst erstehenden, lückenhaften Straße.

Das junge Mädchen wurde zu einem unordentlich vollgepackten, etwas beengten Raum gewiesen und traf dort die Gesuchte, eine hübsche, stattliche Person, in ihrer Malschürze bei der Arbeit; ein wenig älter als ihre Besucherin, hatte sie ein behaglich freundliches, aber sehr kluges Gesicht und außerordentlich schöne, braune Augen.

Die Malerin blickte kaum auf die Zeilen, sie streckte Ethel ihre beiden Hände entgegen und sagte herzlich-laut: „Willkommen in München! Sehen Sie, das freut mich, daß Sie mir einen Gruß von Herrn Conneigh bringen. Ich möchte ihn gerne einmal wiedersehen. Haben Sie schon eine Wohnung?“

Ethel beantwortete die Frage, äußerte aufrichtig ihr Entzücken über die Stadt, und so kam es dann schnell zu einer angeregten Unterhaltung. Die beiden freuten sich gegenseitig über ihre italienischen Familiennamen; Ethel hatte bald erfahren, daß ihre neue Bekannte zu einer unter Karl Theodor eingewanderten Familie gehörte, die nun längst vollkommen eingebürgert war.

Ernestine Gioseffi versprach, Ethel die Stadt und die Kunstsammlungen und ihre Freunde und ihre Fa-

milie zu zeigen, bat sie dann dringend, am nächsten Tage mit ihren Skizzen wiederzukommen, auf die sie sich sehr freue und nach deren Durchsicht leichter über das künftige Studium zu beraten sei.

Dankbar verabschiedete sich die so wohl Empfangene und kehrte dann auch tags darauf mit ihren Skizzen wieder.

Ernestine betrachtete die Blätter aufmerksam und war Feuer und Flamme für die feine, zarte, unbewußte Schönheit, die sich darin verriet.

Nachher zeigte sie dann ihre eigenen Arbeiten; diese hatten nicht nur einen ausgesprochen männlichen Strich, sondern eine so merkwürdige Herbigkeit, daß Ethel über den Kontrast zwischen Künstler und Werk erschrak und ihre eigenen Leistungen daneben fast für kindliches Gekritzel hielt.

Von der Kunst ging das Gespräch bald wieder auf die Dinge des Lebens über, und die beiden jungen Mädchen verstanden sich aufs beste, bis Ethel endlich, mit liebevoller Begeisterung im Herzen, heimging.

Ernestine erwiderte dann den Besuch. Leider verstand Frau Del-Terra auf einen ihr fremden Ton nicht so einzugehen wie ihre Tochter, sie gab sich förmlicher und steifer, als es ihr bewußt war; das Benehmen der Malerin hingegen erschien ein wenig massiver, wo ihre Lebhaftigkeit nicht zur Geltung kam; und so waren die zwei denn zu Ethels Leidwesen gewissermaßen von einander enttäuscht. —

Die besorgte Mutter machte sich nun doch allerhand Gedanken, über die sie nicht sprach. Sobald sich die Gelegenheit bot, nahm sie in Abwesenheit Ethels einige Zeichnungen und begab sich damit zu einem

vielgenannten Professor, dessen Namen ihr auch Conneigh angegeben hatte.

Der berühmte Mann, ein Sechziger mit wallendem weißem Bart und einem scharf geschnittenen Prophetengesicht, empfing sie nicht unfreundlich, aber mit einer etwas wortkargen Würde. Als die Prüfung beendigt war, fragte er: „Sie wollen von mir die reine Wahrheit hören?“

„Wenn ich gewagt habe, Ihre Zeit in Anspruch zu nehmen, so ist dafür mein dringendes Verlangen nach ungeschminkter Wahrheit die einzige Rechtfertigung,“ erwiderte Frau Del-Terra, und in keiner Fiber verriet sich ihre innere Unruhe.

Das eindringende Malerauge des Professors gewann einen gütig-milden Ausdruck. „Ihr Fräulein Tochter hat große und schöne Anlagen. Da ist nichts Verbildetes — reine keusche Natur — aber es fehlt jene rücksichtslose Einseitigkeit, die den ausführenden Künstler macht.“

„Ich verstehe: Dilettantismus in einem Wort,“ versetzte Laura, im Tone die Enttäuschung unterdrückend, so gut sie es vermochte.

„Wenn Sie so wollen, ja. Nur, sehen Sie, gnädige Frau, Dilettantismus in *diesem* Sinne ist eigentlich das Höchste. Wer für das Publikum arbeitet, muß immer etwas vom Handwerker haben, wenn er am Ende nicht gar zur Maschine wird. Aber dann gibt es wieder Individualitäten, die so hoch stehen, daß sie nicht einmal mit — Ruhm bezahlt werden können.

„Sie müssen es nicht bitter empfinden,“ fuhr er milde fort, „sondern Sie dürfen auf diese — Unzulänglichkeit Ihrer Tochter stolz sein. Ich sehe ganz deutlich hinter diesem naiven Künstlertum eine hohe,

edle Seele, die für den lauten Markt zu gut ist, die in sich ihr eigenes Glück finden muß —“

Laura Del-Terra dankte und ging heim. Die Mitteilung hatte sie so stark erschüttert, daß es längerer Zeit bedurfte, bis sie sich überwinden konnte, Ethel davon zu reden. Sie tat es, ihren eigenen Schmerz verbergend, mit aller Vorsicht und Zartheit.

Zu ihrer äußersten Verwunderung zeigte sich Ethel nur im ersten Augenblick einigermaßen betroffen und sofort wieder heiter, beinahe gleichgültig.

„Wir können uns, wenn du willst, noch an eine andere Autorität wenden,“ meinte die Mutter.

„Ach nein, er wird schon recht haben. Darum brauche ich mir die Freude am Zeichnen nicht verderben zu lassen. Und wenn ich keine große Malerin werden soll — auf irgend eine Weise wird die Zukunft gewiß noch etwas Gutes bringen — ich habe das bestimmte Gefühl —“

Laura Del-Terra verstand ihre Tochter nicht mehr. Sie selbst war erfüllt von Trost- und Hoffnungslosigkeit, welche ihrer gewohnten Ruhe etwas übermäßig Ernstes und streng Abweisendes gaben; das junge Mädchen aber schien in ganz anderer Stimmung. —

Unvermerkt kam es, daß Ethel mehr ihre Wege ging, als es nach der überlieferten Tradition ihrem Alter angemessen war. Die Mutter hielt sie nicht, von dem Wunsche nach Alleinsein und von einer Art Mitleid beherrscht. Ethel aber, sonst so aufmerksam und rücksichtsvoll, wurde mehr, als sie es ahnte, fortgetrieben von dem Lebensverlangen ihrer Jugend.

Die neue Freundin bot sich ihr als Führerin in die Außenwelt.

Ernestine Gioseffi war die Tochter eines pensio-

nierten Beamten, der ein kleines Vermögen besaß, eine etwas altertümliche, aber mit ehrlicher Gediegenheit eingerichtete Wohnung inne hatte, übrigens die meisten Abende der Woche nach heimischer Art am Stammtisch zu finden war. Zu der Tochter hatte er ein herzlich-kameradschaftliches Verhältnis, auch ließ er ihr nach außenhin mehr Freiheit, als es in den eingesessenen Kreisen sonst für üblich galt; nun hatte freilich Ernestine etwas Tüchtiges und Reifes, so daß, wenn sie als Malerin tätig war und daneben noch viel ausging, sie doch auch das kleine Hauswesen recht gewissenhaft leitete.

Herr Gioseffi hatte Interessen und selbst einigen künstlerischen Sinn; als umgänglicher Mann empfing er wohl auch Gäste — meist Bürgers- und Beamtenfamilien, deren Väter er am Stammtisch täglich sah, doch auch einzelne Künstler, sogar hin und wieder einen jüngeren Schriftsteller, woraus sich denn eine seltsame Mischung von katholischer Strenge und leichtherziger Frivolität, von hausbackener Gemütlichkeit und intellektueller Würze ergab.

Im allgemeinen war Herr Gioseffi beliebt, wie seine tiefschwarzen Zigarren und wie das Augustinerbier, das er trank; und fast noch mehr gefiel seine Tochter, wenn sie auch von manchen ehrsamen Frauen für zu ungebunden gehalten wurde, von einigen fremden, alleinstehenden Malerinnen für zu bürgerlich. Sie verschaffte sich eben zuletzt immer Anerkennung mit ihrem frischen, gütigen und natürlichen Wesen, und zumal bei allen Kindern machte ihre resolute Munterkeit sie beliebt.

Sie hatte Ethel recht ins Herz geschlossen, die nun ihrerseits, obgleich in manchem Äußerlichen von ihr

abweichend, mit ihrer ganzen lebhaften Innigkeit für die neue Freundin schwärmte. Tag für Tag waren die zwei beisammen; sie verbrachten halbe Vormittage im Atelier, sie zogen planlos durch die Stadt, oder auch auf weitere Spaziergänge, eine jede mit ihrem Skizzenbuch. Sie besuchten miteinander nicht nur die Pinakotheken, sondern auch Kaffeegesellschaften bei irgend einer Frau Obersekretär oder einer Frau Apothekenbesitzer; ja, sie schlichen sich verstohlen in das Café Danner, und eine ganz besondere Freude war es Ethel, als die andere sie einmal in das alte traditionsgeheiligte Hofbräuhaus führte, wo sie zusammen im Hofe aus einer Maß gemeinschaftlich tranken und einen ‚Radi' verzehrten, indem sie bedauerten, die verschiedenen Typen nicht sogleich zeichnen zu können.

„Aber Mama würde sich hier entsetzen," flüsterte Ethel ihrer Freundin zu.

Und an besonders schönen Tagen machten die beiden Mädchen mit dem Vater, der ebenfalls an Ethel viel Gefallen fand, weite Ausflüge bis nach Starnberg hinaus; sie saßen dann im Dorfwirtshaus und redeten mit den Bauern, und Ethel, die aus so weiter Ferne kam, fühlte sich am vollkommensten heimisch gerade in dieser einfachsten Umgebung. Sogar von der Sprache hatte sie unwillkürlich einiges angenommen, namentlich die hübschen Diminutiv- und Koseformen, was, mit dem ausländischen Akzent verbunden, ihrer Rede einen eigentümlichen Reiz verlieh.

Sie war ganz glücklich, sie war wie in einem Begeisterungsrausch. Auf sie, die doch von London kam, wirkte die süddeutsche Enge nicht drückend, sondern herzerweiternd, ihr schien es, als befinde sie sich in einer einfacheren, harmloseren und doch auf ihre Art

so reichen Welt, sie entzückte sich wie an der derben Kost, an den derben und doch innerlich oft so zarten Menschen, ihr Herz quoll über von Menschenliebe, sie hätte alle Menschen küssen mögen. —

Dann wieder schwelgte sie in dem übermaße hoher Kunst, berauschte sich an der dünnen Luft und dem klaren Himmel und verfiel in ein seliges Sehnen beim Anblick der fernen Berge . . .

Ganz anders war die Stimmung der Mutter. Diese hatte sich wohl im Anfang über die neuen Eindrücke gefreut, aber sehr bald verwandelte sich ihr Interesse in Abneigung. Die Stadt mißfiel ihr, sie verstand die Leute nicht, klagte über deren lärmendes Wesen und grobe Sitten. Die ganze Art des Lebens war ihr zu ungewohnt; sie wußte sich nicht einzurichten, da sie an englischen Sitten und Überlieferungen hing, und doch nicht die Mittel hatte, solche durchzusetzen.

Andere Enttäuschungen kamen dazu. Gleich in den ersten Wochen hatte Laura Del-Terra über ihre neue Umgebung einige Artikel für englische Journale geschrieben, die dann auch gedruckt und gut bezahlt wurden; aber als sie damit fortfahren wollte, versagte ihr völlig die Fähigkeit und zwar umsomehr, je angestrengter sie sich Mühe gab. Sie sah voraus, daß sie wieder zum Unterricht ihre Zuflucht werde nehmen müssen; aber wo die Schülerinnen auftreiben, wie sie sie sich wünschte?

So war sie nicht nur verärgert, sondern es wurde ihr auch ein Kummer, daß ihre Tochter nicht empfand wie sie; die eine hing an dem englischen Ideal gesellschaftlicher Vornehmheit, und die andere — ein fremdes Erbteil verriet sich in ihr, das kontinentale Blut,

das italieniſche, das dieſem ſüddeutſchen Weſen verwandt war.

Das kränkte und ſchmerzte die Mutter; aber ſie war zu ſtolz, um Ethel ihre Abtrünnigkeit vorzuwerfen, ſie wurde nur mit ihr gemeſſener, formeller, zurückhaltender.

Und dann quälte ſie ſich um den gutherzigen Leichtſinn des jungen Mädchens, das die täglich ſich erweiternde Kluft nicht zu gewahren ſchien, ſondern unbefangen die von der Mutter gewährte Freiheit auszunützen ſich beſtrebte.

So war denn dieſe Frau, die ſeit Jahren mit der Welt ſtreiten mußte, zum erſten Mal ganz und gar verlaſſen. Wenn ſie, ſehr korrekt und mit Sorgfalt gekleidet, über die Straße ging, ſtolz, aufrecht, unnahbar, in ihrer ernſten Schönheit, dann blickten ihr manche Leute nach; ſie aber hatte keine Aufmerkſamkeit für das, was ſie umgab, ihr Geiſt weilte ununterbrochen fern in engliſchen Kindheitserinnerungen . . .

VII.

In all ihrer Verlaſſenheit hatte Laura Del-Terra doch eine Bekanntſchaft gemacht, eine einzige. In demſelben Hauſe wie ſie lebte ein junger Mann, halb Student, halb Privatgelehrter, der in der Univerſität und in den Bibliotheken, mehr aber noch daheim, arbeitete. Man traf ſich auf dem Flur oder vor dem Haustor, man begrüßte einander, und bei irgend einer Gelegenheit knüpfte die zurückhaltende Laura ein Geſpräch an.

Dabei hatte der junge Mann auf den [illegible] eigentlich nicht viel Gewinnendes. Er war [illegible] und kaum mittelgroß, sehr blond, mit einem [illegible] weißen, struppigen Schnurrbärtchen, die Züge nicht regelmäßig und nicht einmal bedeutend; der Mund war herb und reichlich groß, mit etwas [illegible] stehenden Zähnen, das Auge tiefblau, aber [illegible] hinter den blitzenden Gläsern überrascht und beinahe erschreckt in die Welt blickend; und die Kleidung nicht gerade unordentlich, aber unmodisch und zu eng.

Und das Wesen entsprach der Erscheinung: eine zage Schüchternheit, ungeschickt aufrichtige Nachsicht, eine weltfremde, wie vom bösen Gewissen verursachte Scheu. —

Auch Edelhard von Anskort war ganz allein in der großen Stadt. Und so freute er sich doch, wenn er die englische Dame wiedersah, mit ihr ein paar Worte austauschen, sie auf dem gemeinsamen Heimwege begleiten durfte. Er gewöhnte sich sehr an sie; darum vergaß er vor ihr bald seine verlegene Reserve, er belebte und erwärmte sich, ging fast in das andere Extrem einer kindischen Offenheit über, indem er mit der Fremden zutraulich, wie mit einer Mutter, sprach.

In kurzem konnte Laura, ohne ihn auszufragen, sich ein Bild von seinem Lebenslauf machen. Er entsproßte einer guten, alten, preußischen Adelsfamilie, deren Angehörige rechtliche, strenge Leute waren, aber ganz in den Anschauungen ihres Kreises befangen, unzugänglich und verständnislos für alles, was außerhalb dieses Kreises lag. So mußten sie es auf das Äußerste mißbilligen, daß Edelhard weder Offizier, [illegible]ter werden wollte, sondern ein Privatge[illegible] ihrer Auffassung ein Nichtstuer,

denn er verbarg es keineswegs, daß seine Wissenschaft ihn schwerlich zu einer Lehrstelle bringen würde; wie denn der Jüngling trotz aller seiner Weichheit in gewissen Beziehungen undiplomatisch und halsstarrig zu sein schien gleich irgend einem religiösen Fanatiker.

So weit war es gekommen, daß man ihm für seinen Unterhalt nur noch das Notwendigste bewilligte; er aber schränkte sich ein, lebte beinahe ärmlich und bewahrte seinen naiven Stolz.

Laura erkannte in ihrem Nachbarn das Feine, einen, wenn auch verirrten und entarteten Aristokratismus. Sein enthusiastisches Zutrauen schmeichelte ihr doch, und sein Verkehr war ihr angenehm. —

So redete sie öfter und länger mit ihm und forderte ihn am Ende zu Spaziergängen auf. Sie bemerkte wohl, daß er der Denkungsweise seiner Altersgenossen ganz fern stand; Freunde hatte er nicht, an geselligem Lebensgenuß kaum Vergnügen, und die deutschen Einheitsbestrebungen, für welche die Jugend so sehr schwärmte, waren ihm gleichgültig, wo nicht zuwider.

Wie belebte er sich hingegen, wenn er auf seine wissenschaftlichen Ziele zu sprechen kam! Da schien der zarte Körper von einer seltsamen Energie erfüllt, das Auge gewann Feuer und eine unergründliche Tiefe, zu einer rätselhaften Schönheit vergeistigten sich die Züge, und eine intensive Beseelung drückte sich in dem Spiel der schönen Hände aus.

Edelhard hatte sich in den historischen Studien schon längst von seinen Lehrern getrennt; seit Jahren trug er den Plan eines geschichtlichen Werkes mit sich herum, für das ihn die Vorarbeiten eben beschäftigten, und das nichts Geringeres bewirken sollte als

eine Verlegung des Ausgangspunktes aller geschichtlichen Betrachtung.

Nicht von Heerführern und kriegerischen Eroberern werde die Historie eigentlich gemacht, meinte er, die vielmehr mit ihren Taten nur Symptome eines Zustandes seien; auch materielle Nöte und Begierden seien nur ausnahmsweise die letzten Gründe des Geschehens; sondern als die große Triebfeder entdecke man überall das Gemüts- und Phantasieleben, mit einem Wort das künstlerische Ideal der Völker. Aus Gemüt und Phantasie bestehe das Agens, das die äußeren Zustände entweder kristallisiere oder sie langsam zersetze oder explosiv sprenge. So gehe die Poesie den Tatsachen voran, und ein Napoleon verliere sich hundert Mal im Dunkel, bis er endlich dem Sinne eines geträumten Dramas als Held entspreche und als solcher verwendet werde.

Laura Del-Terra war die einzige Person, zu welcher er von dem sprechen konnte, was ihm so am Herzen lag. Und sie hatte Verständnis dafür.

So war er denn ihr innig und leidenschaftlich dankbar, sie aber hegte für ihn eine herzliche, mütterliche Freundschaft, die von Tag zu Tag wuchs. Es wiederholten sich öfter die Spaziergänge, auch lud Laura den jungen Freund zum Kaffee ein.

Da konnte es denn nicht fehlen, daß er Ethel zuweilen begegnete.

Allein die beiden jungen Leute blieben sich ganz fremd. Ethel sprach und lächelte wohl freundlich, aber es war eine oberflächliche, zerstreute Freundlichkeit. Ihr Geist war jetzt ausschließlich von München und von den alten Meistern eingenommen. —

So gleichgültig der junge Fremde sie ließ, reizte

er manchmal ihren inneren Widerspruch; er, der in seiner Kindheit hart gehalten worden war, begeisterte sich doch auch für das sonnige süddeutsche Leben — und sie hatte dann ein Gefühl ähnlich der Eifersucht. —

Edelhard aber betrachtete das Mädchen mit einer zagen Scheu; ihm schien, sonderbar genug, die Mutter so viel umgänglicher, wärmer, herzlicher zu sein, die Tochter aber streng und kalt.

Inzwischen hatte Frau Del-Terra nach Schülerinnen gesucht, aber keine oder doch keine passenden gefunden. Dabei wurden ihr bereits die Mittel knapp, neue Einnahmen waren vonnöten.

Ethel merkte von all dieser Bedrängnis nichts, lebte in einer phantastischen Welt, schien sich mit einem absichtlichen Nichtsehenwollen zu verteidigen gegen die rauhe Wirklichkeit. Und so ließ die Mutter sie denn gewähren; aber es wurde ihr sehr bitter, indem sie meinte, daß die Nächste an ihr Verrat beginge; die vielgeprüfte Frau schloß sich ganz in ihre Sorgen ein, in ihres Herzens trauriger Öde wurde ihr Wesen starr, doch leider nicht unempfindlich, wie ein Beobachter es hätte glauben können . . .

Eines Tages erfolgte unerwartet eine Einladung vom englischen Konsul, den man bisher nur in seiner Amtsstube gesehen hatte. Es war Laura sehr peinlich; sie zeigte sich ungern vor Landsleuten, und nichts konnte in ihrer augenblicklichen Verfassung ihr unangenehmer sein als Gesellschaften.

Aber andererseits war es nicht möglich, abzusagen; und dann waren um der gesuchten Stunden willen gute Verbindungen nicht zu entbehren.

Laura sagte nichts zu ihrer Tochter und machte

die Sache allein mit sich aus; ungern genug entschloß sie sich endlich, die Einladung anzunehmen. —

Der Konsul hatte eine große Wohnung inne. Man traf sich in einem geräumigen, etwas kahlen Salon — britische Bürger, zum Teil mit ihren Frauen, ein einheimisches Kommerzienratsehepaar, sowie ein und der andere höhere Beamte und zwei amerikanische Damen. Jugend gab es nicht, die Geladenen kannten einander wenig; so war denn das Warten, das gezwungene Plaudern vor dem Essen unbehaglicher und langweiliger noch, als es bei dergleichen Gelegenheiten ohnehin schon zu sein pflegt.

Endlich ging man zu Tisch; Laura erhielt erst im letzten Augenblick ihren Nachbarn zugewiesen, der sich verspätet hatte. Sie hatte den Namen nicht gehört oder nicht verstanden; als sie nun aber zu dem neben ihr Sitzenden hinüberblickte, überkam sie ein eigentümliches Gefühl: der feine Kopf, die schmalen, leicht angegrauten Schläfen, die scharfen, ruhigen Augen, der herbe, geistreiche Mund und der resignierte Ausdruck der Züge: das alles erschien ihr nicht nur sehr sympathisch, sondern auch seltsam vertraut.

Und jener mochte wiederum von der gleichen Empfindung beherrscht sein; beide schwiegen eine Minute, Laura war in ihren Gedanken wie gelähmt.

Plötzlich fiel es ihr wie Schuppen von den Augen — sie hatte den Fremden erkannt — es war niemand anders als Richard Ulmsbrook.

Und nun schien in ihm die Erinnerung aufzublitzen. —

Die beiden verbargen vor der Gesellschaft ihre starke Überraschung und äußerten zu einander die Freude des unerwarteten Wiedersehens mit höflicher

edle Seele, die für den lauten Markt zu gut ist, die in sich ihr eigenes Glück finden muß —“

Laura Del-Terra dankte und ging heim. Die Mitteilung hatte sie so stark erschüttert, daß es längerer Zeit bedurfte, bis sie sich überwinden konnte, Ethel davon zu reden. Sie tat es, ihren eigenen Schmerz verbergend, mit aller Vorsicht und Zartheit.

Zu ihrer äußersten Verwunderung zeigte sich Ethel nur im ersten Augenblick einigermaßen betroffen und sofort wieder heiter, beinahe gleichgültig.

„Wir können uns, wenn du willst, noch an eine andere Autorität wenden,“ meinte die Mutter.

„Ach nein, er wird schon recht haben. Darum brauche ich mir die Freude am Zeichnen nicht verderben zu lassen. Und wenn ich keine große Malerin werden soll — auf irgend eine Weise wird die Zukunft gewiß noch etwas Gutes bringen — ich habe das bestimmte Gefühl —“

Laura Del-Terra verstand ihre Tochter nicht mehr. Sie selbst war erfüllt von Trost- und Hoffnungslosigkeit, welche ihrer gewohnten Ruhe etwas übermäßig Ernstes und streng Abweisendes gaben; das junge Mädchen aber schien in ganz anderer Stimmung. —

Unvermerkt kam es, daß Ethel mehr ihre Wege ging, als es nach der überlieferten Tradition ihrem Alter angemessen war. Die Mutter hielt sie nicht, von dem Wunsche nach Alleinsein und von einer Art Mitleid beherrscht. Ethel aber, sonst so aufmerksam und rücksichtsvoll, wurde mehr, als sie es ahnte, fortgetrieben von dem Lebensverlangen ihrer Jugend.

Die neue Freundin bot sich ihr als Führerin in die Außenwelt.

Ernestine Gioseffi war die Tochter eines pensio-

nierten Beamten, der ein kleines Vermögen besaß, eine etwas altertümliche, aber mit ehrlicher Gediegenheit eingerichtete Wohnung inne hatte, übrigens die meisten Abende der Woche nach heimischer Art am Stammtisch zu finden war. Zu der Tochter hatte er ein herzlich-kameradschaftliches Verhältnis, auch ließ er ihr nach außenhin mehr Freiheit, als es in den eingesessenen Kreisen sonst für üblich galt; nun hatte freilich Ernestine etwas Tüchtiges und Reifes, so daß, wenn sie als Malerin tätig war und daneben noch viel ausging, sie doch auch das kleine Hauswesen recht gewissenhaft leitete.

Herr Gioseffi hatte Interessen und selbst einigen künstlerischen Sinn; als umgänglicher Mann empfing er wohl auch Gäste — meist Bürgers- und Beamtenfamilien, deren Väter er am Stammtisch täglich sah, doch auch einzelne Künstler, sogar hin und wieder einen jüngeren Schriftsteller, woraus sich denn eine seltsame Mischung von katholischer Strenge und leichtherziger Frivolität, von hausbackener Gemütlichkeit und intellektueller Würze ergab.

Im allgemeinen war Herr Gioseffi beliebt, wie seine tiefschwarzen Zigarren und wie das Augustinerbier, das er trank; und fast noch mehr gefiel seine Tochter, wenn sie auch von manchen ehrsamen Frauen für zu ungebunden gehalten wurde, von einigen fremden, alleinstehenden Malerinnen für zu bürgerlich. Sie verschaffte sich eben zuletzt immer Anerkennung mit ihrem frischen, gütigen und natürlichen Wesen, und zumal bei allen Kindern machte ihre resolute Munterkeit sie beliebt.

Sie hatte Ethel recht ins Herz geschlossen, die nun ihrerseits, obgleich in manchem Äußerlichen von ihr

abweichend, mit ihrer ganzen lebhaften Innigkeit für die neue Freundin schwärmte. Tag für Tag waren die zwei beisammen; sie verbrachten halbe Vormittage im Atelier, sie zogen planlos durch die Stadt, oder auch auf weitere Spaziergänge, eine jede mit ihrem Skizzenbuch. Sie besuchten miteinander nicht nur die Pinakotheken, sondern auch Kaffeegesellschaften bei irgend einer Frau Obersekretär oder einer Frau Apothekenbesitzer; ja, sie schlichen sich verstohlen in das Café Danner, und eine ganz besondere Freude war es Ethel, als die andere sie einmal in das alte traditionsgeheiligte Hofbräuhaus führte, wo sie zusammen im Hofe aus einer Maß gemeinschaftlich tranken und einen ‚Radi' verzehrten, indem sie bedauerten, die verschiedenen Typen nicht sogleich zeichnen zu können.

„Aber Mama würde sich hier entsetzen," flüsterte Ethel ihrer Freundin zu.

Und an besonders schönen Tagen machten die beiden Mädchen mit dem Vater, der ebenfalls an Ethel viel Gefallen fand, weite Ausflüge bis nach Starnberg hinaus; sie saßen dann im Dorfwirtshaus und redeten mit den Bauern, und Ethel, die aus so weiter Ferne kam, fühlte sich am vollkommensten heimisch gerade in dieser einfachsten Umgebung. Sogar von der Sprache hatte sie unwillkürlich einiges angenommen, namentlich die hübschen Diminutiv- und Koseformen, was, mit dem ausländischen Akzent verbunden, ihrer Rede einen eigentümlichen Reiz verlieh.

Sie war ganz glücklich, sie war wie in einem Begeisterungsrausch. Auf sie, die doch von London kam, wirkte die süddeutsche Enge nicht drückend, sondern herzerweiternd, ihr schien es, als befinde sie sich in einer einfacheren, harmloseren und doch auf ihre Art

ſo reichen Welt, ſie entzückte ſich wie an der derben Koſt, an den derben und doch innerlich oft ſo zarten Menſchen, ihr Herz quoll über von Menſchenliebe, ſie hätte alle Menſchen küſſen mögen. —

Dann wieder ſchwelgte ſie in dem Übermaße hoher Kunſt, berauſchte ſich an der dünnen Luft und dem klaren Himmel und verfiel in ein ſeliges Sehnen beim Anblick der fernen Berge . . .

Ganz anders war die Stimmung der Mutter. Dieſe hatte ſich wohl im Anfang über die neuen Eindrücke gefreut, aber ſehr bald verwandelte ſich ihr Intereſſe in Abneigung. Die Stadt mißfiel ihr, ſie verſtand die Leute nicht, klagte über deren lärmendes Weſen und grobe Sitten. Die ganze Art des Lebens war ihr zu ungewohnt; ſie wußte ſich nicht einzurichten, da ſie an engliſchen Sitten und Überlieferungen hing, und doch nicht die Mittel hatte, ſolche durchzuſetzen.

Andere Enttäuſchungen kamen dazu. Gleich in den erſten Wochen hatte Laura Del-Terra über ihre neue Umgebung einige Artikel für engliſche Journale geſchrieben, die dann auch gedruckt und gut bezahlt wurden; aber als ſie damit fortfahren wollte, verſagte ihr völlig die Fähigkeit und zwar umſomehr, je angeſtrengter ſie ſich Mühe gab. Sie ſah voraus, daß ſie wieder zum Unterricht ihre Zuflucht werde nehmen müſſen; aber wo die Schülerinnen auftreiben, wie ſie ſie ſich wünſchte?

So war ſie nicht nur verärgert, ſondern es wurde ihr auch ein Kummer, daß ihre Tochter nicht empfand wie ſie; die eine hing an dem engliſchen Ideal geſellſchaftlicher Vornehmheit, und die andere — ein fremdes Erbteil verriet ſich in ihr, das kontinentale Blut,

das italieniſche, das dieſem ſüddeutſchen Weſen verwandt war.

Das kränkte und ſchmerzte die Mutter; aber ſie war zu ſtolz, um Ethel ihre Abtrünnigkeit vorzuwerfen, ſie wurde nur mit ihr gemeſſener, formeller, zurückhaltender.

Und dann quälte ſie ſich um den gutherzigen Leichtſinn des jungen Mädchens, das die täglich ſich erweiternde Kluft nicht zu gewahren ſchien, ſondern unbefangen die von der Mutter gewährte Freiheit auszunützen ſich beſtrebte.

So war denn dieſe Frau, die ſeit Jahren mit der Welt ſtreiten mußte, zum erſten Mal ganz und gar verlaſſen. Wenn ſie, ſehr korrekt und mit Sorgfalt gekleidet, über die Straße ging, ſtolz, aufrecht, unnahbar, in ihrer ernſten Schönheit, dann blickten ihr manche Leute nach; ſie aber hatte keine Aufmerkſamkeit für das, was ſie umgab, ihr Geiſt weilte ununterbrochen fern in engliſchen Kindheitserinnerungen ...

VII.

In all ihrer Verlaſſenheit hatte Laura Del-Terra doch eine Bekanntſchaft gemacht, eine einzige. In demſelben Hauſe wie ſie lebte ein junger Mann, halb Student, halb Privatgelehrter, der in der Univerſität und in den Bibliotheken, mehr aber noch daheim, arbeitete. Man traf ſich auf dem Flur oder vor dem Haustor, man begrüßte einander, und bei irgend einer Gelegenheit knüpfte die zurückhaltende Laura ein Geſpräch an.

Dabei hatte der junge Mann auf den ersten Blick eigentlich nicht viel Gewinnendes. Er war schmächtig und kaum mittelgroß, sehr blond, mit einem beinahe weißen, struppigen Schnurrbärtchen, die Züge nicht regelmäßig und nicht einmal bedeutend; der Mund war herb und reichlich groß, mit etwas unregelmäßig stehenden Zähnen, das Auge tiefblau, aber kurzsichtig, hinter den blitzenden Gläsern überrascht und beinahe erschreckt in die Welt blickend; und die Kleidung nicht gerade unordentlich, aber unmodisch und zu eng.

Und das Wesen entsprach der Erscheinung: eine zage Schüchternheit, ungeschickt aufrichtige Rücksicht, eine weltfremde, wie vom bösen Gewissen verursachte Scheu. —

Auch Edelhard von Anskort war ganz allein in der großen Stadt. Und so freute er sich doch, wenn er die englische Dame wiedersah, mit ihr ein paar Worte austauschen, sie auf dem gemeinsamen Heimwege begleiten durfte. Er gewöhnte sich sehr an sie; darum vergaß er vor ihr bald seine verlegene Reserve, er belebte und erwärmte sich, ging fast in das andere Extrem einer kindischen Offenheit über, indem er mit der Fremden zutraulich, wie mit einer Mutter, sprach.

In kurzem konnte Laura, ohne ihn auszufragen, sich ein Bild von seinem Lebenslauf machen. Er entsprößte einer guten, alten, preußischen Adelsfamilie, deren Angehörige rechtliche, strenge Leute waren, aber ganz in den Anschauungen ihres Kreises befangen, unzugänglich und verständnislos für alles, was außerhalb dieses Kreises lag. So mußten sie es auf das Äußerste mißbilligen, daß Edelhard weder Offizier, noch Beamter werden wollte, sondern ein Privatgelehrter, also nach ihrer Auffassung ein Nichtstuer,

denn er verbarg es keineswegs, daß seine Wissenschaft ihn schwerlich zu einer Lehrstelle bringen würde; wie denn der Jüngling trotz aller seiner Weichheit in gewissen Beziehungen undiplomatisch und halsstarrig zu sein schien gleich irgend einem religiösen Fanatiker.

So weit war es gekommen, daß man ihm für seinen Unterhalt nur noch das Notwendigste bewilligte; er aber schränkte sich ein, lebte beinahe ärmlich und bewahrte seinen naiven Stolz.

Laura erkannte in ihrem Nachbarn das Feine, einen, wenn auch verirrten und entarteten Aristokratismus. Sein enthusiastisches Zutrauen schmeichelte ihr doch, und sein Verkehr war ihr angenehm. —

So redete sie öfter und länger mit ihm und forderte ihn am Ende zu Spaziergängen auf. Sie bemerkte wohl, daß er der Denkungsweise seiner Altersgenossen ganz fern stand; Freunde hatte er nicht, an geselligem Lebensgenuß kaum Vergnügen, und die deutschen Einheitsbestrebungen, für welche die Jugend so sehr schwärmte, waren ihm gleichgültig, wo nicht zuwider.

Wie belebte er sich hingegen, wenn er auf seine wissenschaftlichen Ziele zu sprechen kam! Da schien der zarte Körper von einer seltsamen Energie erfüllt, das Auge gewann Feuer und eine unergründliche Tiefe, zu einer rätselhaften Schönheit vergeistigten sich die Züge, und eine intensive Beseelung drückte sich in dem Spiel der schönen Hände aus.

Edelhard hatte sich in den historischen Studien schon längst von seinen Lehrern getrennt; seit Jahren trug er den Plan eines geschichtlichen Werkes mit sich herum, für das ihn die Vorarbeiten eben beschäftigten, und das nichts Geringeres bewirken sollte als

eine Verlegung des Ausgangspunktes aller geſchichtlichen Betrachtung.

Nicht von Heerführern und kriegeriſchen Eroberern werde die Hiſtorie eigentlich gemacht, meinte er, die vielmehr mit ihren Taten nur Symptome eines Zuſtandes ſeien; auch materielle Nöte und Begierden ſeien nur ausnahmsweiſe die letzten Gründe des Geſchehens; ſondern als die große Triebfeder entdecke man überall das Gemüts- und Phantaſieleben, mit einem Wort das künſtleriſche Ideal der Völker. Aus Gemüt und Phantaſie beſtehe das Agens, das die äußeren Zuſtände entweder kriſtalliſiere oder ſie langſam zerſetze oder explosiv ſprenge. So gehe die Poeſie den Tatſachen voran, und ein Napoleon verliere ſich hundert Mal im Dunkel, bis er endlich dem Sinne eines geträumten Dramas als Held entſpreche und als ſolcher verwendet werde.

Laura Del-Terra war die einzige Perſon, zu welcher er von dem ſprechen konnte, was ihm ſo am Herzen lag. Und ſie hatte Verſtändnis dafür.

So war er denn ihr innig und leidenſchaftlich dankbar, ſie aber hegte für ihn eine herzliche, mütterliche Freundſchaft, die von Tag zu Tag wuchs. Es wiederholten ſich öfter die Spaziergänge, auch lud Laura den jungen Freund zum Kaffee ein.

Da konnte es denn nicht fehlen, daß er Ethel zuweilen begegnete.

Allein die beiden jungen Leute blieben ſich ganz fremd. Ethel ſprach und lächelte wohl freundlich, aber es war eine oberflächliche, zerſtreute Freundlichkeit. Ihr Geiſt war jetzt ausſchließlich von München und von den alten Meiſtern eingenommen. —

So gleichgültig der junge Fremde ſie ließ, reizte

er manchmal ihren inneren Widerspruch; er, der in seiner Kindheit hart gehalten worden war, begeisterte sich doch auch für das sonnige süddeutsche Leben — und sie hatte dann ein Gefühl ähnlich der Eifersucht. —

Edelhard aber betrachtete das Mädchen mit einer zagen Scheu; ihm schien, sonderbar genug, die Mutter so viel umgänglicher, wärmer, herzlicher zu sein, die Tochter aber streng und kalt.

Inzwischen hatte Frau Del-Terra nach Schülerinnen gesucht, aber keine oder doch keine passenden gefunden. Dabei wurden ihr bereits die Mittel knapp, neue Einnahmen waren vonnöten.

Ethel merkte von all dieser Bedrängnis nichts, lebte in einer phantastischen Welt, schien sich mit einem absichtlichen Nichtsehenwollen zu verteidigen gegen die rauhe Wirklichkeit. Und so ließ die Mutter sie denn gewähren; aber es wurde ihr sehr bitter, indem sie meinte, daß die Nächste an ihr Verrat beginge; die vielgeprüfte Frau schloß sich ganz in ihre Sorgen ein, in ihres Herzens trauriger Öde wurde ihr Wesen starr, doch leider nicht unempfindlich, wie ein Beobachter es hätte glauben können . . .

Eines Tages erfolgte unerwartet eine Einladung vom englischen Konsul, den man bisher nur in seiner Amtsstube gesehen hatte. Es war Laura sehr peinlich; sie zeigte sich ungern vor Landsleuten, und nichts konnte in ihrer augenblicklichen Verfassung ihr unangenehmer sein als Gesellschaften.

Aber andererseits war es nicht möglich, abzusagen; und dann waren um der gesuchten Stunden willen gute Verbindungen nicht zu entbehren.

Laura sagte nichts zu ihrer Tochter und machte

die Sache allein mit sich aus; ungern genug entschloß sie sich endlich, die Einladung anzunehmen. —

Der Konsul hatte eine große Wohnung inne. Man traf sich in einem geräumigen, etwas kahlen Salon — britische Bürger, zum Teil mit ihren Frauen, ein einheimisches Kommerzienratsehepaar, sowie ein und der andere höhere Beamte und zwei amerikanische Damen. Jugend gab es nicht, die Geladenen kannten einander wenig; so war denn das Warten, das gezwungene Plaudern vor dem Essen unbehaglicher und langweiliger noch, als es bei dergleichen Gelegenheiten ohnehin schon zu sein pflegt.

Endlich ging man zu Tisch; Laura erhielt erst im letzten Augenblick ihren Nachbarn zugewiesen, der sich verspätet hatte. Sie hatte den Namen nicht gehört oder nicht verstanden; als sie nun aber zu dem neben ihr Sitzenden hinüberblickte, überkam sie ein eigentümliches Gefühl: der feine Kopf, die schmalen, leicht angegrauten Schläfen, die scharfen, ruhigen Augen, der herbe, geistreiche Mund und der resignierte Ausdruck der Züge: das alles erschien ihr nicht nur sehr sympathisch, sondern auch seltsam vertraut.

Und jener mochte wiederum von der gleichen Empfindung beherrscht sein; beide schwiegen eine Minute, Laura war in ihren Gedanken wie gelähmt.

Plötzlich fiel es ihr wie Schuppen von den Augen — sie hatte den Fremden erkannt — es war niemand anders als Richard Ulmsbrook.

Und nun schien in ihm die Erinnerung aufzublitzen. —

Die beiden verbargen vor der Gesellschaft ihre starke Überraschung und äußerten zu einander die Freude des unerwarteten Wiedersehens mit höflicher

Gemeſſenheit, beinahe kühl; jedoch Laura empfand — zum erſten Mal ſeit langer Zeit — einen Reiz des Glückes in ihrem Herzen.

Es war ihr auf einmal, als hätte ein langer Schlaf ihr Leben unterbrochen und als knüpfte die gegenwärtige Minute bei den verfloſſenen Kinderjahren an. Ihre Mädchenzeit zog ihr ſchnell durch das Bewußtſein, wie eine aus langer Vergeſſenheit im Gedächtnis wieder auftauchende ſchöne Muſik; in dem Manne zu ihrer Linken erblickte ſie gleichſam die Verkörperung jener entſchwundenen Zeit, ſie hätte nicht gerührter und dankbarer überraſcht ſein können, wenn ein freundliches Wunder lange betrauerte tote Tage und Menſchen wieder vor ihr lebendig gemacht hätte.

Daß ſie dieſen Mann einſt zurückgewieſen, daß ſein Weſen ſie oft abgeſtoßen, war ſie ſich nicht bewußt; bewußt war ihr bei dieſer erſtaunlichen Wiederbegegnung nur ein eigentümliches Gefühl geſchwiſterlicher Zuſammengehörigkeit, von der erſten Sekunde an.

Ulmsbrook erzählte ihr ſchnell, daß er im Parlament nur Enttäuſchungen gefunden und die Politik aufgegeben habe; er habe auf langen Reiſen die Welt gründlich kennen, aber nicht lieben gelernt, und fürs erſte ſich bei der Geſandſchaft attachieren laſſen, um gewiſſen Studien gründlich obliegen zu können.

Zu einem längeren Zwiegeſpräch war freilich ſchlechte Gelegenheit bei Tiſch. Denn die Unterhaltung wurde allgemein und bewegte ſich hauptſächlich um politiſche Fragen, wie die Vereinheitlichung Italiens und Deutſchlands, die im allgemeinen als wünſchenswert und möglich beurteilt wurde.

Ulmsbrook meinte kühl, es sei ein Zeichen der Selbsterkenntnis, wenn die Völker sich immer wieder zu großen Massen von Dutzenden von Millionen zusammenballen wollten; denn je größer die Menge, umso leichter lasse sie sich regieren; und wenn das gegenwärtige englische Ministerium mit Gladstone an der Spitze noch nicht wesentlich unter dem geistigen Niveau eines Landbürgermeisters stehe, so könne das gesamte Europa, nachdem es zu einem einzigen Staate vereinigt sei, schon ein beliebiger Idiot regieren.

Solche und ähnliche Reden brachte er zum Erstaunen der Anwesenden vor; aber er tat es ohne Streitsucht und ohne Selbstgefälligkeit, alles das war lediglich eine Persönlichkeitsäußerung, die man in ihrer selbstverständlichen Souveränität gelten lassen mußte.

Der Kaffee wurde im Nebenzimmer genommen; manche Herren kehrten dann, um zu rauchen, in das Eßzimmer zurück, andere blieben bei den Damen.

Jetzt hatte Laura Zeit zu einem ruhigen Gespräch mit dem alten Freund; er suchte sie sogleich auf und setzte sich mit ihr in eine stille Ecke.

Mit ihr sprach er so ganz anders als mit den anderen: es lag Achtung in seinem Ton. Er berichtete die Hauptereignisse seines Lebens; die Frau und seine zwei Kinder waren früh gestorben, mit der Familie hatte er sich überworfen wie mit seinen politischen Freunden; er stand ganz allein in einer Welt, auf die er hochmütig herabsah, und in der er es ohne seine großen Mittel nicht ausgehalten hätte.

Über Lauras Geschicke schien er unterrichtet zu sein; er erkundigte sich wohl, vermied aber jede Frage, die zu beantworten peinlich gewesen wäre.

Ulmsbrook begleitete Laura nach Hause.

Als sie dann wieder allein war, fühlte sie eine ungewohnte glückliche Regung; sie vermochte lange nicht zu schlafen, und am nächsten Morgen sprach sie, fast ohne daß sie es wollte, der Tochter von jenem Wiedersehen.

Ethel hörte mit neugierigem Interesse und freundlichem Anteil zu. —

Die beiden alten Freunde hatten verabredet, sich öfter zu treffen.

Nach wenigen Tagen schon machte Ulmsbrook seinen Besuch; er blieb dann stundenlang beim Kaffee sitzen, mit souveräner, heiter-bitterer Ironie über die Menschen spottend, bequem sich gebend wie an seinem Kamin, und dabei doch voll ritterlicher Aufmerksamkeit für seine Wirtin.

Laura hatte eine ungezwungene fürstliche Haltung in der engen, kleinbürgerlich möblierten Stube, und es leuchtete aus ihr zugleich ein so reiner, menschlicher, weiblicher Reiz —

Ethel kam auch herein; sie blickte auf den Fremden gespannt, mit großen Augen, aber wenn er sich an sie wendete, ergriff sie, was bei ihr selten war, Verlegenheit. —

Nachher sprachen Mutter und Tochter nicht von dem Besuch; sie wußten eine jede, daß er auf die andere stark eingewirkt hatte.

Und die Besuche wiederholten sich, man traf sich als Geladene in fremden Häusern, es wurden zu zweien und dreien große Spaziergänge gemacht.

Laura lebte nur in der Erwartung der Momente, da sie dem Freunde begegnen werde. Sie hatte alle ihre Sorgen vergessen und alles, was sie anging; ihrer

Umgebung nicht achend, lebte sie wie in einem Traume. Ihr Wesen verlor darüber seine Haltung nicht, es hatte nichts Zerfahrenes; wunderbar reif erschien sie und zugleich wunderbar jung.

Das bemerkte Ethel auch, wenn sie begeistert ihre Blicke auf der Mutter ruhen ließ.

Eine seltsame Wirkung aber übte Ulmsbrook auf Ethel aus; sobald er sie ansprach, wurde sie abwechselnd rot und blaß, antwortete ihm stockend, zeigte sich vor ihm verwirrt, wie vor keinem Menschen sonst.

Zuerst hatte die Mutter darüber befriedigt gelächelt; jedoch dann wurde sie aufmerksam, ja, sie erschrak, und die übergroße Erregung des jungen Mädchens machte ihr Sorge . . .

Wieder einmal holte der Freund seine Freundin ab, es war an einem trüben Winternachmittage. Sie wanderten hinaus bis hinter den Englischen Garten, wo unberührt der tiefe, frischgefallene Schnee lag; die frühe Dämmerung vermischte ihre roten Tinten mit dem gedämpften Weiß des Bodens und der Luft, bis ein graues Nebeln und Stäuben alles einhüllte; ihre Tritte sanken tiefer ein und wurden schwerer in dem tiefen, weichen, pulvrigen Schnee. Lange, lange, wanderten sie. —

Laura kam heim in ihr enges Zimmerchen; sie zündete die Lampe an und wartete, ungeduldig auf und ab schreitend, auf ihre Tochter, die zu ihrer Freundin gegangen war.

Glück und Sorge lagen auf ihrem Antlitz, und unter dem Warten wuchs die Sorge.

Endlich kam Ethel. Die Haare waren feucht vom Schnee und die Wangen von der Luft gerötet; sie begrüßte ihre Mutter lebhafter, als sie es gewöhnlich tat.

Dieſe war ſtill, wie wenn ſie mit ſich kämpfte; dann bemerkte ſie etwas brüsk: „Ethel, ich habe mit dir zu reden.“

„Bitte, Mama —“

Frau Del-Terra ſuchte angeſtrengt nach Umſchweifen und fand doch nur die einfachen Worte: „Was würdeſt du ſagen, wenn ich mich — verheiratete?“

„O Mama, tue es, ich würde mich ja ſo für dich freuen!“

Dieſe leichthin gegebene Zuſtimmung machte die Mutter ſtutzig: „Weißt du denn —“

„Ich weiß, wer es iſt, es iſt Herr Richard Ulmsbrook; ich habe mir ſchon längſt gedacht —“

Laura, auf einigen Widerſtand, auf Tränen gefaßt, war befremdet von ihrer Tochter gleichgültigem Entgegenkommen — es konnte nicht aufrichtig ſein, ſondern nur eine wohlüberlegte, im voraus eingeübte Komödie. —

Etwas unſicher ſprach ſie nach einer Pauſe: „Höre, die Sache iſt zu ernſt — um mit höflichen Redensarten abgetan zu werden — ich wünſche deine wahre Meinung —“

„Aber ich meine es ja vollkommen aufrichtig, Mama, glaube mir doch. Ich habe es mir überlegt — du haſt ſo viel Schweres getragen — um meinetwillen — o, wie gerne möchte ich, daß der Himmel dir dafür eine Entſchädigung gewährte — und nun weiß ich, es iſt dein Glück — Mutter, du ſollſt ja glücklich ſein!“

„Und dir — tut es dir nicht leid?“

„O, Mama!“

„Sage mir: Wie denkſt du über Ulmsbrook?“

„Wie ich über ihn denke —“

Ein peinliches Sträuben von Stolz und Trotz und

Scham stieg in Lauras Seele auf; sie durfte nicht davor zurückweichen, und das Überwinden schien ihr doch auch wie eine Demütigung. Mit gesenkten Augen, mit leiser, heiserer Stimme sprach sie den Verdacht aus, daß ihre Tochter Richard Ulmsbrook — *liebe*.

„Ich verabscheue ihn!“

Das Wort war dem jungen Mädchen entfahren, wie ein unbewußter Aufschrei der Leidenschaft.

Nun standen sie beide, Mutter und Tochter, erschreckt, bleich, wie erstarrt.

„Und dann willst du, daß ich ihn heirate?“ murmelte Frau Del-Terra.

Ethel hatte sich ein wenig gesammelt, ihre heftige, vorschnelle Äußerung bedrückte sie, sie versuchte zu mildern, zu erklären.

„Du mußt mich verstehen — er ist gewiß ein bedeutender Mensch, er hat eine hohe Überlegenheit, und ich kann ihm nichts vorwerfen — ich habe vor ihm nur — sozusagen — Furcht — nicht vor seinem Charakter, aber vor seiner Denkungsart. Ich hänge nun einmal an dem, was ich für schön und würdig halte; ich muß mich begeistern können — aber in seiner Gegenwart kann ich es nicht — er zerstört mit seinem scharfen Geist alle meine Ideale — es ist mir, als ob er die Welt auflöste in Scheidewasser —“

Die Mutter atmete schwer. „Und doch, — also du willst mich ohne Besinnen aufgeben?“

„Niemals! Niemals!“ rief Ethel und warf sich ihr an die Brust. „O, Mama, ich hatte doch nur *dein* Glück im Auge! Ich weiß, du bist anders beschaffen, du bist soviel klüger und erfahrener als ich — du stimmst mit ihm überein und wärst an seiner Seite

glücklich — er ist ja auch so vornehm — und meine Mutter ist so jugendlich und schön!"

„Kind, Kind, versuche mich nicht zu täuschen — über deine innere Trennung von mir —"

„Ich würde deinem Herzen deshalb doch nicht fremd werden, so wenig wie du dem meinigen. Ich würde meinen Weg für mich gehen und zufrieden sein, wenn meine Mutter glücklich ist —"

„Deinen Weg für dich!"

Ethel hatte die beiden Hände der Mutter ergriffen, ihre Augen leuchteten in einer tiefen Erregung. „Er würde mich immer wieder zu dir zurückführen. — Aber — weißt du — mein Beruf ist: frei sein und teilnehmen an allem, was es Herrliches in der Welt gibt. Ich ziehe in das Land meines Vaters — seine Schönheit gehört mir mit, wie seine großen Erinnerungen —"

Eine unendliche Traurigkeit überkam die Mutter.

Ethel gewahrte das, sie hielt an sich, sie suchte schmeichelnd zu trösten.

Aber all ihrem guten Willen widerstand der große Schmerz.

Da schwieg sie denn auch, und so verweilten die beiden nahen Verwandten lange Zeit stumm und bedrückt miteinander.

Nach einer Weile ging Ethel, fühlend, daß ihre Mutter allein sein wollte, zu Bett.

Und nun saß die Einsame, den Kopf auf die Hand gestützt an dem ovalen Tische, der die kleine Öllampe trug. Sie saß lange unbeweglich; dann erhob sie sich, griff nach dem Schreibpapier und begann einen Brief. Sie schrieb mühsam, mit stockender Feder, es war, als ob jedes Wort sich aus einer qualvollen Anstren-

gung einzeln gebären müsse; zuweilen legte sie die Feder weg und verblieb viertelstundenlang in schmerzlichem Sinnen.

Eine Stunde um die andere rückte dahin an der kleinen Wanduhr, es war tief in der Nacht; endlich war der Brief beschlossen, die Schreiberin zögerte einen Augenblick, darauf unterzeichnete sie hastig ihren Namen.

Und dann brach sie, die fast niemals ihrem Schmerze nachgab, an dem Tische in ein langes, bitteres Weinen aus . . .

VIII.

Ethel lag in ihrem Bett und konnte nicht schlafen; sie war über sich selbst ärgerlich, sie wiederholte sich immer wieder den Vorwurf, daß sie sich dumm und ungeschickt benommen habe. Je länger sie nachsann, umso deutlicher wurde es ihr, wie sehr sie unrecht gehabt hatte. Die Mutter und Richard Ulmsbrook paßten doch ausgezeichnet zusammen als ein Paar von reifen, distinguierten Menschen; und dann — es war töricht, sich über die abweisende Manier dieses Herrn so heftig zu ereifern — hatte nicht schon Mistreß Somers in der Pension immer gepredigt, man solle sich nicht bestimmen lassen von den ersten Eindrücken?

Freilich legte sich ein solches Wesen auf jeden Enthusiasmus wie ein kalter Reif — trotzdem hatte es auch wohl seinen Sinn und Wert und konnte vielleicht, einige Zeit unparteiisch beobachtet, sehr anziehen.

Ferner aber — die Mutter im Reichtum, für den sie eigentlich geschaffen, der ihr so notwendig war! Sollten alle diese schönen Aussichten um eines unvorsichtigen Wortes willen verloren sein? Das war absurd, das war undenkbar. —

Und Ethel nahm sich vor, mit einigen verständigen Erklärungen alles ins reine zu bringen; die Mutter würde sich bis dahin auch besonnen haben, und es konnte an dem Erfolge nicht fehlen. —

Mit dieser angenehmen Tröstung entschlummerte sie.

Am nächsten Morgen, nach dem Kaffeetrinken, ging Ethel dann auf ihre Mutter zu und sagte ihr unter einer etwas wilden Umarmung, wie sehr sie sich freue über die bevorstehende Veränderung, wie gern sie die Mama recht bald als Braut offiziell begrüßen möchte.

„Zu spät," war die ernste, ablehnende Erwiderung.

Ethel erschrak und schwieg; sie erkannte eine unüberwindliche Trauer und einen bis zur Qual gespannten Willen. In diesem Augenblick, das sah sie ein, war all ihr liebevolles Bemühen umsonst; sie zog sich enttäuscht zurück, um zu warten.

Sie blieb jetzt viel bei der Mutter, obgleich es ihr schwer ward, die innerliche Gedrücktheit immer um sich zu wissen und auf alle Anregungen, welche die geliebte Stadt ihr bot, zu verzichten. Ihre Gedanken schweiften umher und alle ihre Unbefriedigung vereinigte sich zu einer Sehnsucht nach Italien. —

Die Mutter aber zeigte sich keineswegs dankbar für ihre Gesellschaft; sie suchte Ethel fortzuschicken und deutete an, daß sie sich durch niemand in ihren Ent-

schlüssen beeinflussen lasse. Es war eine unfrohe, quälende Zeit.

Und nun meldete eines Tages ganz unerwartet Annie Docker ihre bevorstehende Ankunft. Ethel mußte an den Bahnhof gehen, so unlieb es ihr war.

Der Zug rollte in die Halle, aus einem Coupé erster Klasse stieg, unterstützt von ihrem Gatten, die in einen grauseidenen Reisemantel gehüllte junge Frau; Zofe und Diener traten dann auf mit Hutschachteln, Ledertaschen und Plaids.

Annie zeigte sich bei der Begrüßung äußerst herzlich; sie hatte ihre einfachen Manieren behalten, und so stand ihr der Reichtum sehr gut.

Das Paar quartierte sich in den Vier Jahreszeiten ein, Ethel wurde sogleich zum Essen aufgefordert.

Beide erwiesen sich aufmerksam gegen sie und hatten ihr wertvolle Geschenke mitgebracht; Ethel aber mußte mit Gewalt ihre Stimmung beherrschen, um sich nicht verletzend undankbar zu zeigen.

Sie erfuhr, daß das Ehepaar, das bis dahin in Paris gelebt hatte, nun bald nach Amerika übersiedeln werde; Docker hatte zuvor aber noch in Süddeutschland und der Schweiz zu tun, und während er seine kurzen Geschäftsreisen mache, sollte seine Frau in München bleiben.

Es war schwer, sich den Gästen zu entziehen, die nun auch die Stadt unter kundiger Leitung näher kennen lernen wollten. Ethel zog mit ihnen durch Straßen, Wirtshäuser und Kunstsammlungen; und da ging es ihr oft auf die Nerven, wie jene das Herrlichste pflichtmäßig und konventionell lobten, das Volksleben mit kalter, verständnisloser Neugier be-

trachteten, manchen primitiven Reiz als Mangel an Kultur mißverstanden.

Diese Prüfung der ohnehin Verstimmten dauerte freilich nur wenige Tage, dann fuhr Docker hinüber nach Augsburg. Nun gedachte sie, sich mehr von der Freundin zurückzuziehen.

Aber diese ließ ihr keine Ruhe, schrieb ihr Billetts, oder schickte die Zofe oder suchte sie selbst auf, es war, als ob sie keine Stunde ohne die andere sein könnte.

Und schon am zweiten Tage hatten sie ein geflüstertes Gespräch in dem stillen Hotelzimmer: die junge Frau deutete errötend ihr natürliches Geheimnis an, — und daß sie sich vor dem nun Unabwendlichen erschrecke, daß sie überhaupt gereizt, nervös und entmutigt sei. Sie sehnte sich nach menschlicher Nähe und scheute sie doch, und sie suchte Trost und Aufheiterung bei der Schulkameradin, deren geistige Überlegenheit sie als Kind schon bewunderte. Die Rollen waren vertauscht; nun sollte die Zarte, die sich im Leben nicht zurecht fand, der Praktischen, Resoluten in ihrer Not zur Stütze dienen. —

Dieser Aufgabe sich nicht zu entziehen, war menschliche Pflicht, und Ethel lag knauseriger Egoismus zu fern, als daß sie daran gedacht hätte — sie bemühte sich also um die Freundin ernstlich und aufmerksam; aber sie kam sich nicht wichtig dabei vor, sie tadelte sich selbst, weil es ihr an dem rechten Geschick zu dem Amte fehle, und sie hätte der Trostbedürftigen gern eine bessere Pflegerin gewünscht. —

Neben aller Mühe um die Freundin beschäftigte sie die Sorge um die Mutter ohne Unterlaß. Sie bemerkte wohl, daß die starke Frau unter einer erdrückenden Traurigkeit litt, daß die Spannung sich

nicht lösen wolle, und daß sie selbst, das vorwitzige Mädchen, zuletzt an allem schuld sei.

Sie hielt es nicht aus, sie wollte um jeden Preis die Sache ins reine zu bringen versuchen.

Und so wandte sie sich dann wieder an ihre Mutter, als sie sich zu stiller Abendstunde in ihrem engen Zimmer befanden, das von der kleinen Öllampe auf dem ovalen Tisch rötlich-trübe erhellt war. Sie legte in den Ton und in die Worte alle die zarteste Herzlichkeit, deren sie fähig war; jedoch sie wurde auch jetzt kurz abgewiesen.

Es ward ihr schwer ums Herz, und sie stockte einen Augenblick.

Darauf redete sie sich innerlich zu, sie durfte jetzt nicht weichen; und sie fuhr fort: „Entschuldige, Mama, — es quält mich so — du m u ß t mir Antwort geben. Ich kann ja nicht — glücklich sein — bevor ich dich geborgen weiß."

„Es ist zu spät. Ulmsbrook ist längst nach England gefahren. Und ich habe ihm mein letztes Wort geschrieben — rede mir jetzt niemals mehr davon."

Da schwieg Ethel denn, aber das Herz war ihr zum Zerreißen schwer. —

Ernstlich und lange ging sie mit sich selbst zu Rate. Sie glaubte an das Unwiderrufliche noch nicht und war fest überzeugt, es bedürfe nur eines gehobenen Mutes, eines veränderten Willens, und die Frau, die bereits alle ihre Hoffnungen verloren gab, würde einen neuen Brief schreiben, alles mit einem einzigen Worte wiedergewinnen und aus ihrer Seelennot gerettet sein. Doch das war eben das Unglück, daß der Wille sich nicht ändern wollte!

Nun erkannte Ethel deutlich, ihre Anwesenheit sei

für die Beseitigung der Verstimmung ein stündliches Hindernis.

Es kam ihr wie eine Erleuchtung: sie mußte fort! Wenn die Mutter sie nicht mehr alle Tage sah, dann war sie nicht nur die ewige stumme Mahnung los, sondern auch geradezu gezwungen, den Weg zu ihrem eigenen Heil einzuschlagen.

Und Ethel faßte einen großen Entschluß, an dem sie sich selbst begeisterte — sie wollte fliehen, der Mutter einen ausführlichen, geschickt ersonnenen Brief hinterlassen und nicht eher zurückkehren, als bis die Angelegenheit in Ordnung war. Die Mutter mußte zu ihrem Glücke gezwungen werden!

Schnell und rückhaltlos lebte sie sich in ihren Plan ein, der ihr nun wie eine Forderung religiöser Pflicht erschien. Sie hielt ihr geringes Taschengeld zusammen, ließ durch Erneſtine Gioseffi ein paar Bücher und andere Gegenstände verkaufen, wählte sich eine Reiseroute und überlegte, wie sie sich ein vorläufiges Unterkommen in einer guten Familie verschaffen könne. Den Tag ihrer Abreise hatte sie sich schon festgesetzt; sie wollte warten, bis die so lästig anhängliche Annie fort sei, und sogleich am nächsten Morgen fahren. Ebenso hatte sie sich den Brief an ihre Mutter schon im Kopfe zurechtgelegt.

Während Ethel, mit ihren Erwägungen beschäftigt, sich nach Möglichkeit abseits hielt, war Docker zurückgekommen, und nun machte das Ehepaar seinen Abschiedsbesuch bei Frau Del-Terra.

Sie saßen zu vieren um den ovalen Tisch in dem niederen Zimmer; eine gezwungene, halb sentimentale Stimmung beherrschte das Gespräch.

Die beiden Fremden kamen dabei allmählich in

ein wortreiches Reden. Man mußte sich endlich zur Abfahrt nach Amerika entschließen, doch sollte eine kurze Italienreise der letzte Gruß von dem alten Europa sein. Annie bat nun dringend, ihre Freundin zur Begleitung auf dieser Tour auffordern zu dürfen, und ihr Mann unterstützte die Bitte.

Und ehe sich eine Einwendung erheben ließ, sagte Frau Del-Terra mit Dank und Beflissenheit zu.

Das verdroß Ethel, die bei den ersten Worten Annies heimlich erschrocken war; sie sah ihre Absichten durchkreuzt, sie hätte unter irgend einem Vorwand sich der hilfsbedürftigen Liebenswürdigkeit entziehen mögen; aber sie wußte keine Ausrede und mußte wider Willen sich mit freundlichem Lächeln zu der Reise bereit erklären.

Und nun ging alles in solcher Eile, daß sie irgend welche neuen Pläne zu ersinnen außerstande war; sie fühlte sich wie geschoben von fremder Hand, es ärgerte und erzürnte sie, daß sie in diesem wichtigen Moment aller eigenen Initiative beraubt, eine Marionette war, geleitet von denen, denen sie doch gewissermaßen eine Wohltat erweisen sollte. Sie hatte Lust, sich mit einem Gewaltstreich frei zu machen, und fühlte sich dann doch unfähig dazu. —

Am zweiten Tage bereits fand die gemeinschaftliche Abreise statt.

Der Zug nach Rosenheim stand wartend in der weiten Bahnhofhalle, um das vorderste Coupé erster Klasse bewegte sich eine kleine Gesellschaft, welche trotz des allgemeinen Trubels bemerkt wurde. Annie, in ihrem grauseidenen Reisemantel, hielt ein großes Bukett und redete mit einigen Herren, die zum Abschied gekommen waren; Pakete wurden in das reservierte

Coupé geschoben, Docker teilte die letzten Trinkgelder aus an Bedienstete des Hotels.

Auch Edelhard von Anskort hatte sich eingestellt und für Ethel ein paar bescheidene Blumen gebracht, die er mit einem verlegenen Irren seiner kurzsichtigen blauen Augen überreichte.

Der Pfiff ertönte, es wurde eingestiegen; ein kurzer Wink, ein Grüßen und Verneigen, und der Zug rollte davon; die Zurückbleibenden wandten sich heim, Anskort sehr um Frau Del-Terra bemüht, welcher er über die Trennung glaubte hinweghelfen zu müssen ...

Die Reisenden in dem Coupé erster Klasse machten es sich unter all ihren Sachen bequem; aber Ethel war verstimmt und mußte sich sehr zusammennehmen, bis man sich dem Fuße der Alpen näherte; dann erst wurde ihr der Geist allmählich wieder frei.

Man stieg um in die neugebaute Brennerbahn; das Wetter war günstig und eröffnete einen herrlichen Einblick in die Gebirgswelt.

Ganz wunderbar und unwahrscheinlich dünkte es Ethel, daß eine Eisenbahn sich in diese trotzige, starre Wildnis wagen dürfe. In langsamem Steigen ging es höher und höher, oft hart am Abhang hin, während zur anderen Seite der Felsen mauersteil emporragte; und dann machte der Weg eine unerwartete Biegung, man blickte über weite Tiefen hinweg auf hohe Bergspitzen, um die abgerissene Wölkchen flatterten. Wie der Zug vorwärts eilte, verschoben sich die Berge gleich Kulissen; ein ferner Kegel rückte majestätisch heran, ungeheure Gebilde verschwanden plötzlich, als wären sie in Luft aufgelöst.

Und dann war der Gipfel des Brennerpasses erreicht; nun ging es in schneller Fahrt hinunter ...

Das junge Paar hatte die Absicht gehabt, nach Venedig zu reisen, auf Annies Wunsch jedoch schob man vorher einen kurzen Besuch des Gardasees ein. So wurde denn an einer kleinen Station, noch in den Bergen, ausgestiegen.

Es war bereits Abend, man verbrachte die Nacht an dem Bahnhöfchen, so gut es ging; morgens in aller Frühe trafen zwei Wagen ein, die Reisenden und ihr Gepäck aufzunehmen.

Im Schritte ging es langsam bergan, die Pferde mußten tüchtig arbeiten; allmählich entschwand das lachende Tal, der Weg zog sich über kahle Höhen. Wunderbar eindrucksvoll wurde die steinige Öde darin; kein Laut ringsumher, kein menschliches Wesen. —

Dann senkte sich der Weg, die Wagen rollten schnell, und man hörte unter den Pferdetritten häufig das Kreischen des Hemmschuhes. Die Gegend belebte sich, wurde freundlicher, in der Ferne und Tiefe sah man schon den glitzernden See.

Es verging noch eine Weile, bis die ersten Häuser erreicht waren, dann fuhr man durch den ganzen Ort bis zu einem Hotel unmittelbar am Ufer.

Mit Freude bemerkten die Reisenden, daß es nur ganz vereinzelte Fremde in dem Städtchen gab; sie bezogen schnell ihre Zimmer und richteten sich bequem ein, da sie doch eine Reihe von Tagen zu verweilen gedachten.

Ethel hatte den Inhalt ihres Köfferchens bald in Kommode und Schrank untergebracht, sich gewaschen und umgekleidet. Nun lehnte sie sich an das offene Fenster und blickte regungslos hinaus auf das Bild, welches sich vor ihr ausbreitete: Der helle See, über

den einige Segel zogen, der klare, tiefblaue Himmel, zur Rechten die steil ansteigende, dunkle Bergmasse, deren Spitze nicht zu sehen war; in der Ferne hohe Gipfel, noch mit Schnee bedeckt, unmittelbar zu Füßen aber und vor dem Fenster Apfel-, Pfirsich- und Mandelblüte. —

Nachher trafen die drei sich im Eßzimmer; sie waren fast allein und sprachen dennoch wenig, teils durch die natürliche Ermüdung, teils durch den überwältigenden Wechsel der Umgebung zerstreut. Auch trennten sie sich bald.

Als Ethel, die noch eine Weile auf der Straße, neben dem erleuchteten Haustor geblieben war, in ihr Zimmer zurückkehrte, da konnte sie noch lange nicht schlafen. Sie stand wieder am Fenster und blickte unverwandt in die laue Nacht hinaus. Die Mondstrahlen zitterten leise auf den flachen Wellen, die Stille der Natur war fast hörbar, ein weicher Hauch trug die schweren Blumendüfte und das murmelnde Rauschen des Sees zu der stumm Empfindenden hinüber. Ihr aber senkte sich eine sanfte und erhabene Ruhe ins Herz; alles, was noch vor wenigen Tagen sie aufgeregt hatte, war jetzt bedeutungslos und ganz vergessen . . .

Und der Tag selbst zerstörte die träumerische Beruhigung nicht völlig. Einsam und beinahe wortlos wanderten die drei durch das leere Städtchen, am See entlang oder auf die zugänglichen Anhöhen; oder sie saßen in einer Ecke des duftenden, blühenden Gartens; es war wie ein Aufgehen in der sonnig-stillen, schweigenden Natur.

Annie zeigte sich sehr schwärmerisch und sentimental, aber sie hatte ihre nervöse Reizbarkeit verloren,

sie stärkte sich in einem gedankenlos hindämmernden Pflanzenleben, so daß sie der Aufrichtung durch ihre Freundin kaum noch bedurfte; sie suchte, gegen die fernere Reise gleichgültig, den Aufenthalt an diesem Orte durchaus zu verlängern.

Das war auch Ethel recht; sie hatte soviel Frieden gefunden an den Ufern des herrlichen Sees, daß sie nach keiner Veränderung begehrte.

Nur Docker zeigte Spuren von Langeweile, wanderte für sich oder ruderte allein auf den See hinaus.

Er ließ sich seine Briefe nachschicken und ging dann auch täglich auf das Postamt, wo sich überdies zu einem Gespräch mit Offizieren oder Herren von der Verwaltung öfter Gelegenheit bot. —

Eines Tages kam Docker verspätet und sichtlich erregt zum Mittagessen und sagte den Damen brüsk: „Wir müssen noch heute zurückreisen. Der Krieg kann jeden Moment ausbrechen."

„Welcher Krieg?"

„Nun, zwischen Italien und Österreich und Preußen."

Die beiden wollten zweifeln und widersprechen, jedoch er versicherte, daß er zuverlässige, übereinstimmende Nachrichten habe; außerdem befinde man sich hier an dem bedrohtesten Punkt, sei daher stets der Gefahr ausgesetzt, abgeschnitten zu werden — und er bestand auf der schnellsten Abreise mit einer aufgeregten Heftigkeit.

So kehrte denn die kleine Gesellschaft in aller Eile den Weg zurück, den sie gekommen war, um dann weiter bis nach Wien zu fahren.

Ethel hatte nach München zu ihrer Mutter gewollt; aber Annie war wieder so nervös geworden,

daß ihre Unruhe sich beinahe bis zu Anfällen steigerte und es bedenklich gewesen wäre, sie zu verlassen. Es blieb Ethel keine Wahl, das fühlte sie auch ohne die Bitten des Ehemanns.

Dabei war ihr selber die endlosen Stunden im Waggon unbehaglich zumute, sie quälte sich nun um das Schicksal des Vaterlandes ihres Vaters und empfand wider den Gegner einen leidenschaftlichen Haß, an den sie während ihres Aufenthaltes im Süden nicht gedacht hatte.

Deshalb war es ihr dann eine wohltätige Zerstreuung, als man in Wien ankam. Zimmer waren telegraphisch vorausbestellt, ein vom Hotel gesandter Landauer wartete vor dem Bahnhof; und so fuhren die Reisenden durch die langen Vorstadtstraßen in die menschenwimmelnde innere Stadt zu dem hell erleuchteten, stattlichen Gebäude.

Die prächtigen Räume waren von vornehmen und reichen Leuten bewohnt, von einer gutgeschulten Dienerschaft instand gehalten; dicke Teppiche nahmen den Schall auf, kein stärkeres Geräusch wurde vernehmbar als ein untertäniges Flüstern und eine diskret tuschelnde Neugier. Unter den vielen ausgezeichneten Gästen aber wurde Docker mit seinen Damen vorzüglich beachtet, weil er die teuersten Zimmer inne hatte und mit einer bescheiden-selbstverständlichen Großartigkeit auftrat.

Ethel freilich mißfiel all dieser Prunk, sie sehnte sich zurück nach dem stillen Wirtshaus am Gardasee. —

Kaum hatte man die erste Nacht sich ein wenig ausgeschlafen, so verfiel Docker in äußerste Geschäftigkeit; gleich nach dem Morgenkaffee rannte er davon und blieb, mit geringen Unterbrechungen, bis zum

Abend abwesend; er suchte Behörden, Banken, Geschäftsfreunde und Zeitungsredaktionen auf, empfing und beantwortete zahlreiche Telegramme.

Seine besorgte Miene erhellte sich indessen allmählich, und am dritten Tage erklärte er mit Bestimmtheit, nun sei der Krieg doch noch abgewendet.

Die beiden Damen atmeten erleichtert auf.

Er aber rückte, ein bißchen brüsk und nicht unverlegen, mit dem Geständnis heraus, er müsse vor der definitiven Abfahrt noch schnell einige größere Häuser aufsuchen und über die veränderten Dispositionen mit den Direktoren sprechen; aus seinen dunklen Andeutungen ging hervor, daß er die Kriegsgefahr keineswegs für beseitigt ansah, sondern für nur um wenige Wochen hinausgeschoben.

Das wollte zwar Annie nicht verstehen, sie klagte über seine Unruhe, sein zweckloses Hasten und Jagen, mußte ihn dann aber doch gewähren lassen, denn in Geschäften tat er, was er für nötig hielt, so rücksichtsvoll er sich sonst auch als Ehemann gebärdete.

Er wiederholte lediglich, daß die kleine Geschäftsreise nicht zu umgehen sei, versprach seiner Frau nach der Rückkehr einen herrlichen Schmuck und hatte dann noch unter vier Augen eine Besprechung mit Ethel, welcher er eindringlichste Sorge um seine Gattin empfahl.

Darauf fuhr er ab, und die zwei Frauen blieben in dem großen Hotel allein.

Es wurde ihnen jedoch nicht zu langweilig, denn glücklicherweise fühlte sich Annie jetzt, wie in einer Rückwirkung auf die vorhergegangenen Erregungen, körperlich und geistig recht wohl. „Wir wollen uns

einmal zu zweien recht gründlich amüſieren hier in Wien," ſagte ſie.

Nun war ihr Zuſtand noch kaum zu bemerken und ihre Beweglichkeit unvermindert, ſo gingen und fuhren die beiden dann viel miteinander aus, wurden vertraut mit der wimmelnden Altſtadt und ihren glänzenden Läden, mit der ſchönen Umgebung bis an die Ausläufer der Alpen, lernten die neuen Bauten am Ring kennen, ſowie allerlei Muſeen und öffentliche Sehenswürdigkeiten. Und abends waren ſie im Theater, wo das geputzte Publikum ihre Blicke nicht weniger anzog als die Kunſt der berühmten Darſteller; einmal ſpeiſten ſie nachher noch in dem Reſtaurant ihres Hotels, doch da fühlten ſie ſich unbehaglich, denn ſie ſchienen aufzufallen.

Ethel hatte eigentlich ein Vorurteil gegen die Hauptſtadt jenes Reiches, das ihr Vaterland bedrückte; nun wollte ſie aber ihrem Widerwillen zum Trotz gerecht ſein, und in dieſer ſonderbaren Abſichtlichkeit nahm ſie die Reize der ſchönen Stadt noch empfänglicher auf, als es vielleicht ohnedem der Fall geweſen wäre. Sie erfreute ſich an der feierlich-freundlichen Würde der Altſtadt, in deren Gaſſen trotz allem Verkehr noch etwas wie eine leiſe Erinnerung ſchwebte an Schubertſche und Mozartſche Heiterkeit; ſie erfreute ſich an dem naiven, lebensfrohen Katholizismus des Volkes, an dem gemütlichen derben Treiben, das ihr München, und wiederum an jener geſchmackvollen ariſtokratiſchen Äußerlichkeit, welche ihr London ins Gedächtnis rief.

Und ſie war dankbar für dieſe Eindrücke, weil ſie darüber ſich mancher ſorgenvoller oder verneinender Gedanken für den Moment entſchlagen konnte.

Leider nahm Annies Genießensluſt ſchnell ein Ende. Die junge Frau fühlte ſich wieder ermüdet und ſchonungsbedürftig, die mancherlei Beſchwerden ihres Zuſtandes zeigten ſich nun doch, und ſo kehrte mit einer Art von Nervenſchwäche ihre reizbare Stimmung zurück. Daher verließ ſie kaum noch das Hotel, und Ethel blieb getreulich bei ihr, um ſie aufzurichten und wenn möglich, zu zerſtreuen.

Dieſes fiel ihr zwar ſchwer genug, weil die Lebensweiſe der beiden außerordentlich monoton war. Das beſtändige Hin und Her im Hotel war zu gleichförmig, um auf die Dauer das Intereſſe oder auch nur die Neugierde wachzuhalten, und wurde dabei doch läſtig, indem es das Gefühl der Häuslichkeit völlig vernichtete.

Die beiden kamen ſich recht einſam vor unter den zahlreichen und ſtets wechſelnden Fremden; ſie hielten ſich im Leſezimmer auf und hatten zur Lektüre keine Sammlung; ſie wollten in ihren anſpruchsvoll ausgeſtatteten Räumen miteinander plaudern, aber eine ſonderbare Ungemütlichkeit erſtickte das Geſpräch. Überdies hatte Docker telegraphiert, ſeine Reiſe werde ſich ein wenig länger, als urſprünglich erwartet, hinziehen . . .

Eine einzige Bekanntſchaft machten die beiden Einſamen dann doch; ſie begegneten öfter einer ſchon reiferen Dame, die mit ihrer Zofe allein im Hotel wohnte, und es entwickelte ſich aus einer gelegentlichen Erkundigung eine längere Konverſation. Später pflegten ſie bei Tiſche einander nahe zu ſitzen, und ein wiederholtes Zuſammentreffen im Leſe- oder Damenzimmer hielt außerdem noch die Verbindung aufrecht.

Die Fremde ſprach am liebſten Franzöſiſch und

ſtellte ſich vor als eine ruſſiſche Fürſtin Aſtoff; ihr Gatte war, ebenfalls infolge politiſcher Befürchtungen, plötzlich auf Reiſen gegangen, von welchen er in etwa einer Woche zurückkehren ſollte, um ſeine Frau abzuholen nach Paris, ihrem ſtändigen Wohnſitz.

Die Fürſtin war liebenswürdig und mitteilſam, wußte auch ganz intereſſant von ihrem Vaterlande zu erzählen, von den Umwälzungen, welche neuerdings durch die Aufhebung der Leibeigenſchaft eingetreten waren, und die auch in die Lebensbedingungen ihrer eigenen Familie ſtark eingriffen. Außerdem kannte ſie manche hochgeſtellte und bedeutende Perſonen in ganz Europa, ſo daß ſie, wenn auch nicht gerade politiſche Geheimniſſe, wenigſtens allerhand amüſante Anekdoten zu berichten wußte.

Sie erwies Ethel eine beſondere Zuneigung; ſah ſie das junge Mädchen allein, ſo zog ſie es beiſeite oder bat es in ihr Zimmer und konnte des Plauderns kein Ende finden. So ſehr Auftreten und Erſcheinung ihrer geſellſchaftlichen Stellung entſprach, hatte ſie zugleich eine im erſten Augenblick überraſchende Offenheit, mit welcher ſie nicht nur andere ausfragte, ſondern auch ihrerſeits Mitteilungen und Meinungsäußerungen über ihre engſte Familie zum beſten gab.

Gerade Ethel war ſolche Art von ihrer Mutter und von ihren anderen Erziehern her wenig gewöhnt, fand aber umſomehr Gefallen an der arglos-herzlichen Unbefangenheit, welche ſie an ihre Freundin Erneſtine Gioſeffi erinnerte. Sie antwortete denn auch frei und offen, wunderte ſich durchaus nicht, wenn die Fürſtin ſie um Rat anging, ſondern begründete ihren Rat lebhaft, ſo gut ſie es verſtand.

Es handelte ſich beſonders um das Engagement

einer passenden Gesellschafterin, die trotz allen Suchens nicht aufzutreiben war. Ethel wußte auch niemand zu empfehlen und meinte, ein einigermaßen unabhängiger Charakter müsse sich schwer in eine solche Abhängigkeit finden. Auf die Entgegnungen der immerhin weltkundigeren Fürstin gab sie dann freilich zu: „O, ich kann es mir ja auch ganz schön denken; aber ich müßte die Familie schon recht gern haben, um mich unterzuordnen, bloß um des Geldes willen täte ich es nie!“

Trotz dieser gelegentlichen Unterhaltungen blieb Ethel reichlich Zeit, ihren eigenen Gedanken nachzuhängen.

Seit sie in Wien war, hatte sie eigentlich täglich die Nachricht von der offiziellen Verlobung ihrer Mutter erwartet. Sie war so fest überzeugt, es habe nur ihrer Entfernung bedurft, um die Angelegenheit schnell ins reine zu bringen, und sie wurde immer ungeduldiger, als in den Briefen der Mutter jede Andeutung von dem, was sie so sehnlich wünschte, ausblieb. Sie zürnte ihrer Mutter, ärgerte sich über deren selbstquälerischen Eigensinn und pedantischen Stolz; daß nach der ersten Abweisung das Hindernis auch bei dem Manne liegen könne, kam ihr nicht einmal in den Sinn.

Sie, Ethel, hatte soviel Selbstüberwindung geübt, um sich mit einem Verwandtschaftsverhältnis zu ihm, den sie doch verabscheute, fürchtete und allerdings auch heimlich bewunderte, auszusöhnen; umso bitterer war sie gekränkt, nachdem das alles umsonst gewesen sein sollte. Sie hatte sich bereits gewöhnt, ihre Mutter in gesicherter Wohlhabenheit zu erblicken, sich selbst infolgedessen der äußeren Sorge um sie enthoben, frei

und unabhängig! Und nun blieb wieder alles beim alten!

So hatte sie wohl Anwandlungen von Sehnsucht nach der Mutter, aber kein Verlangen, ganz bei ihr zu sein, und war froh darüber, daß jene sie nicht rief, vielmehr sichtlich sie fernzuhalten bestrebt war. Ja, das gab noch eine letzte Hoffnung —

Und dann sagte sie sich doch, sie müsse für die Mutter leben, müsse, um ihr möglichst viel Behaglichkeit zu verschaffen, Geld verdienen, jedenfalls aber kein Opfer von ihr annehmen. —

Und während solche Überlegungen sie verwirrten, wurde sie einmal von Annie beiseite gezogen, die mit wichtiger Miene zu der erschreckt Aufhorchenden sprach: „Höre, ich habe dir einen Vorschlag zu machen: Begleite du uns nach Amerika!"

„Nach Amerika?"

„Ja — ich bin lange mit mir zu Rate gegangen — ich kann dich nicht entbehren — und doch würde ich mit dieser Bitte an dich nicht herangetreten sein, wenn ich nicht wüßte: es ist das beste auch für dich!"

„Das sind so unmögliche Pläne —"

Jene wurde aber nun dringender und gewann unter dem Reden eine lebhafte Beredsamkeit. Sie malte das Glück des dauernden Zusammenseins so überzeugend aus, sie zeigte der Freundin eine so glänzende Zukunft an der Seite irgend eines reichen, eines fürstlich reichen Mannes — daß Ethel sich dem Eindruck nicht zu entziehen vermochte. Sie wurde schwankend, sie mußte sich zusammennehmen, um kein voreiliges Versprechen zu äußern; aber indem sie um Bedenkzeit bat, gab sie der andern doch unbewußt einige Hoffnung.

Und als sie später im stillen für sich nachsann, bemächtigte sich, ohne daß sie es recht merkte, ihrer Phantasie das lockende Bild des großen Reichtums. Sie, die eigentlich zu stolz war, um irgend einem Gute, das ihr von außen kam, auch nur den mindesten Einfluß auf ihren persönlichen Wert zuzuerkennen, sie begeisterte sich an dem Gedanken, einen sehr reichen Mann zu heiraten, und von dem äußersten Luxus umgeben zu sein. Wieviel Schönes konnte sie da bewirken und wieviel Gutes tun, vorzüglich an der Mutter, die so recht eigentlich für ein Leben würdevoller Pracht geschaffen war!

Sie wiegte sich, je länger, je mehr in solchen Phantasien, ging aber einem klaren Entschluß aus dem Wege und wich auch Annies fragenden Blicken aus.

Inzwischen kehrte Docker zurück. Er äußerte sich wohl zufrieden über den Erfolg seiner Reise; aber er sagte das nur obenhin, verriet eine starke innere Aufregung, sprach undeutlich von mancherlei Briefen und Telegrammen, die er in den letzten Tagen erhalten habe.

Vor allem drängte er auf schleunigste Abreise.

Darauf hatte das Ehepaar eine gemeinsame Unterredung mit Ethel. Sie sollte endgültig Bescheid geben; aber sie fühlte sich verlegen und verwirrt vor den Fragenden.

Alle ihre Zweifel und Bedenken, die sie mit ihren Träumen eben eingelullt hatte, wurden wieder wach, als die Freundin sie an ihr bereits halb gegebenes Wort erinnerte. Diese hatte als Zusage aufgefaßt, was die andere nur als ein Hinhalten gemeint hatte;

und nun wurden plötzlich die Schwierigkeiten größer und unüberwindlicher, das Lockende wurde zur Unmöglichkeit.

Annie drängte und sagte dann: „Ich weiß, es ist die Rücksicht auf deine Mutter, die dich zurückhält. Aber lies dieses hier!“

Und sie reichte ihr einen Brief.

Ethel überflog die Zeilen; Frau Del-Terra sprach darin ihre Zustimmung mit ihrer Tochter Übersiedelung nach New York aus, indem sie nur für ihre eigene Person ablehnte, sich noch in einen so fremden Boden verpflanzen zu lassen. —

Das Herz des jungen Mädchens zog sich zusammen. Sollte diese Zustimmung Übles oder Günstiges bedeuten?

Die Freundin mahnte: „Entschließe dich doch, Ethel.“

Diese fühlte sich schwankend und schwach werden, schon lag ihr ein gleichsam aus der Brust gerissenes Ja auf den Lippen.

Inzwischen war Docker ungeduldig geworden. „Geben Sie schnell Antwort, daß ich weiß, ob ich das Billett für Sie mitbestellen soll.“

„Ist es so eilig?“ fragte Ethel gepreßt.

„Ich habe Nachrichten aus Berlin und Frankfurt — in ganz kurzer Zeit geht der Krieg los — die Bundesversammlung hat morgen eine entscheidende Sitzung —“

Das Wort hatte befeuernd wirken sollen und stärkte aufs neue den inneren Widerstand. Ethel mußte an ihre Mutter denken, an ihres Vaters Land und an den Verstorbenen. —

„O Gott, ich halte es nicht aus!“ rief sie.

Und dann wandte sie sich hastig zu Türe. „In einer Viertelstunde bin ich bei euch.“

Sie schloß sich in ihr Zimmer ein, um sich zu sammeln in tiefer Meditation, wie im Gebet.

Allein der Geist gehorchte nicht, statt der befreienden Ruhe ergriff sie eine bebende Aufregung, und am Ende eilte sie hinaus, nicht sich selber gehorchend, sondern vor sich selber fliehend.

Sie begab sich zu der Fürstin Astoff. Sie hatte mit ihr eine Unterredung. —

Eine Viertelstunde später kam sie aus dem Zimmer der Fremden zurück. Das Ehepaar wartete ungeduldig und bestürmte sie mit erneuten Fragen.

„Ich kann nicht, ich kann nicht,“ erwiderte sie gepreßt.

„Warum nicht?“

„Ich habe eben — eine Stellung angenommen.“

IX.

Als Ethel nach einer langen, ermüdenden Fahrt auf dem Pariser Ostbahnhofe ankam, entdeckte sie nach kurzem Suchen den ihr im voraus angegebenen Diener der Astoffs in seiner dunkelgrünen, silberbesetzten Livree. Er löste ihr das Gepäck aus, half ihr bei der Revision am Oktroi und führte sie zu dem bereitstehenden Wagen.

Es ging durch eine Reihe langer Straßen mit kasernenartig hohen Häusern; ein eigentümliches Gefühl fröstelnder Fremdheit überrieselte die Einsame, die, aus dem Coupéfenster blickend, allerlei Kindheits-

erinnerungen im Fluge erhaſchen wollte und ſich doch auf dieſe Umgebung durchaus nicht beſann.

Endlich bog der Wagen aus einer ziemlich ſchmalen Gaſſe auf den Boulevard; ſodann auf einen freien Platz, ein großes Gebäude rechts zur Seite laſſend, das wohl die Oper ſein mußte; nun ſchräg ab durch eine kurze, ſchöne Straße mit prächtigen Magazinen; von dort auf einen großen Platz mit einem Obelisk. —

Ethel glaubte ſich undeutlich und nebelhaft an etwas Geſehenes oder Geahntes zu erinnern; aber ehe ſie ſich deſſen bewußt ward, befanden ſie ſich ſchon unter Bäumen, der Wagen rollte in ſcharfem Trab und hielt plötzlich, ſie aus ihrer wunderlichen Zerſtreuung reißend.

Von einer netten kleinen franzöſiſchen Zofe an der Freitreppe empfangen, wurde ſie ſofort in das für ſie beſtimmte Zimmer geführt.

Man brachte ihr gleich darauf den Koffer; ſie wuſch ſich und ordnete ſich das Haar, leerte das Reiſetäſchchen und verteilte ſeinen Inhalt an gehöriger Stelle.

Dann wurde ſchon wieder geklopft; dasſelbe Mädchen kam und geleitete ſie zu der Fürſtin, die eben beim Coiffieren ſaß.

Nur wenige begrüßende Worte wurden gewechſelt, worauf die Fürſtin dem Mädchen befahl, Ethel das Haus zu zeigen.

Es war ein ſtattliches Gebäude, beinahe ein kleiner Palaſt, nahe den Champs Elyſées, unter anderen ſeinesgleichen, die ſtill in diskreter Entfernung von einander ſtanden. Die Zimmer in ihrer ruhigen Größe zeigten eine abwechſlungsreiche Einrichtung; hier geſellte ſich zu den tiefen Farben orientaliſcher

Teppiche der Metallglanz altertümlicher Waffen; dort waren die Wände mit leuchtenden Gemälden in schweren, goldenen Rahmen bedeckt; Skulpturen von der Hand Pariser Meister, aber auch aus dem fernen Osten zogen den Blick auf sich; große Glasschränke bargen Sammlungen von Silbergeschirr und allerlei Seltsamkeiten, die der Besitzer als ehemaliger Diplomat von seinen Reisen mitgebracht hatte.

Alle Möbel waren von der gediegensten Arbeit, wie für Jahrhunderte gebaut, in den Wohnzimmern lagen die schönsten Stickereien aus, Kissen und Decken, geschmückt mit dem stilisierten Storch, dem Wappentier der Aïstoff.

Von der zahlreichen französischen und russischen Dienerschaft zeigte sich freilich ungerufen niemand. —

Der Luxus imponierte Ethel zwar nicht, war ihr aber unbehaglich wie eine schwüle, schwere Luft, und sie sah mit Ärger, daß sie ihre Gedanken nicht recht zusammeln vermochte.

Sie verweilte wieder in ihrem Zimmer und wollte sich völlig einrichten. Allein auch diese mechanische Beschäftigung ging ihr nicht von der Hand; immer wieder machte sie Pausen und gab sich ihren vagen Gemütsempfindungen, die nicht zu klaren Anschauungen werden wollten, hin. Es kam ihr sonderbar vor, daß sie nun ein Amt hatte, daß man eine Arbeit von ihr forderte und sie dafür bezahlte. Sie glaubte, um ihre Bezahlung zu verdienen, um nicht in der Schuld der fremden Leute zu bleiben, müsse sie rastlos, auf das Angestrengteste tätig sein; sie hätte sich am liebsten blind in eine aufreibende Tätigkeit gestürzt und machte sich dabei noch nicht einmal ein Bild von ihrer künftigen Beschäftigung.

Es wurde ihr beinahe unheimlich in ihrer Einsamkeit; und so war sie froh, als das Zeichen zum Frühstück gegeben wurde.

Aber das Frühstück verlief in einer zerstreuten Eile. Die Fürstin wollte ausfahren und verriet eine ungeduldige Hast; sie stellte Ethel den Ihrigen vor, richtete auch hin und wieder eine freundliche Frage an sie, im übrigen jedoch die Diener antreibend, sich um das rechtzeitige Vorfahren des Wagens bekümmernd, um ihren Hut, um allerlei Kleinigkeiten. Die Familienmitglieder schauten neugierig auf die eben Angekommene, taten dann jedoch, als wären sie unter sich — und nach zwanzig Minuten ging man auseinander, und Ethel war in dem großen Hause ganz allein.

Sie kam sich vor, als ob sie irgend ein fremdes, gleichgültiges Hotel bewohne, sie empfand Langeweile, und schon bedauerte sie, eine solche Stellung leichtsinnig angenommen zu haben. —

‚Was will man denn von mir?‘ dachte sie immer wieder. ‚Soll ich so unnütz sein, wie ein Kanarienvogel oder ein Goldfisch?‘

Und ihr Stolz bäumte sich ärgerlich auf. —

Am nächsten Vormittag ließ die Fürstin sie zu sich in ihr Schlafzimmer rufen, wo sie sich eine gemütliche Ecke eingerichtet hatte, in der sie gerne, mit einer Vertrauten plaudernd, saß und stickte; denn sie machte jedes Jahr *eine* Handarbeit: ein Paar perlenbestickte Pantoffeln zu ihres Mannes Namenstag.

Sie empfing ihre neue Gesellschafterin mit einigen zuckersüßen und nichtssagenden Liebenswürdigkeiten; dann schwieg sie und sagte darauf mit einem Seufzer, von ihrem Kanevas aufblickend: „Liebes Fräulein,

Sie müssen mir etwas versprechen. Bekümmern Sie sich ein wenig um Natalie und machen Sie sie menschlicher."

Ethel zeigte eine fragende Miene, sie verstand nicht recht.

„Ja, sehen Sie, wir Eltern haben keinen Einfluß, sogar der Vater nicht. Sie hingegen, als Altersgenossin, als nicht verwandt und in jeder Beziehung unverdächtig —

„Können Sie sich das denken," fuhr sie lebhafter fort, „daß unsere Natalie, die es doch so gut hat, mit sich und der Welt unzufrieden ist und voller Marotten steckt? Sie ißt fast nichts und beschwert sich darüber, daß bei uns anständig gekocht wird — ihre Toilette spottet jeder Beschreibung — und vor der Gesellschaft geniert sie sich nicht im mindesten — sie würde am liebsten auf einem russischen Dorfe leben — in einem Bauernhause!"

Ethel meinte bescheiden, daß vielleicht irgend eine geistige Enttäuschung die Ursache aller Wunderlichkeit sei.

„Sie denken an unglückliche Liebe? Da kennen Sie Natalie schlecht. Sie haßt und verachtet die Männer! — Nein, von ihren Büchern kommt es; ich kenne ihre Bücher zwar nicht — sie hütet sie wie eine Tigerin — aber sie ist nicht davon abzubringen."

Die gekränkte Mutter klagte noch weiter und beschwor dann Ethel, zu bewirken, daß die Eigenwillige sich endlich anständig kleide, sich benehme wie alle Welt, gegen die Fremden freundlich sei und überhaupt sich mit dem Ton des Hauses, des ganzen Bekanntenkreises, in Übereinstimmung setze.

Ethel versprach alles, was in ihren Kräften sei,

zu tun; sie sah hier eine würdige Aufgabe vor sich, sie begeisterte sich daran und nahm sich ein recht kluges, energisches Verhalten vor . . .

Sie wollte sich sogleich ans Werk machen; allein sie mußte gewahren, daß eine solche Mission durchaus nicht leicht zu erfüllen sei.

Es war ihr unmöglich, sich Natalie zu nähern, denn diese ging ihr konsequent aus dem Wege, was die Eltern wohl mißbilligten, aber nicht ändern konnten. Auch bei Tisch verhielt sich die Widerspenstige sehr schweigsam und antwortete unfreundlich, wenn Ethel eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen versuchte. Dabei blickte sie dann doch mit ihren scharfen, dunklen Augen teilnehmend-stumm auf die Fremde, folgte ihren Reden und den Reden, welche die anderen an sie richteten; bei manchen Äußerungen, die ihr nicht gefallen mochten, überzog ihr Gesicht schnell eine Zornröte, und ihre Hände drehten gewaltsam die Serviette zusammen. —

Waren keine Gäste da, so führte die jüngere Schwester zumeist an der Familientafel das Wort. Sie hieß Sophie, wurde vom Vater Sonja, sonst meist Fifi genannt; anmutig gebaut, hatte sie ein hübsches, rundliches Gesicht von frischem und zartem Teint, ein schnippisches Näschen und blondes, krauses Haar; lustig, verschwenderisch, gutherzig und burschikos, gefiel sie bei den Herren allgemein; an Ethel hatte sie sich auf ihre temperamentvolle, rückhaltlose Art sogleich attachiert und neckte sie mit manchmal allzugewagten und ihrem Alter nicht recht angemessenen Späßen, wofür sie sich dann aber auch gehorsam zurechtweisen ließ.

Der Fürst bewahrte theoretisch die Tradition des

despotischen Hausherrn, um tatsächlich alles gehen zu lassen, wie es gehen wollte. Er war liebenswürdig und gewinnend, auf seine Liebenswürdigkeit eitel; er besaß viele Freunde in ganz Europa und machte sich einen Sport daraus, nicht nur den Kreis noch zu erweitern, sondern auch jeden einzelnen immer mehr zu bezaubern. Für Ethel hatte er eine sichtliche Vorliebe und wandte sich häufig an sie, mit vielleicht etwas zuviel Beflissenheit, wie er ihr denn auch seine wohlbehüteten Sammlungen erklärend zeigte. Übrigens war er ein stattlicher, ja schöner Mann von guter Haltung und vortrefflich gekleidet, mit wohlgepflegtem, am Kinn ausrasiertem Bart.

Indessen war die Familie selten unter sich; es gab täglich Visiten und häufig Gäste zu Tisch; dazu kamen Diners, Theater- und Konzertabende, so daß eine beständige Unruhe statt hatte.

Natalie nahm nicht an dem weltlichen Treiben teil, sondern blieb allein in ihrem Zimmer.

So fühlte sich denn Ethel unbeschäftigt und verlassen; die Stunden, die sie täglich mit der Fürstin verplauderte, gaben ihr keineswegs das Bewußtsein der erfüllten Pflicht.

Es kränkte sie bitter, daß sie vor sich und anderen ihre Ohnmacht eingestehen mußte. Die Aufgabe, die sie übernommen hatte, konnte sie nicht nur nicht erfüllen, sondern nicht einmal beginnen. Sie kam sich so nutzlos vor, es beschämte sie, daß sie von fremden Leuten unterhalten, sogar bezahlt wurde ohne eine rechte Gegenleistung. Sie sehnte sich nach ihrer Mutter zurück, sie wartete auf ein Wort, welches sie heimriefe. —

Da geschah es einmal, nach dem Frühstück, als

Ethel ſich auf dem geräumigen Flur befand, daß Natalie zu ihr trat und ſie unvermutet anredete: „Möchten Sie mich zu einer Partie in das Billardzimmer begleiten?“

Die Verwunderte folgte ihr.

Sie ſtanden in dem etwas kahlen Zimmer, zwiſchen dem Billard und dem niedrigen Lederdiwan, einen Augenblick ſtumm. Dann bemerkte Ethel entſchuldigend, ſie habe noch niemals Billard geſpielt.

„Glauben Sie denn, ich gebe mich mit ſolchen Kindereien ab?“ verſetzte die andere ſchroff. „Ich habe Sie gerufen, um Ihnen etwas zu ſagen. Hören Sie, Sie treiben ein Metier, das für Sie nicht paßt: das Ausſpionieren entſpricht Ihrem Charakter nicht.“

Ethel war erſtaunt wie vor einer Irreredenden, ſie glaubte falſch gehört zu haben und bat gelaſſen: „Erklären Sie mir, was Sie meinen —“

„Ich ſage: Laſſen Sie das Ausſpionieren, es entſpricht Ihrem Charakter nicht.“

Nun brauſte der Zorn in Ethels Gemüt auf. „Wer gibt Ihnen das Recht, mir ſo etwas zu ſagen? Ich verbitte mir das!“

„Liebes Fräulein, ſeien Sie nicht böſe,“ beſchwichtigte die andere, beinahe ängſtlich inmitten ihrer Rückſichtsloſigkeit, „Sie haben mich nicht recht verſtanden — ich habe mich nicht recht ausgedrückt —“

„Verzeihen Sie, die Worte ließen ſich nicht anders verſtehen.“

„O, ich weiß, Sie ſind eine gerade, offene Natur — ich habe Sie beobachtet. Aber Sie ſind in Gefahr, ein willenloſes Werkzeug zu werden — ein Werkzeug meiner Eltern — meiner ſchlimmſten Feinde —“

Klang das nicht wirklich beinahe nach geiſtiger

Störung? Ethel erſchrak; dann mußte ſie an die Äußerungen der enttäuſchten Mutter denken, es überkam ſie eine tiefe Rührung von Mitleid und Sympathie, und ſie begann davon zu reden, wie die Fürſtin ihr, der Fremden, ſchon damals in Wien mit einer ſo ſeltenen Güte und Liebenswürdigkeit begegnet ſei.

„O ja, mit Freundlichkeit wird man Sie füttern," unterbrach Natalie, „die Meinigen verſtehen ſich darauf. Hier im Hauſe iſt ſoviel Süße aufgeſpeichert, wie in einem Bienenkorbe. Aber laſſen Sie ſich dadurch nicht fangen! Je ſchneller Sie Ihre Freiheit wiedergewinnen, umſo beſſer iſt es für Sie."

Ethel blickte ſie mit wortloſer Überraſchung an.

„Je länger Sie hier bleiben," fuhr die andere fort, „umſo ſchmerzlicher werden Sie Langeweile, Unbefriedigung und Ekel empfinden. Sie werden Stimmungen anheimfallen, in denen Sie am liebſten Selbſtmord begehen möchten. Aber los kommen Sie nicht mehr. Der Luxus wird Sie ſo verwöhnt haben, daß Sie ihn nicht mehr entbehren können, und müßten Sie Ihr ganzes Leben darum opfern. Sie werden ſich an Ihre Stelle klammern, Sie werden ſich im Notfall eine ähnliche ſuchen —"

„Ich bin bereit, jeden Augenblick zu gehen, wenn ich irgend einem im Hauſe läſtig werde," verſetzte Ethel ernſt.

Nun aber warf ſich ihr die andere leidenſchaftlich um den Hals. „Nein, gehen Sie nicht! Sie ſind mir ja ſo nötig! Ich habe eine ſo ungeheure Sympathie für Sie! Das mußte ich Ihnen in Ihrem Intereſſe ſagen — aber ich laſſe Sie nicht — ich ginge ſonſt zugrunde —"

Ethel entzog sich leise der Umarmung und drückte dem aufgeregten Mädchen die Hand. Sie mußte sich Mühe geben, um ihre eigene Verwirrung zu überwinden.

Doch sagte sie dann herzlich und klar: „Wir wollen versuchen. Wenn Sie mir Vertrauen erweisen und auf mich hören wollen, so hoffe ich, daß ich Ihnen nützlich sein kann."

„Mir ist ja doch nicht zu helfen," erwiderte Natalie dumpf; aber der Schimmer eines glücklichen Lächelns verriet ihre innere Dankbarkeit.

Indessen fuhr Ethel, die bereits ihre heitere Ruhe wiedergefunden hatte, fort, ihr freundlich, gemäßigt und sehr herzlich zuzureden, und vor ihrem gewinnenden guten Willen schmolz das Sträuben eines verbissen schamhaften Eigensinns dahin; die zwei verließen als gute Freundinnen das Billardzimmer.

Und von diesem Moment an erwies Natalie der anderen eine schwärmerische Verehrung, sie hing an ihren Blicken, war eifersüchtig auf sie, folgte ihr in rührendem Gehorsam.

Nun lebte Ethel eigentlich der Minute, für ein planmäßiges, auf ein entferntes, bestimmtes Ziel gerichtetes Streben hatte sie wenig Sinn. Aber ihrer Natur gemäß handelte sie oft so, als ob sie in der Tat viel Überlegung und Konsequenz besäße. Sie stellte keine überspannten Forderungen und bat ihre große Schülerin nur, in gleichgültigen Dingen um ein wenig mehr Rücksicht auf die Angehörigen, ihre Toilette ein wenig mehr zu beachten, im Essen einige Konzessionen zu machen. —

Natalie gab ihr nicht recht, aber sie gehorchte, um ihr gefällig zu sein. Und das genügte, in ihrem

Benehmen eine Veränderung hervorzubringen, die der verwunderten Familie nicht entging.

Man pries nun mit einer verblüfften Anerkennung, als hätte es ſich um Leiſtungen eines Tierbändigers gehandelt, die neue Geſellſchafterin; ſie aber hatte alle Mühe, die Wohlmeinenden zur Diskretion zu veranlaſſen, ein aufreizendes Lob ſo gut wie weitergehende Wünſche hintanzuhalten. —

Die beiden jungen Mädchen befanden ſich den größten Teil des Tages beiſammen, ſei es im ſtillen Zimmerchen, oder in einer abgelegenen Ecke des Hauſes, oder auf den Spaziergängen, die ſie täglich faſt, und ohne jede Begleitung unternahmen.

Natalie wollte ſich nur um der Freundin willen zu einer kleinen Komödie bequemen und kam dabei der Welt unbewußt langſam näher.

Vor allem befeſtigte ſich indeſſen ihr Verhältnis zu Ethel, indem ſie ſah, daß ſie auf dieſe ihrerſeits einen Einfluß ausüben konnte. Sie hatte ſich gelegentlich bitter über die ſchmähliche Unwiſſenheit ihrer Eltern und der ganzen Geſellſchaft geäußert. Und als Ethel widerſprechen wollte, fuhr ſie dieſe an: „Höre, du biſt ja ebenſo unwiſſend!“

Der anderen etwas erſtaunte Miene gewahrend, fuhr ſie fort: „Es iſt ja nicht deine Schuld. Du haſt auch eine ſogenannte gute Erziehung genoſſen — die Abrichtung zum Stumpfſinn — du glaubſt wohl noch an die Schöpfungstage — haſt du eine Ahnung von Welt und Natur? Weißt du, wie die geologiſchen Formationen einander gefolgt ſind — wie das Leben ſich auf unſerer Erde ausgebreitet hat — nach welchen Geſetzen alles Belebte und Unbelebte ſich verändert?“

Die andere glaubte plötzlich zu erkennen, was für

ungeheure Gebiete fremd vor ihr lagen; sie erschien sich sehr unwissend. —

Und Natalie gab ihr die Bücher, die sie vor den Augen des Hauses verbarg. Einige waren darunter, welche sich, nach dem Titel zu urteilen, direkt gegen die christliche Religion richteten, diese lehnte Ethel schweigend ab; mit Eifer und Lernbegierde warf sie sich hingegen auf die rein naturwissenschaftlichen Werke.

Da lernte sie freilich Vieles und Merkwürdiges kennen, von dem sie nichts gewußt, und sie überblickte die Zusammenhänge wie von einem ganz neuen Standpunkt aus, den man ihr niemals gezeigt hatte.

Ganz wundersam fremdartig und zugleich überredend war ihr das Buch eines unbekannten englischen Naturforschers, nach welchem sich die Arten der Tiere, allmählich von den einfacheren zu den höheren aufsteigend, aus einander entwickelt haben sollten. Und daneben — wieviel des Interessanten boten nicht die Naturerscheinungen in Physik und Chemie!

Sie war der neuen Wissenschaft froh und der Freundin dankbar, worüber diese einen bescheidenen Stolz empfand.

An die Tatsachen der Wissenschaft aber knüpften sich allerlei theoretische Betrachtungen und philosophische Ideen, denen Ethel nicht immer folgen konnte, so daß sie auf eine unterstützende mündliche Belehrung angewiesen blieb.

Natalie gab nun diese Belehrung mit einer durchdringenden, männlichen Schärfe des Geistes und zugleich einer weiblichen, ja fast hysterischen Leidenschaftlichkeit. Die kalte materialistische Weisheit war ihr ein begeisterndes Evangelium. Sie predigte wie

eine Entzückte von den beiden seelenlosen Urelementen Kraft und Stoff und von dem blinden Zufall, der in seiner mathematischen Unendlichkeit alle Möglichkeiten des Alls enthalte; aus diesem Unbestimmbaren aber entstanden harte, starre Gesetze, ohne Sinn, Gemüt und Begriff.

Ethel erfaßte die neue Lehre nur allmählich und konnte sich deshalb nicht von Anfang an gegen sie verteidigen; als sie aber einmal die Anschauungen in sich aufgenommen hatte, war es zum Widerstand zu spät.

Sie fühlte eine innere Beunruhigung, die sich oft bis zum Grausen steigerte. Zwar ihre religiösen Überlieferungen waren nicht erschüttert, aber daneben fand die neue beängstigende Erkenntnis Platz, die all das Denken zweifelhaft machte, das ihr überliefert und natürlich war. Indem nun beide zugleich bestanden, glichen sie zwei gerüsteten und wartenden dämonischen Mächten, deren zukünftiger Kampfplatz die menschliche Seele sein sollte. —

Ethel litt sehr unter dieser Empfindung, sie war in sich gekehrt, zerstreut und präokkupiert. Allen Hausgenossen fiel das auf.

Doch wehrte sie sich nicht, als der Fürst und die Fürstin sie zu einer größeren Beteiligung an der Geselligkeit heranzogen; beide wollten dem sympathischen jungen Mädchen damit eine Wohltat erweisen, vor allem aber ihre Tochter Natalie im günstigen Moment wieder an den Umgang mit Menschen gewöhnen.

Es hatte mehrere Tage gefroren, und nun wurde ein abendliches Eisfest im Bois de Boulogne veranstaltet, an welchem die fürstliche Familie mit Ethel und Natalie teilnahm. Man hatte nur eine be-

ſchränkte Anzahl Karten ausgegeben, die bei der Seltenheit eines ſolchen Feſtes umſo geſuchter waren.

Und der Abend entſprach allen Erwartungen; die beſte Geſellſchaft war unter ſich, in weitem Kreiſe umgeben von der gaffenden Menge; prächtige Koſtüme mit wundervollem Pelzbeſatz bewegten ſich durcheinander über die ſpiegelnde Fläche, man ſah viel Schönheit, Grazie und Haltung und bewunderte im einzelnen mehrere Fremde, die ungemein komplizierte Figuren auf ihren Schlittſchuhen ausführten. Die Stimmung wurde immer angeregter, wie auf einem Balle, und am Ende kam dann mit Knattern und Ziſchen das Feuerwerk, Raketen ſtiegen in die Luft, Räder drehten ſich, der ganze Teich war wie von Blitzen umgeben, aus dem Park ſtrahlten von fern bengaliſche Flammen, und über das Eis fuhren kleine, feurige Schlangen dahin . . .

Ethel hatte ſich von dem Wirbel ergreifen laſſen — noch vor kurzem wäre ihr ein ſolches Feſt als ein phantaſtiſcher Traum erſchienen — und wie ſie ſich nun darin befand, überlegte ſie nicht und widerſtrebte ſie nicht.

Aber ihr gab nachher, als Natalie ihr verächtlich von der Torheit ſolcher Vergnügungen ſprach, die Erinnerung daran allerdings das Gefühl einer peinlichen Leere. Hatte ſie früher die Welt ihren Lauf nehmen laſſen, ſo betrachtete ſie nun das Treiben manchmal kritiſcher, gewiſſermaßen mit den Augen ihrer Freundin, und es verletzte ſie, daß die Leute alles in einen Scherz umzuwandeln liebten.

Für eine bevorſtehende totale Sonnenfinſternis hatte ſie ſich intereſſiert; nun gewahrte ſie aber, daß an allen Ecken und Enden ſchwarze Gläſer, noch dazu

in gesuchter oder albern-komischer Form, feilgehalten wurden, sie hörte die ewig wiederholten Witze über das Naturphänomen — und war am Ende in einer Stimmung, welche ihr die Lust verdarb, sich um das Phänomen zu bekümmern.

Ihr kam das Gewühl der Menschen in den eleganten Stadtteilen frivol vor; die neu angelegten Straßenzüge mit ihren anspruchsvollen Häusern ärgerten sie beinahe, und doch mußte sie sich auch ärgern, wenn die Herren sich bei Tisch in billigem Spott über den rücksichtslosen Baumeister Haußmann und seinen kaiserlichen Auftraggeber gefielen.

Ihr war diese kultivierte Menschheit oft unverständlich. Sie erfuhr, daß öffentliche Ringkämpfe an der Tagesordnung seien, daß Ringen und Boxen in allen vornehmen Klubs Mode sei; das schien ihr ebenso fremd und unbegreiflich, wie die neueste Liebhaberei der Gesellschaft, in den Salons lebende Bilder zu stellen, worüber in der fürstlichen Familie soviel debattiert wurde. —

Die Fürstin hielt sich für verpflichtet, ein kleines Kostümfest zu geben; Ethel wirkte als Venetianerin gekleidet mit und hatte in ihrer prächtigen Blondheit außerordentlich viel Erfolg. Und solange es dauerte — das Flimmern der Lichter, der Glanz von Schmuck und Seide, die schmeichelnde, geistreich-verführerische Offenbachsche Musik, das Lauschen, Lispeln und Lächeln, die weltmännische Zudringlichkeit der Verehrer — solange dieses alles dauerte: redete, tanzte und lachte sie, ohne zu wissen, was sie tat, war sie in einer angenehmen, besinnungslosen Entrückung.

Der Rückschlag blieb jedoch nicht aus. Sie fühlte ein solches Verlangen nach irgend einer Art von Trost,

nach irgend einer Übereinstimmung mit einem anderen Menschen, daß sie Natalie ihre Verstimmung gestand.

„Siehst du!“ frohlockte Natalie, „siehst du, was dabei herauskommt, wenn man an gesellschaftlichen Albernheiten teilnimmt. Ich wußte ja, daß es dir zum Ekel werden würde — das habe ich doch gleich gemerkt, daß du nicht zu denen gehörst, die ein Leben lang an diesen Nichtigkeiten Vergnügen finden. Komm, laß sie alle — wir bleiben unter uns und beschäftigen uns mit ernsteren Dingen.“

Und Ethel flüchtete wirklich zu der Weisheit jener dunkelhaarigen Menschenverächterin.

Diese aber erweiterte den Kreis ihrer Mitteilung: sie ging von den Dingen der Natur auf die Geschichte und die Beziehungen der Menschen über.

Als Frucht ihrer historischen Studien hatte sie ein zugleich bitteres und leidenschaftliches soziales Empfinden gewonnen, das die Freundin erst nach einer Weile ahnend begriff. Ethel stimmte wohl der bebenden Entrüstung zu, mit welcher jene von den Mißbräuchen der Leibeigenschaft sprach und grausam die krassesten Fälle häufte; aber sie wollte sich mit der Erwägung trösten, es gäbe zum Glück keine Leibeigenschaft mehr.

Natalie erwiderte schroff, die Aufhebung der Leibeigenschaft sei nur eine Tat des Egoismus, man wolle die Elenden aussaugen, ohne sich nachher um ihr Schicksal bekümmern zu müssen, und fuhr dann fort: „Übrigens, glaubst du, daß in Frankreich und England etwa keine Leibeigenschaft existiert? Das ganze System unserer Zivilisation beruht darauf, daß ein paar Glückliche und Rücksichtslose die übrige Menschheit ausbeuten —“

Und dann schilderte sie der Wehrlosen mit einer

triumphierenden Grausamkeit die Not der Armen, wie sie sich nach den Darstellungen wütender Parteimänner in ihrer Phantasie spiegelte — die extremsten, herzzerreißenden Fälle des Familienunglücks, das jammervolle Dahinsiechen unschuldiger Kinder in den englischen Spinnereien und Kohlengruben. —

Aus dem Mitleid zu den Unterdrückten aber ergab sich der Haß gegen die Unterdrücker, und Natalie empörte sich gegen die Gesellschaft, gegen deren schändliche Frivolität, brutale Genußsucht und feige Heuchelei; und sie hatte den Mut, ihre eigenen Angehörigen in die allgemeine Verdammnis einzubeziehen . . .

Ethel aber, die selbst so arm war, fühlte sich mitschuldig an dem Unrecht gegen die Armen. —

Die neue Erkenntnis lastete drückend auf ihr und beschwerte sie mit einer tiefen Traurigkeit.

Die Familie wunderte sich über ihr verändertes Wesen. Natalie aber triumphierte zuerst.

Dann mußte sie doch bemerken, daß die Freundin blaß wurde und abmagerte, daß eine krankhafte Aufregung mit stiller Melancholie abwechselte.

Und einmal, als sie der anderen einen besonders wild geschriebenen Artikel zu lesen gegeben hatte, war die Folge ein nervöses Weinen, das die erschreckte Natalie Krämpfe befürchten ließ. Sie hatte aber bei all ihren Marotten soviel Pflichtgefühl und Liebe, daß sie Ethel ermahnte, mehr spazieren zu gehen, sich Zerstreuung zu suchen . . .

Obgleich zum Frühstück und auch sonst wohl einzelne Gäste kamen, war das Haus zur Fastenzeit verhältnismäßig still.

Am Ende der Karwoche traf Alexander Aristoff, der Sohn, von Petersburg ein.

Alexander, oder, wie Fifi ihn gewöhnlich nannte, Sascha, war ein eleganter junger Mann, schlank, dunkel, lebhaft, obwohl aus verschlafenen Augen blickend; ohne gerade zu lispeln, sprach er auf der äußersten Spitze der Zunge, was ihm etwas Blasiertes und zugleich Kindliches gab. Er erzählte in einem halb trockenen, halb leichtfertigen Tone allerlei aus der Petersburger Gesellschaft und Lebewelt, betrachtete jedoch Paris als seine eigentliche geistige Heimat und war der Rückkehr froh.

Er hatte von der ersten Minute Ethel einige Aufmerksamkeit zugewendet, sie schien ihm zu gefallen in ihrer stolzen und milden Blondheit; und so bemühte er sich, obwohl mit lässiger Miene, um sie, plauderte amüsant, manchmal auch recht verwegen, näherte sich ihr mit einer galanten Zudringlichkeit, die ein Hauch weltmännischer Ironie erträglich und liebenswürdig machte.

Natalie verfolgte sein Benehmen mit spähendem Blick. Rücksichtslos auch im Urteil über die Ihrigen, hatte sie für den Bruder eine zornige Geringschätzung; nun gesellte sich eine Art Eifersucht dazu, welche sie oft zu Bemerkungen veranlaßte, so kurz und grob wie eine Ohrfeige.

Zuerst wollte Ethel über die Albernheit des jungen Mannes ärgerlich zürnen; allein dann löste sich die Abweisung in ein wunderliches Schwachwerden auf. Der Ekel an der Menschheit hatte einen seltsamen Durst hervorgerufen, es verlangte sie, wie nach einem Glase perlenden Weins, nach der Anregung, die der Verkehr gesellig genießender Menschen bieten kann, und Alexander Aïstoff schien ihr umstrahlt wie von einem Glanze glücklichen Siegertums.

Nun brachte die Anwesenheit des Sohnes neues Leben in das Haus, da er nicht nur seine nächsten Freunde, sondern indirekt auch andere Gäste herbeizog. Es fehlte nicht an einer anregenden, scheinbar überlegenen Unterhaltung, indem Personen und Dinge, die dem durchschnittlichen Bürger fernstehen, als etwas Alltägliches mit einer gemächlichen Selbstverständlichkeit behandelt wurden.

Ob Alexander im Theater dem ersten Auftreten von Cora Pearl, der ehemaligen Kunstreiterin, beigewohnt hatte und nun ihre unmögliche französische Aussprache, ihre roten Haare und ungeschickten Bewegungen, sowie die hartnäckige Begeisterung ihrer im Publikum verteilten englischen Landsleute launig schilderte; ob man über den Salon und Meissonier debattierte, oder über Jules Favre, den beredten Advokaten, der eben in die Akademie aufgenommen worden war; ob man über Viktor Hugo und seine prätentiöse Selbstverbannung witzelte oder immer wieder die Geschichte von Alexander Dumas und der schönen Addah Menken erzählte, deren gemeinsame photographische Aufnahme im Negligé so großes Aufsehen und eine viel umstrittene Gerichtsverhandlung herbeigeführt hatte, — immer klang das Gespräch lustig und bedeutend, und Ethel gab sich ihm hin mit einer ihr selbst unbewußten Aufmerksamkeit.

Es löste sich die Spannung ihres Gemütes; nun hatte sie Interesse, beinahe Dankbarkeit und Bewunderung für diese Menschen, die nur dem Vergnügen lebten.

Natalie gewahrte das und zeigte ein düsteres Gesicht.

Ihre Stimmung trübte sich überhaupt wieder.

Vor kaum neun Monaten war ein blutiger Krieg in Europa beendigt worden, und schon lud Paris die vergnügungsluſtige Welt zu dem Feſte einer Weltausſtellung ein. Natalie empörte ſich über dieſen leichtfertigen Sinn, ſie gedachte während der Ausſtellungszeit allein mit Ethel in Les Echelles zu leben, einem Landgut in der Provinz, das zu gelegentlicher Verwendung als Jagdſchloß oder Herbſtaufenthalt gemietet worden war. Beide Eltern waren dieſem Plan ſehr abgeneigt, konnten ihn aber der Starrköpfigen nicht ausreden.

Da ſollte Ethels Einfluß dann helfen.

Ethel gehorchte, wiewohl ungern, und hatte mit der Freundin eine ſtundenlange Unterredung, machte ihr alle Gründe, welche ihrem Plane entgegenſtanden, immer und immer wieder klar; ſie ereiferten ſich beide, ſie ſetzten beide ihres Weſens äußerſte Energie ein in dem Kampfe mit Worten, ſo daß ſie am Ende beide völlig erſchöpft waren. Aber Ethel hatte geſiegt . . .

Einige Tage ſpäter fand die Eröffnungsfeier ſtatt.

Der Fürſt nahm daran teil; als er heimgekehrt war, wußte er viel von der Schönheit, der Liebenswürdigkeit und dem wundervoll einfachen Koſtüm der Kaiſerin zu erzählen, von der Ausſtellung ſelbſt aber brachte er nur den Eindruck einer beklagenswerten Unfertigkeit mit.

Es begann inzwiſchen eine ſehr unruhige Zeit. Paris wimmelte von Fremden, alle Hotels waren überfüllt; im Hauſe Aiſtoff gab es täglich Beſuche und briefliche Anfragen von Halbbekannten, von Ganzvergeſſenen, und ſchon nahten ſich, eingeladen oder ſich ſelbſt einladend, Verwandte und intimere Freunde als Logiergäſte.

Die ersten Ankömmlinge waren zumeist junge Leute, die irgendwie untergebracht und durch Alexander amüsiert wurden; dann aber folgten die Familien, ehemalige Kollegen, entfernteste Vettern und Vettersvettern aus Rußland, Österreich, Preußen und sogar von England herüber.

Man lebte wie in einem Gasthaus; täglich beinahe gab es Zu- und Abgehende, so daß man ohne Unterlaß einräumen und umräumen mußte; die eigentlichen Hausgenossen hatten oft ihre Zimmer abzutreten, zu zweien oder dreien mit einander zu wohnen, und am meisten störte das Natalie, obgleich sie geschont wurde, soviel es irgend möglich war.

Sie war verdrossen und hielt sich zurück, sogar Ethel sah sie wenig.

Diese hatte ihrerseits bald kaum noch eine freie Minute. Sie sollte nach allen Seiten Rat geben, betreffe es die Unterkunft oder die Sehenswürdigkeiten. Sie diente als Dolmetscher, als Vermittlerin bei der Polizei und als Führerin durch die Stadt, und daher gewann sie schnell eine so gründliche Kenntnis alles dessen, was mit diesem ungeheuren Jahrmarktstreiben zusammenhing, daß sie einem Ausweisbureau sehr wohl hätte vorstehen können.

Die Arbeit wuchs ihr manchmal über den Kopf, und sie hätte nicht aus noch ein gewußt, wenn nicht Fifi, immer frisch, vergnügt und leichtsinnig, ihr treu zur Seite gestanden wäre.

Die Ausstellung hatte Ethel bald bis zum Überdruß gesehen, in den zahllosen Nationalrestaurants, die das Publikum so gewaltig anzogen, dort spanisches oder irisches Essen, dort bayrisches Bier oder schweizer Milchprodukte gekostet; sie kannte die Erzeugnisse aller

Länder, von Puppen bis zu Schiffsschrauben und zu den hölzernen Velozipeden, auf denen die jungen Leute zu reiten sich belustigten.

Aber nicht nur die Ausstellung wollten die Fremden sehen, sondern vor allem auch Paris. Immer wieder mußte Ethel mit den Damen in das Bois de Boulogne fahren, wo man den tour du lac mitmachte und entzückt war, wenn die schöne Kaiserin etwa in einem Kleide von Lichtblau, ihrer Lieblingsfarbe, sich sehen ließ. Andere wollten in das Louvre und die Venus von Milo beschauen; manche russische Damen mußte Ethel schließlich zu Worth begleiten; und die Neugierigsten wollten zu dem Zuaven Jakob geführt werden, der durch Handauflegen oder ein geheimnisvolles Wort Wunderkuren bewerkstelligte.

Nicht weniger als Ethel war die ganze Familie in Anspruch genommen; die gesellschaftlichen Verpflichtungen steigerten sich, als nun die Herrscher nach Paris kamen, der König von Preußen, der Kaiser von Rußland und der Kaiser von Österreich. Der Fürst nahm an all den mit diesen Besuchen verbundenen Empfängen teil und wußte von den hohen Herrschaften viel zu erzählen; Ethel horchte besonders auf, wenn sie ein Wort über Herrn von Bismarck erhaschen konnte, sie hatte für diesen dämonischen Menschen eine Art von Sympathie, weil er wenigstens indirekt geholfen hatte, Venedig an das italienische Vaterland zurückzubringen.

Es war ein erstickend unruhiges Treiben; Paris rauschte wie ein Meer, dessen Wellen immer kürzer wurden und einander immer schneller folgten; Tag und Nacht schienen in eins verschmolzen, Musik lag in der Luft und farbig flammende Beleuchtung, es war eine tropisch wuchernde, betäubende Lebensfülle . . .

Endlich war der ungeheure Jahrmarkt aus.

Und nun wurde Ethel plötzlich müde, sehr müde nach der langen, ununterbrochenen Anspannung. Sie empfand Gleichgültigkeit gegen ihre Umgebung, sodann einen peinlichen Ekel. Die Gesellschaft erschien ihr als ein unwiderstehlich anziehendes, gefährliches Wesen — wer sich ihr hingab, wurde in den tollen Wirbel gerissen und ging sich selbst verloren — aber mit kühlem Herzen dabeistehen und zuschauen überstieg Menschenkräfte. —

Und was nützte der Trotz gegen diese unheimliche Übermacht? Er ging auf ein langsames Sichselbstzerreiben hinaus, man sah es bei Natalie. —

Ethel fragte sich, was sie denn in diesem Hause leiste, und sie erschrak. Sie verlangte nach Arbeit, nach begeistertem Genießen wenigstens, wie sie es in München gekannt hatte. Und es verlangte sie nach ihrer Mutter, der sie in der letzten Zeit nur zerstreut und gedankenlos geschrieben hatte. —

Eine Weile trug sie es mit sich herum, dann ging sie zu der Fürstin und bat um ihre Entlassung.

Die Fürstin war überrascht und enttäuscht, sie wollte nichts von einer dauernden Trennung wissen und schlug vor, Madame Del-Terra möge nach Paris übersiedeln.

„Das wird Mama nie tun," versetzte Ethel.

Und sie legte offen dar, wie sie selbst aus diesem Wohlleben fort müsse, das alle ihre Energie zu erschlaffen drohe, wie sie jeden Tag fühle, daß sie im Hause eigentlich unnütz sei. —

„Sie unnütz?" warf die Fürstin ein. „Sie wissen, wie wir Sie alle lieben, — und was Sie für Natalie sind — scheint Ihnen das so unbedeutend?"

„Was ich für Natalie tun konnte, das ist nun getan — mir bleibt nichts zu geben übrig."

Aber die wohlwollende Dame hörte auf alle Einwendungen nicht; und am Ende bestimmte sie mit vielen gütigen, flehenden, drängenden Reden Ethel, sich mit einigen Wochen Urlaub zu begnügen.

Kaum aber war Ethel von diesem Gespräch in ihr Zimmer zurückgekehrt, so stürmte Natalie zu ihr herein.

„Ich höre," begann sie in atemloser Aufregung, „du willst mich verlassen — heimlich, ohne mir ein Wort zu sagen —"

„Ich habe vor dir keine Heimlichkeiten," erwiderte Ethel.

Jene achtete auf ihre Entgegnung nicht, sondern fuhr in sinnloser Heftigkeit fort: „Es ist eine schändliche Heuchelei — du bist die einzige, auf die ich vertraute — aber du bist a u c h wie die andern — Egoismus und Frivolität — fahr zum Teufel meinetwegen, ich will nichts mehr von dir wissen!"

Ihr Auge war starr, sie rang nach Worten, die Leidenschaft hatte ihr Willen und Überlegung geraubt.

Und Ethel war sehr blaß geworden, auch sie von einer übermäßig starken Empfindung gelähmt, so daß sie nicht, wie es ihre erste Bewegung gewesen war, mit kurzer Abweisung aus dem Zimmer gehen konnte.

Dann löste sich die Starrheit der Zürnenden ganz plötzlich und gewaltsam, wie auf angestauten Strömen die Eisdecke bricht. Natalie konnte nicht weinen; aber mit einem verzweifelnden, angstvollen Wehklagen bat sie die Beleidigte um Verzeihung, verwünschte ihre eigene maßlose Heftigkeit.

„Habe Erbarmen mit mir und verlasse mich nicht!“ schrie sie. „Ich kann nicht leben ohne dich — in der fürchterlichen Öde —“

Ethels Gemüt war von widerstreitenden Bewegungen aufgerührt; am Ende siegte das Mitleid und ein dunkles Pflichtgefühl. Sie bemühte sich, den wilden Schmerz tröstend zu besänftigen; die andere war dann auch einigermaßen ruhig geworden —

Aber dann packte sie mit unnatürlicher Kraft die Handgelenke der Freundin. „Schwöre mir, daß du mich nie verlassen wirst!“

Und Ethel wehrte sich gegen diese Überwältigung nicht. „Ich verspreche dir, daß ich dir immer zur Seite stehen will, wenn du meiner bedarfst,“ sagte sie.

Und so verzichtete sie selbst auf ihren Urlaub.

Die Fürstin, sehr erfreut und dankbar, drückte sie ans Herz und machte ihr ein schönes Geschenk.

Das Leben ging nun weiter, wie es gewesen war. —

Eines Tages beim Frühstück bemerkte die Fürstin: „Liebe Ethel, ich habe Grüße für Sie von einem Ihrer Freunde.“

Ethel sollte nun raten, wer dieser Freund sei; aber so sehr man sie neckend antrieb, konnte sie auf keinen Namen kommen.

Endlich wurde ihr des Rätsels Lösung gegeben; es handelte sich um — Edelhard von Anskort.

Er war, wie sich herausstellte, der Sohn eines Mannes, mit welchem der Fürst in früheren Jahren verkehrt hatte; und er stellte seinen Besuch in Aussicht, nachdem er sich entschlossen hatte, in Paris einen kurzen Aufenthalt zu nehmen, zum Studium der Bibliotheken.

„Gerade nach Schluß der Ausstellung — das bringt nur ein Deutscher fertig," bemerkte Alexander.

Ethel war aber durchaus nicht sehr erfreut. Nicht nur, weil man sie trotz der strafenden Blicke Nataliens mit dem unbekannten Fremden neckte, sondern auch weil Anskort ihr so völlig gleichgültig war und sich nach ihrer Meinung zu Unrecht auf sie berief. Sie erinnerte sich an sein wunderliches Äußere, an sein ungewandtes Auftreten; und so wenig sie um solcher Schwächen willen einen Freund verleugnet hätte, sah sie nicht ein, was jener in dem so ganz anders beschaffenen Kreise suchen könne, und weshalb man sie mit ihm zusammenstelle.

Ja, indem die Neckerei nicht nur als vereinzeltes Tischgespräch auftrat, sondern sich alle Tage wiederholte, faßte Ethel gegen den ungeschickten Freund eine ärgerliche Aversion. —

Dann hatte eines Tages Edelhard von Anskort seine Karte abgegeben, und kurz darauf erschien er, einer Aufforderung der Fürstin gehorchend, zum Frühstück. Es war der gewöhnliche Familientisch und keine Gäste zugegen außer diesem einen, dem die Fürstin, unterstützt von Fifi und Alexander, ein Übermaß liebenswürdiger Aufmerksamkeit entgegenbrachte, deren er sich kaum zu erwehren imstande war.

Er stach nun allerdings von den anderen entschieden ab, häßlich, mit irrenden Blicken, — sein Anzug saß recht wunderlich an ihm, und man merkte doch, daß es ein eleganter Anzug sein sollte. Seine Konversation über Alltäglichkeiten trat schwerfällig auf und verwickelte sich trotzdem in ihren eigenen Füßen; darauf schweifte sie dann wieder gern zu weit abliegenden, unverhältnismäßig bedeutenden Dingen

ab, so daß all die weltmännisch liebenswürdige Gewandtheit der Familie nötig war, um ein angenehmes Plaudern herzustellen.

Ethel blickte peinlich berührt auf ihren Teller, und als der Gast sie zu Anfang mit etwas krampfhafter Herzlichkeit begrüßte, zeigte sie sich gegen ihn kalt, beinahe abweisend.

Aber sie wurde unwillkürlich aufmerksamer, und dann hatte sie unverhofft von ihm einen ganz anderen Eindruck. Es kam wie eine Erleichterung über sie, so wie man ein Gedicht, in welchem man zuerst nur klingende Worte gefunden hatte, zum zweiten Mal mit einem überraschenden, glücklichen Verständnis liest.

In den scheinbar so häßlichen Zügen zeigte sich eine wundersame Beseelung, eine Schönheit höherer Art, und die Augen gewannen einen tiefen, rätselhaften Glanz; der unansehnliche Fremdling, der in diesem prächtigen Speisesaal, von livrierten Lakaien bedient, neben der Vornehmheit seiner Nachbarn fast lächerlich erschien, überstrahlte sie nun alle wie ein Wesen edlerer Herkunft. Und auch in Rede und Benehmen zeigte er nur die Ungeschicklichkeit eines Erwachsenen, der sich mit Kindern abgibt . . .

Als Edelhard gegangen war, wurde er von Fifi und Alexander mit gutmütigem Spott kritisiert; aber Ethel trat nun sehr entschieden für ihn ein, obwohl sie sich sagen mußte, daß sie damit erneute Neckereien herausforderte. —

Edelhard ging unterdessen seinen Studien nach, indem er Dokumente aufstöberte, prüfte, verglich, und bis in die späte Nacht kopierte.

Bei alledem besuchte er die Familie Aistoff häufiger, als man es von ihm erwartet hätte. Er schien

ſich in dem geräumigen Hauſe, in das er eigentlich ſo wenig paßte, recht wohl zu fühlen, gleichviel, ob er zu einer formellen Viſite im Salon ſaß oder an der Mittagstafel, oder, wie es auch wohl eingerichtet wurde, beim Tee in dem Gewächshauſe, unter Palmen und üppigen Blattpflanzen, in der ſchweren, feucht-warmen Luft.

Er ſprach viel mit Ethel, der er allerlei Gutes von ihrer Mutter zu ſagen wußte; und ſie hatte große Freude an der Unterhaltung mit ihm.

Ja, ſie ſehnte ſich nach ſeinen Beſuchen, ſie litt in den Zwiſchenpauſen an einer peinlichen Ernüchterung, in welcher ihr die Menſchen, mit denen ſie wohnte, ſtumpf, geiſtlos und gewöhnlich erſchienen, — ein Gefühl, das ſie für unrecht hielt, und gegen das ſie ſich wehrte, aber leider vergebens wehrte.

Und als im Hauſe Aiſtoff ein großer Ball gegeben wurde, nahm der weltfremde Jüngling die Einladung an.

Er kam in ſeinem Konfirmationsfrack und irrte im Anfang wie ein Verlaſſener unter den anderen Geladenen umher; dann amüſierte er ſich augenſcheinlich doch ganz gut, ohne daß man dafür einen Grund hätte finden können; und als ſich endlich die Gelegenheit bot, ließ er ſich mit Ethel zu einem Zwiegeſpräch in einer Ecke nieder.

Sie redeten inmitten des Trubels ernſthaft und ſo geſammelt, als ob ſie ganz unter ſich wären, Ethel gewährte dieſe innere Abgeſchiedenheit einen hohen Genuß, und es war ihr wie ein ſchriller Mißklang, als ſie am Ende darin geſtört wurde ...

Daß er bald wieder abreiſen müſſe, hatte Edelhard ſchon auf dem Balle mitgeteilt.

Eine Woche ſpäter kehrte Ethel von einer Beſorgung heim, da traf ſie ihn, der das Haus gerade verließ, in der Türe.

„Ich komme eben von meiner Abſchiedsviſite," ſagte er, und indem er nun auch von der Freundin Abſchied nahm, zeigte er ein trauriges Geſicht.

Auch ſie fühlte einen melancholiſchen Druck in ihrem Herzen; ſie ſprach ein wenig haſtig, wünſchte ihm wiederholt glückliche Reiſe und ein gutes Gelingen aller ſeiner Pläne und trug ihm Grüße für ihre Mutter auf, während er lange, ſehr lange ihre Hand in der ſeinigen hielt.

Endlich fragte er mit einer beſcheidenen Herzlichkeit, ob er ihr wohl einmal ſchreiben dürfe.

„O, ich würde mich ja ſo freuen," erwiderte ſie und verſchwand in dem Hauſe. —

X.

Seit kaum einer Woche war Edelhard von Ansfort abgereiſt, und ſchon traf ein Brief ein, ein korrekter, faſt ſteifer Brief mit etlichen banalen Dankesäußerungen und einem kurzen Reiſebericht.

Ethel hatte dennoch von dieſen kühlen Zeilen einen ſtarken, erfreulichen Eindruck wie von einem freundſchaftlichen Geſpräch, das ſie weiterzuführen ſich beeilte. Sie begann ihren Brief ebenſo höflich-korrekt, mühſam die elegant abgerundeten Sätze drechſelnd; aber ehe ſie es ſich verſah, nahm ihre Feder einen haſtigen, ununterbrochenen Lauf, und ſo füllte ſie viele Seiten. Sie wußte nicht, was ſie geſchrieben hatte,

aber es blieb ihr von der Arbeit eine glückliche Erregung zurück.

Aus diesem Anfang entwickelte sich eine regelmäßige Korrespondenz zwischen den zweien. Die Briefe wurden häufiger und länger, sie enthielten kaum irgendwelche Mitteilungen und noch weniger verliebtes Getändel; dennoch hatten die beiden sich immer etwas zu sagen, und sie verstanden sich, als ob die Worte bloß Noten wären, welche eine leicht wiedergefundene Melodie andeuteten.

Häufig zeigte sich Ethel zerstreut und geistesabwesend. Sie mußte viel an ihre Mutter denken; alles nun, was an Sehnsucht in ihrem Herzen war, nahm sonderbarerweise die Form eines sentimentalen Heimwehs nach München an, jener Stadt, welche sie doch erst als Erwachsene kennen gelernt hatte und die für sie keine Heimaterinnerungen barg. Sie sah in ihrer Phantasie München unter dem blauen Sonnenhimmel, in der dünnen Luft, mit den fernen Bergen, mit den weißglänzenden Straßen, durch die Scharen behäbiger Bürger zu den Bierkellern hinauspilgerten, mit einigen Fremden untermischt; sie erblickte die alten Gassen im Zentrum, in Schnee eingehüllt, Schnee auf den runden Turmkappen der Frauenkirche, eingemummelte Kinder, von der Schule kommend, einen frierenden italienischen Kastanienverkäufer ...

Am Ende war der Wunsch zu reisen übermächtig; und wenn es nur ein paar Tage wären, die sie mit der Mutter verbringen könnte —

Eine Zeitlang zögerte und wartete sie noch, Urlaub zu nehmen, weil sie wieder Szenen befürchtete; dann aber faßte sie einen schnellen Entschluß und wandte sich vor allem an Natalie.

Zu ihrem Erstaunen machte diese jetzt keine Schwierigkeiten, sondern sagte nur mit einem eindringenden Blick: „Bedenke, daß du mir gehörst.“

„In ein paar Wochen siehst du mich wieder,“ antwortete die andere dankbar und froh.

Die Fürstin gab gütig einen unbestimmten Urlaub, der kleine Koffer war bald gepackt, und wieder rollte Ethel in der Aristoffschen Equipage durch die unendlichen Straßen von Paris, denselben Weg, den sie vor anderthalb Jahren in umgekehrter Richtung gemacht hatte . . .

Welch ein Kontrast, als sie nach langer Fahrt sich endlich in der altbekannten kleinen Wohnung am Sendlingertor befand!

Vor ihrer Mutter, welche die Jahre und das bleichende Haar noch schöner, noch vornehmer gemacht hatten, stand sie überrascht und wie geblendet; aber dann die enge Stube glich ihr einem Märchenheim, sie entzückte sich daran, wie Kinder an einem Puppenstübchen oder Prinzessinnen an einem hübschen Bürgerhause; die ganze Umgebung wurde ihr allmählich wieder so lebendig, daß eine unwiderstehliche Lust sie überkam, Bier zu trinken und Weißwürste zu essen. —

Ethel saß ihrer Mutter gegenüber und erzählte und erzählte, so daß sie darüber ganz zu fragen vergaß. —

Und als sie in ihr Bett kroch, in das rauhe, dumpfe Bett, gar nicht zu vergleichen mit jenem, an das sie sich in Paris gewöhnt hatte, da fühlte sie sich so warm und so unsagbar heimlich, wie ein Kind, das auf die Landstraßen des Lebens hinausgestoßen war und nun unter das friedliche väterliche Dach zurückkehrte . . .

Am nächsten Morgen erschien Edelhard von Anskort und brachte einige Blumen. Die zwei begrüßten einander und unterhielten sich etwas gezwungen, sie kamen sich fremd zugleich und sehr bekannt vor, und doch anders als in ihren Briefen. —

Nachher wollte Ethel dann ihre alte Freundin Ernestine Gioseffi aufsuchen.

Sie erfuhr, daß jene verreist sei und erst in einigen Tagen zurückkommen werde.

Nun war Ethel aber sehr ungeduldig, das Bild ihrer Mutter zu sehen, das Ernestine, die der Ausdruck Frau Del-Terras interessierte, eben gemalt hatte; so wartete sie zwar noch einen Tag, machte sich dann aber auf, bei der ihr bekannten Hausmeisterin die Schlüssel zu holen, um das Gemälde ohne die Malerin zu besichtigen.

Das neue Atelier, welches Ernestine erst vor wenigen Monaten bezogen hatte, befand sich nahe an der Landwehrstraße, in einer Gegend, wo eben viel gebaut wurde, und hoch oben im dritten Stock eines der noch nicht lange fertiggestellten Häuser.

Über der Stadt lag einer der wehmütig verheißungsvollen Vorfrühlingstage, der Föhn hatte die letzten Reste von Schnee fortgeblasen und erwärmte die Luft mit einem lauen Hauch; die Sonne senkte sich schon, über den Himmel rote Farben verbreitend, eine sprossende Lebenssehnsucht stieg, die Atmosphäre erfüllend, aus der Erde empor.

In der Sonnenstraße traf Ethel zufällig Anskort.

Er gehorchte ihrer Aufforderung und blieb ihr zur Seite.

Sie schritten miteinander durch die frühlingslauen Straßen, zwischen lärmenden Kindern hindurch zu

dem neuen, roten Backsteinbau, und dann über eine knarrende Treppe zu dem Atelier.

Sie traten ein, der Raum war dumpf und dunkel.

Ethel zog den Vorhang zurück und öffnete das Fenster. Da erkannte sie erst alle die Bilder, Skizzen und Entwürfe, mit denen das Atelier angefüllt war, sie sah auf dem Tisch ein leeres Schächtelchen zwischen verwelkten Blumen, in der Ecke eine Glierderpuppe.

Erst als ihr Blick umherschweifte, fiel er unerwartet auf die Züge der Mutter, und sie erschrak.

Das Bild war gegen eine Staffelei gelehnt, jedoch verstellt. Edelhard rückte es ins rechte Licht, und nun standen sie neben einander in stummem Beschauen.

Seltsam war es Ethel, die Züge ihrer Mutter in einem Bilde erstarrt zu sehen; nur zögernd fing das Bild an, ihr lebendig zu werden; und doch blieb es ihr ein wenig fremd. Sie wußte nicht, worin diese Fremdheit lag, bis Edelhard bemerkte: „Das Bild ist schön gemalt und groß aufgefaßt. Aber es ist mir geistig zu sehr stilisiert. Eine mächtige Einseitigkeit — nur nicht menschlich genug. Das sind die Züge einer Niobe, deren Stolz den Schmerz endlich überwunden hätte, es ist ein so gewaltiger, weltüberwindender Ernst — aber diese Herbigkeit ist nicht nur erschreckend, sondern, Gott sei Dank, auch nicht ganz wahr. Unter der Herbigkeit sollte die Süße zu erkennen sein, unter dem Alter oder vielmehr der erhabenen Zeitlosigkeit die Jugend — denn wenn ich Ihre Mutter erblicke, so werde ich immer an S i e erinnert."

„Ich bin aber meiner Mutter nicht ähnlich," versetzte Ethel.

„Vielleicht nicht in den Konturen des Gesichtes, die doch nur den Rahmen bilden. Wohl aber in dem

ſo ſchwer zu erfaſſenden und doch ſo unverkennbaren Leben, welches dieſen Rahmen erfüllt."

„Ach, mein Freund," meinte Ethel, „wenn ich mich an den allgemeinſten geiſtigen Ausdruck halte, dann gleicht auch Ihre Erſcheinung manchmal derjenigen meiner Mutter."

„Gewiſſe innere Gemeinſamkeiten müſſen ſich wohl auf ähnliche Art offenbaren."

Ethel fuhr fort: „Und ſo gibt es denn auch wohl eine leiſe Ähnlichkeit aller guten Menſchen. Der gleichen Regung muß bei allen der gleiche Blick entſprechen und das gleiche Lächeln."

„Das iſt eine tröſtliche Vereinigung in dem Edelſten und ein Sieg über das Niedere in der Welt."

Sie betrachteten noch etliche Bilder und Skizzen: aber ſie waren zerſtreut.

Und es dunkelte langſam in dem Raume.

Ethel trat ans Fenſter.

Draußen ging die Sonne unter, einen roten und gelben Schein milde verglimmenden Feuers hinterlaſſend; unten atmete die geſchäftige Stadt, erlöſt von den Feſſeln der Arbeit, aus der Ferne glänzten einige Lichter herauf . . .

Die beiden ſtanden lange nebeneinander in der tiefen Stille des dämmernden Raumes.

„Es iſt, als ob die Welt zurückſänke, und doch weiß dieſe Ruhe nichts von ängſtlicher Einſamkeit," ſprach Ethel leiſe.

Edelhard murmelte: „Es iſt der Schauder des höchſten Glückes."

Und ſie waren beide andächtig ſtumm. —

Plötzlich aber rief er in leidenſchaftlicher Verzückung: „Ethel, ich lebe nur in dir!"

Sie lagen ſich in den Armen, alles Denken war von ihnen gewichen in einem Taumel bewußtloſer Seligkeit; ihre Seelen waren eins geworden und aufgeſtiegen zu jenen Regionen, wo jeder irdiſche Druck endet in dem ſchwindelnden Genuß der Freiheit eines grenzenloſen Sichverlierens . . .

Langſam kamen ſie zu ſich, wie wenn der Geiſt durch alle Paradieſe geflogen wäre und Mühe hätte, die Erde wiederzufinden.

Edelhard drückte der Geliebten die Hand und flüſterte: „Nichts ſoll uns von einander ſcheiden.“

„Auch der Tod nicht,“ fügte ſie hinzu.

Sie ſtiegen die krachende Treppe hinab und wandelten durch die dunkelnden Straßen; viele Menſchen zogen an ihnen vorüber, die einen neugierigen Blick zurückwarfen; denn von ihrem Antlitz leuchtete es wie von dem Antlitz Moſis, da er den Sinai hinabſtieg . . .

Als Ethel aber nach Hauſe kam, ging ihre Empfindung aus der weltentrückten Feierlichkeit in eine große, lebendige, irdiſche Freude über, ſo daß ſie in einemfort hätte lachen, tanzen und ſpringen mögen. Eine Weile verhehlte ſie neckiſch ihr Geheimnis vor der ernſten Mutter; bis ſie es nicht länger aushielt und ſich ihr um den Hals warf mit den Worten: „Mama, Mama, gratuliere mir, ich bin Braut!“

„Mit wem biſt du verlobt?“ fragte die Mutter leiſe, faſt heiſer, ihre Überraſchung und Erregung gewaltſam niederkämpfend.

Ethel rief luſtig: „Mit wem kann man denn ſonſt verlobt ſein, als mit Edelhard von Anskort!“

„Armes Kind,“ murmelte die Mutter ausdruckslos und ſtrich ſanft über das blonde Haar.

„Ja, Mama, — was ist — ich denke, du hast es doch wohl selbst erwartet — bist du mir böse?“

„Nein, böse bin ich dir gewiß nicht, mein Kind. Aber ich habe es nicht geahnt. Und ich fürchte, es wird euch hart werden —“

„Weil er noch keine Stellung hat?“ warf Ethel ein. „Denke doch an Papa!“

„Dein Vater stand frei in der Welt und hatte die Kraft, sich durchzuringen. Er würde, wenn Gott sein Leben hätte erhalten wollen, vielleicht heute die Geschicke seines Vaterlandes lenken. Aber Anskort! Seine Eltern werden sich allen seinen Plänen widersetzen, und er ist zu weich, um den Hindernissen Trotz zu bieten.“

„O, wenn es zu kämpfen gibt, stehe ich ihm bei.“

Die Mutter seufzte und brach das Gespräch ab; sie zeigte sich für den Rest des Abends besonders milde und freundlich gegen ihre Tochter, doch hätte diese den verschwiegenen, kummervollen Ernst gewahren müssen, wäre sie nicht zu achtlos gewesen vor ihrer großen Freude.

Am nächsten Morgen meldete sich Edelhard; es fügte sich so, daß er bereits mit der Mutter gesprochen hatte, als Ethel von einer Besorgung zurückkam.

Edelhard wünschte die Verlobung zunächst noch geheim zu halten, und Frau Del-Terra stimmte ihm durchaus zu. Die junge Braut konnte zwar nicht begreifen, weshalb man ein großes Glück vor der Welt verbergen solle, und wozu es der angekündigten diplomatischen Vorbereitungen bedürfe, um die Verwandtschaft gebührend in Kenntnis zu setzen; jedoch gab sie dem Wunsche der beiden ohne Widerspruch nach.

Die Mutter sagte: „Gott weiß, daß ich nichts getan habe, um diese Verlobung herbeizuführen.“

Jedoch darauf segnete sie das Paar mit der ihr so natürlichen Gebärde einer aristokratischen und religiösen Feierlichkeit.

Später hatten die drei ein gemeinsames Mahl, bei welchem auf Edelhards Wunsch der Champagner nicht fehlte . . .

Am nächsten Tage ging Ethel durch die Stadt, mit ihren Gedanken beschäftigt. Sie hatte jetzt eine Art von Vergnügen an der Heimlichkeit ihres Glückes und verstand doch eigentlich den Zweck dieser Heimlichkeit nicht; denn sie war viel zu naiv-stolz, um zu argwöhnen, daß irgend eine Familie sie als unwürdig könne abweisen.

Ganz in Gedanken verloren, hörte sie sich plötzlich bei ihrem Namen angerufen. Erschreckt fuhr sie zusammen und erblickte wie aus Träumen aufwachend, ein bekanntes Gesicht; und das war — nun konnte kein Zweifel mehr sein — Annie Docker.

„Ah, h i e r bist du? Hast du meinen Brief in Paris nicht erhalten?“ fragte diese.

Ethel verneinte.

Und nun schloß die andere sich ihr an und führte sie schlendernd weiter über den Odeonsplatz, durch den Hofgarten und in die Maximiliansstraße. Sie hatte lange gegen die Freundin eine Verstimmung bewahrt, von der sich in den ersten Minuten auch noch Symptome zeigten; aber dann gab sie sich wieder ihrem alten Wohlwollen hin, denn sie hatte so Vieles und so Gutes zu erzählen!

Ihre Laune war die beste und ihr Dasein voller Befriedigung. Sie schilderte begeistert das amerika-

niſche Leben und die Vorteile eines großen Reichtums, ſie ſchätzte ihren Mann und war entzückt von ihrem runden, kräftigen Buben. Dieſer befand ſich jetzt bei den Großeltern in England; Miſtreß und Miſter Conneigh waren nicht nur leidenſchaftliche Großeltern, ſondern ſie hatten auch auf ihre alten Tage die Anerkennung ihrer beiderſeitigen Familien gefunden, nachdem ihnen ein ſo reicher Schwiegerſohn zuteil geworden war. Docker hatte eine geſchäftliche Miſſion auf dem Kontinent und hatte ſeine Frau mitgenommen; ſo ſehr ſie Amerika liebte, hielt ſie ſich doch gern in Europa auf, zumal da ſie ſo bequem und luxuriös reiſen konnte.

Ethel brauchte glücklicherweiſe nicht viel zu erwidern, da die andere ohne Unterlaß ſprach; aber ſie war aufgeregt, und ihre Offenheit litt unter dem peinlichen Gefühl, das wichtigſte Erlebnis verheimlichen zu müſſen.

Halb verlegen und unter einem ungeſchickten Vorwand nahm ſie endlich Abſchied, um nach Hauſe zu eilen.

Tags darauf machte ſchon Annie ihren Beſuch. Sie wurde von Ethel empfangen, und in dem zuerſt etwas unfreien, daher überhaſteten Geſpräch entſchlüpfte dieſer eine leicht zu deutende unbedachte Äußerung, ſo daß ſie nun wohl oder übel ihre Verlobung eingeſtehen mußte.

Die Freundin war ſehr erſtaunt, ſie billigte vermutlich dieſe Wahl nicht, weshalb ihre Gratulation denn einigermaßen gezwungen und kühl klang; und als wäre ihr das unangenehm bewußt, gab ſie eifrig die erbetene Zuſage der Verſchwiegenheit.

Während ſie nun aber die Freude Ethels beob-

achtete und ihr dabei vielleicht noch mancher Gedanke durch den Kopf ging, änderte sich beinahe plötzlich ihre Stimmung, und sie fragte in herzlich-wohlwollendem Tone: „Werdet ihr denn bald heiraten?“

Ethel antwortete etwas unklar, indem sie die Schwierigkeiten, die sie selbst nicht genau kannte, durchblicken ließ.

Jene aber verstand sofort, und mehr, als eigentlich gesagt war. „Siehst du, du willst nicht auf mich hören, und ich muß dir doch immer wieder kommen,“ meinte sie gutmütig. „Wenn dein Bräutigam in seinem Beruf keine Aussichten hat, — oder, wenn es, wie ich glaube, überhaupt ein Beruf ist, der nicht genug einbringt zur Gründung eines ordentlichen Hausstandes, dann verliert nur nicht mit unnützen Versuchen und Überlegungen eure kostbare Zeit!“

„Ja, aber was sollen wir machen?“

„Ganz einfach: Mein Mann nimmt deinen Bräutigam ins Geschäft.“

„Ins Geschäft?“

„Ja; fürs erste meinetwegen hier, und nachher natürlich drüben. Das ist ja eine Kleinigkeit; laß mich nur dafür sorgen.“

Und sie stellte der Freundin eifrigst vor, wie hübsch es sein würde, wenn Edelhard im amerikanischen Hauptbureau von P. Simmins & Co. zu einer glänzenden Laufbahn gelangte. Sie wolle dann für das junge Paar eine nette, kleine, billige Wohnung aussuchen, nicht weit von der ihrigen — sie wolle Ethel Unterweisung im Haushalt geben, bis diese sich an die neuen Verhältnisse gewöhnt habe — sie wolle mit ihr die Nachmittage gemütlich versitzen und gelegentlich wieder vierhändig spielen. —

Ethel war halb gewonnen und widerſtrebte halb; ſie atmete nun auf, als ihre Mutter eintrat. —

Die Verlobten ſahen ſich alle Tage unter den Augen der Mutter; vor der Welt ſollten ſie ſich noch zurückhalten, ſolange ihr Geheimnis gewahrt blieb.

Bereits hatte Edelhard ſich einen langen Brief an ſeine Eltern überlegt, als er zufällig erfuhr, daß ſeine Tante Chriſtiane von Anskort in kurzem auf der Durchreiſe nach München kommen werde; er wartete daher mit dem Schreiben noch, weil er jene ſo weit zu gewinnen hoffte, daß ſie ihm etwa durch Empfehlungen vorarbeitete.

Denn die Tante, welche reich war und keine direkten Erben hatte, galt in der Familie viel und wahrte ſich ihre bevorzugte Stellung aufs beſte durch einen ungemein autoritativen Charakter. Zwar konnte ſie ſchwerlich als der geborene Fürſprech eines romantiſchen Liebespaares gelten, denn ſie war ſcharf, hart, eigenwillig und ganz unzugänglich dem, was ſie Sentimentalität nannte; und doch ſollte der Verſuch gewagt werden, weil ihre Bundesgenoſſenſchaft gar zu wertvoll war.

Während der Bräutigam alles dies erwog, worin ihn Ethel nur aus freundlicher Rückſicht nicht ſtörte, meldete die Tante ihre Ankunft für den nächſten Tag.

Edelhard ging an den Bahnhof, ein etwas kärglich zuſammengeſtoppeltes Bukett in den Händen; er begrüßte, als der Zug herangebrauſt war und die ſtattliche Dame ausſtieg, dieſe mit bewegten Worten, die ſie jedoch ihm kurz abſchnitt.

Sodann bemühte er ſich ungewandt um ſie und ihre Koffer, indeſſen hatte die energiſche Reiſende ſchon zwei Gepäckträger und einen Angeſtellten des

Hotels zu den Vier Jahreszeiten herbeigezogen, ihre scharfe, laute Stimme kommandierte nach rechts und links, die stahlharten, stahlgrauen Augen kontrollierten herrisch die Bedienenden.

„Ich brauche dich jetzt nicht. Komme morgen zum Mittagessen ins Hotel," bemerkte sie zu ihrem Neffen, der damit entlassen war. —

Er stellte sich gewissenhaft-pünktlich zur angegebenen Stunde in den Vier Jahreszeiten ein.

Die Tante, äußerst imposant in ihrem bauschigen, geschmacklosen und auffallenden Kleide, mit ihrer selbstgewissen Haltung, der scharfen Nase und dem scharfen Blick, empfing ihn in ziemlich gnädiger und günstiger Laune, reichte ihm den Arm und ließ sich zu Tisch führen.

An der Table d'hote begann sie sogleich zu reden, sehr viel zu reden und sehr laut, als ob ihr Nachbar schwerhörig sei; sie wetterte vor allem gegen die Stadt München und ihre Bewohner, die nun eben von dem Kriege her gegen alles Norddeutsche noch ein wenig gereizt waren und der streitbaren Dame provokant-schroffes Auftreten nicht überall mit der gebührenden Ehrerbietung aufgenommen hatten.

Dann unterwarf sie die Familie mit allem, was drum und dran hing, einer sehr abfälligen Kritik; ihr Gast wurde gar nicht um seine Meinung gefragt, er brauchte seine Zustimmung nur durch ein aufmerksames Hinhorchen zu betätigen; daß mit ihm der ganze Saal auf die lauten Reden horchte, bekümmerte die Tante nicht im mindesten.

Am Ende erkundigte sie sich doch huldvoll nach seinen Studien und gab ihm kund, wenn er wirklich etwas lerne, werde er sich auffällig abheben von den

übrigen Anskorts, von denen jeder einzelne ein ungebildeter Esel sei; nur möge er dafür sorgen, daß ihm die Wissenschaft auch etwas einbringe.

Der junge Mann war angenehm betroffen von der unvermutet huldvollen Stimmung, die er nun aber durch keinerlei unbequeme Geständnisse zu verderben wagte.

Tante Christiane liebte beim Essen ihren Wein zu trinken, pflegte daher nach dem Essen echauffiert zu sein, und nun hatte sie Lust, ein wenig an die kühle Frühlingsluft zu gehen. Edelhard wünschte ihr die Stadt zu zeigen, aber sie lehnte ab, weil sie sich nicht unnütz ärgern wolle, und so begnügte man sich mit dem entlaubten Hofgarten, in welchen die Sonne einige freundliche Strahlen warf.

Dort wandelten die zwei in der Einsamkeit auf und ab und setzten sich dann am Wege auf eine Bank. Das Gespräch wurde träger und milder, des jungen Mannes bemächtigte sich eine rührselige Vertraulichkeit, wie sie Jünglingen im Verkehr mit weiblichen Wesen leicht suggeriert wird. Er gestand seine Verlobung.

„Hm," erwiderte die Tante und fragte dann brüsk: „Ist sie reich?"

Etwas kleinlaut gab nun der Neffe Ethels Armut zu, worauf das kategorische Urteil erfolgte: „Dann ist deine Verlobung eine Eselei."

Die Anskorts, deren jeden einzelnen sie wie einen Schuhputzer behandelte, standen als Gesamtheit doch der streitbaren Dame so hoch, daß sie gar nicht nötig hatten, durch vornehme Verschwägerung ihren Glanz zu vermehren. Nun hatte sie aber praktische Ansichten und schätzte sehr das Geld, weshalb sie es denn für

der Ihrigen erste Pflicht ansah, ihren Namen unter keinen Heiratskontrakt zu setzen, der nicht der Sippe ein angemessenes Kapital zuführte.

Die beiden hatten eine Minute geschwiegen.

„Sieh nur zu, wie du dich loseisest," sagte die Tante dann.

Nun riskierte Edelhard eine, wenn auch nur ganz kurze Entgegnung, sprach von seiner Liebe, sowie von Ethels Vorzügen, zu denen er auch ihr sympathisches Äußere und ihren Namen rechnete, der seit Jahrhunderten in der Geschichte Italiens eine Rolle gespielt habe.

„Sie ist eine Kellnerin," resümierte Tante Christiane ruhig.

„Eine Kellnerin?"

„Ja, mein Junge. Du bist noch unerfahren, aber ich kenne die Welt. Nach den hiesigen Sitten ließ sich überhaupt nichts anderes erwarten; und dann — sich einen italienischen Namen beizulegen, ist bei diesen Damen so üblich, ein alter Kniff. Und was das Aussehen betrifft, — na, du weißt — anständige Leute sind nicht so auffallend hübsch. Ich sage dir, sie ist eine Kellnerin."

Was Tante Christiane sich unter einer Kellnerin vorstellte, war nicht sicher, gewiß aber war, daß es mit einem so apodiktisch ausgesprochenen Urteil bei ihr sein Bewenden hatte und der Widerspruch eines Familiengliedes soviel wie Hochverrat gewesen wäre.

Edelhard schwieg darum; es war ihm beträchtlich wirr im Kopfe und im Gemüte. —

In diesem Moment ging eine Dame vorbei, er stand auf und begrüßte sie. Wie es nun Jünglingen, wenn sie befangen sind, begegnen mag, fing er mit ihr

zu reden an, verhaspelte sich in seinen Worten, stellte darauf sehr voreilig und ganz unmotiviert die beiden Damen einander vor.

Tante Christiane hatte den Namen nicht genau verstanden; sehr neugierig war sie bei all ihrer Selbstherrlichkeit, und sie zeigte sich bedeutend redseliger als die Fremde, die in ihrer eleganten Reserve und ruhigen Würde knapp, aber höflich antwortete und sich ohne Übereilung bald empfahl.

„Wer war denn das?“ fragte Tante Christiane.

„Es ist Ethels Mutter.“

„Aber es scheint doch eine Engländerin zu sein.“

Edelhard erklärte die Familienverhältnisse.

„Sehr merkwürdig, sehr merkwürdig.“

Der Jüngling schwieg indessen; er durfte die leise Hoffnung hegen, daß die Gestrenge ihren Sinn ändern werde, wenn man der entfesselten Neugier freien Lauf ließ . . .

Und als er Ethel wiedersah, zeigte er sich beinahe zuversichtlich und überlegte mit ihr, ob sie unter irgend einem Vorwande der Vertreterin der Familie Anskort ihren Besuch machen sollte.

Ethel aber fand einen solchen unaufgeforderten Besuch untunlich. —

Vielleicht wäre er doch tunlicher gewesen, als sie es dachte.

Denn Tante Christiane langweilte sich in ihrem Hotel. Sie hatte freilich Leidensgenossen; auch Annie, die ebenfalls in den Vier Jahreszeiten wohnte und die ebenfalls in München nichts zu erledigen hatte, war manchmal von der Langeweile geplagt.

So konnte nichts natürlicher sein, als daß diese beiden miteinander in Verkehr traten, zumal da eine

ſehr reiche Amerikanerin für die Neugier der Baronin eine ſtarke Anziehung beſaß. Ohne Schwierigkeit gelangten ſie ins Geſpräch, die eine hochmütig, die andere ſelbſtbewußt, aber ein bißchen neugierig beide; und ſie verſtanden ſich ganz leidlich, bis Annie, durch irgend eine Bemerkung an Ethel erinnert, von dieſer zu ſprechen begann. Sie rühmte ihre Freundin nachdrücklichſt und ließ ſich auch nicht ablenken, als Frau von Anskort kühl und ſtumm blieb.

Dieſe haßte es, minder gut unterrichtet zu ſein, als andere, empfand es daher in dieſem Augenblick als eine Rückſichtsloſigkeit, daß das junge Mädchen ſie nicht auf irgend eine Art kennen zu lernen verſucht habe — damit ſie mitſprechen und miturteilen könnte — und mochte nun gar nichts, am wenigſten etwas Lobendes, von Ethel hören.

Die undiplomatiſche Annie indeſſen — teils weil ſie das nicht merkte, teils aus Oppoſition — fuhr fort in ihren Lobpreiſungen und erwähnte die Verlobung, obgleich ſie das eigentlich nicht ſollte und auch nicht wollte.

Das ſei gar keine Verlobung, ſondern eine bloße Liebelei, meinte die andere großartig.

Nun verſetzte Annie, jeder junge Mann, und wenn er ſelbſt ein Anskort ſei, dürfe ſich durch die Neigung eines ſolchen Mädchens geehrt fühlen; ſie rief dadurch auf der anderen Seite unhöfliche Zweifel an ihrer Freundin hervor und ließ ſich infolgedeſſen hinreißen, mit einer dramatiſchen Lebendigkeit Ethels Lebensgeſchichte zu rekapitulieren: das tragiſche und romantiſche Ende des Vaters; die Not, welche Tochter und Mutter durchgemacht; wie tapfer und brav das empfindungsvolle Mädchen ſich immer gehalten.

Tante Christiane ging über die Sentimentalitäten achselzuckend hinweg, verspottete die gegen ihre Familie gerichteten Heiratsambitionen und konstatierte ihres Neffen völlige Mittel-, Bedeutungs- und Urteilslosigkeit.

„Ich kenne ihn nur oberflächlich und weiß nicht, was für ein Mensch er ist," entgegnete Annie, nun ihrerseits von oben herab. „Ist er tüchtig, dann kann man ihn leicht unterbringen. Wir tun es gerne, der Braut wegen. Wenn seine Familie dafür zu arm oder zu einflußlos ist, uns ist es eine Kleinigkeit."

Das war wie ein Triumphgesang, in den Ohren der Baronin aber schlechte Musik, sie entfernte sich wütend und begab sich mit richtigem Instinkt ins Freie, wo die Kühlung einem Schlaganfall vorbeugen konnte.

Unter dem Gehen und trotz aller Wut fiel ihr ein, daß sie ein paar berühmte Bilder aus der Pinakothek wollte kopieren lassen und daß sie die Adresse einer zu solcher Arbeit geeigneten Persönlichkeit besaß.

Mit Mühe fragte sie sich durch bis zu der bezeichneten Gegend, irrte eine Weile unter allerhand neuen Gebäuden umher und fand endlich, bereits heimlich schimpfend, das angegebene Haus. In grimmiger Laune stieg sie über drei knarrende, obwohl neue Treppen, öffnete eine Tür und — sah in der Tat ein ziemlich geräumiges Atelier vor sich.

Aber — in diesem Zimmer herrschte keineswegs die Stille und Ordnung einer Arbeitsstube; es war erfüllt von Zigarrenrauch und Kaffeegeruch; auf einem großen Tische standen Tassen nebst einer großen Kaffeekanne und einem Bierkrug; ringsum aber

erhoben sich verschiedene Menschen von Schemeln und wackeligen Stühlen; eine ältere Frau, ein noch junger Mann, ein hübsches junges Mädchen und eine Person in der Malschürze.

„Na, ich will nicht stören," rief Frau von Anskort unwillig und wandte sich langsam zurück, sich selbst im stillen vorwerfend: ‚Das hätte ich mir eigentlich denken können.'

Indessen hatte die Malerin sich genähert und sie zum Verbleiben aufgefordert, indem sie bemerkte, die Anwesenden seien lediglich Verwandte und eine Freundin.

Die Mißmutige ließ sich in der Tat soweit versöhnen, daß sie erwähnte, sie habe einen Auftrag, wobei sie sich vorstellte, obgleich dies eigentlich nicht nötig war.

Ihr Name aber äußerte eine starke Wirkung, wenn auch nicht auf die Malerin, so doch auf das andere junge Mädchen; dieses stellte sich nun auch vor und zwar als — Ethel Del-Terra.

Ob sie sich durch das Beispiel, oder die Überraschung, oder durch das instinktive Gefühl, sie werde nachträglich doch erkannt werden und müsse den Anschein des Versteckenspielens meiden, zu dieser wiederum unnötigen Formalität hinreißen ließ — sie empfing einen keineswegs liebevollen Blick, den sie allerdings nicht zu gewahren sich bemühte.

Die Gestrenge änderte nun ihr Benehmen insofern, als sie, rein auf das Geschäftliche sich konzentrierend, die unbeteiligten Anwesenden wie durchsichtige Luft behandelte. Sie gab kund, daß sie Bilder aus der Pinakothek — welche, wußte sie noch nicht — auf das vorzüglichste kopiert haben wollte, fragte auch

sogleich nach dem Preise und der notwendigen Frist zur Ausführung.

„Ja, schauen Sie," versetzte die bereits ein wenig ärgerliche Ernestine mit einer oppositionellen Gemütlichkeit, „für Geld mach ich dergleichen nimmer. Bloß noch zur Übung und wenn's mich grad freut."

Die Fremde, ganz verblüfft über solche Abweisung, suchte nach einem diese Arroganz übertrumpfenden Ausdruck und einem würdigen Abgang; unterdessen war die Malerin durch Ethel auf ein früher von ihr zum Verkauf bestimmtes Bild aufmerksam gemacht worden und bot es lässig um den Preis von zwanzig Gulden an, indem sie es gleichgültig gegen eine Staffelei lehnte; es war eine Kopie des schönen van Dyckschen Porträts der Frau de Nole.

„Nicht mein Geschmack," bemerkte Frau von Anskort, und die andere versetzte beinahe dankbar: „Ach, sie ist so lieb, ich hätt's doch ungern hingegeben."

Ethel wollte zwischen den beiden eine Einigung herstellen und wandte sich bittend an die Freundin: „Besinne dich, vielleicht übernimmst du es noch und kopierst ein oder das andere Bild, Zeit hättest du ja, und es geht dir so schön von der Hand."

Diese gut gemeinte Unterstützung reizte aber mehr als alles den Zorn der Baronin; sie reckte sich zu ihrer ganzen Höhe und rief mit blitzenden Augen: „Ich bitte mich nicht protegieren zu wollen! Oder beziehen Sie etwa eine Provision?"

Und verachtungsvoll rauschte sie zur Türe hinaus, die Gesellschaft in sprachlosem Erstaunen zurücklassend . . .

Als Edelhard am nächsten Tage Ethel und ihre Mutter besuchte, zeigte er sich sehr gedrückt. Er wollte

nicht mit der Sprache heraus, und es bedurfte einigen Drängens, um ihn zum Reden zu bringen; endlich bekannte er, seine Worte so milde wie möglich wählend, er habe nun doch die Tante gebeten, ihr seine Braut vorstellen zu dürfen, sei aber einer schroffen Ablehnung begegnet.

„Ihr Benehmen ist so unberechenbar und so seltsam, — ich hatte unrecht, mich einen Augenblick über ihren bösen Charakter zu täuschen," fügte er melancholisch hinzu.

Er konnte jetzt nur noch auf eine unerwartete, wohlwollende Regung der Eltern hoffen, an die er dann zu schreiben sich entschloß. —

Der Brief wuchs ihm unvermerkt über viele Seiten aus und war so voll Wärme und Beredsamkeit, daß der Schreiber selbst sich, als er geendigt hatte, in einem dichterischen Rausche der Rührung und Erhebung befand.

Nun wartete er beklommen und still auf Antwort, die nach seiner Rechnung in vier Tagen kommen konnte . . .

Die vier Tage waren vergangen, Tante Christiane war längst abgereist. Eine kurze Verzögerung ließ in einer so wichtigen Sache sich noch erklären; aber immer wieder vergingen die Tage ohne Antwort. —

Die beiden Frauen äußerten niemals ein Wort der Ungeduld, allein aus ihrem rücksichtsvollen Schweigen hörte Edelhard eine bange Frage heraus, er fühlte sich gedemütigt und alle liebende Herzlichkeit konnte ihn nur für Momente aufheitern.

Endlich kam ein Brief; er war ganz kurz und enthielt nur die barsche Aufforderung, heimzukehren oder auf jede Unterstützung durch die Eltern zu verzichten.

Bitter genug ward es dem Empfindlichen, dieſen kränkenden Beſcheid ſeiner Braut mitzuteilen.

Sie wurde ein wenig blaß und fragte: „Was willſt du tun?“

„Ich bleibe.“

In ſeinem Ausdruck lag die verzweifelte Entſchloſſenheit des Edel-Zarten, der nur noch um anſtändig zu ſterben gegen eine gemeine Übermacht kämpft; Ethel hingegen ſchaute verwundert darein, wie wenn ſie bloß mit ganz närriſchen Menſchen zu tun hätte.

Er murmelte: „Ich bin gewiß, daß die Tante —“

„Laß die Tante und laß die andern,“ unterbrach ſie ihn. „Am Ende können ſie uns ja doch nichts anhaben, da alles göttliche und menſchliche Recht für uns iſt.“

XI.

Es waren trübe, ſchwere, endloſe Tage. Die Brücke war abgebrochen zwiſchen den Eltern und Edelhard, und doch konnte er nicht ſogleich den neuen Weg finden; alles blieb vorderhand in der Schwebe. —

Die drei ſprachen von ihren Sorgen nicht und nahmen ſich vor einander zuſammen; allein es lag über ihnen ein ſtets gefühlter, ſtummer Druck. Er zeigte eine Beklemmung, die ſich auch der hoffnungsvollen, vertrauenden Ethel auf die Bruſt legte. —

Ihre gezwungene Tatenloſigkeit brachte ſie zu einer melancholiſchen Ergebung. Die Monotonie der

ungewiſſen, leeren, mit bleiernem Gewicht einander folgenden Stunden war ſo lähmend —

An einem Morgen, als die Mutter bereits ausgegangen war, ſaß Ethel noch beim Kaffee, mechaniſch und geiſtesabweſend auf das Tageblättchen ſtarrend.

Da wurde heftig an die Türe geklopft.

Ehe die Erſchreckte Herein! gerufen hatte, öffnete ſich die Türe: eine Geſtalt in ſchwarzer Kleidung, mit wirrem, ſchwarzem Haar, blaß und aus unruhigen Augen blickend, erſchien auf der Schwelle.

Ethel, die aufgeſtanden war, wich unwillkürlich einen Schritt zurück und umklammerte die Stuhllehne, erſchüttert, wie wenn ein Geſpenſt ſich ihr gezeigt hätte.

„Endlich finde ich dich!“ rief die Fremde, nachdem ſie einen Augenblick ſtarr wie eine Statue in der offenen Türe ſtehen geblieben war.

Ethel bewegte ſich ihr entgegen, und nun ſtürzte Natalie auf ſie zu, umarmte ſie tränenlos und ſchweigend, aber mit zitternder Leidenſchaft. „Haſt du mich vergeſſen?“ fragte ſie leiſe, doch ſo ſchwer, daß es faſt wie ein Stöhnen klang.

„Nein, nein, nein,“ beteuerte Ethel, „ich habe viel an dich gedacht; nur war mir das Schreiben unmöglich.“

Sie löſte die Umarmung ſanft, veranlaßte die Erregte, einen Stuhl zu nehmen, und bot ihr Kaffee an, den ſie jedoch ablehnte.

„Du hatteſt mir verſprochen — und nun willſt du heiraten — ja, leugne es nicht — ich durchſchaue mehr als du glaubſt —“

„Warum haſt du mir denn nicht von Paris aus eine Zeile geſchrieben?“

„Ich will dir das Leben nicht schwer machen — ich habe überwunden — die Welt und die Gesellschaft längst — aber ich habe noch mehr überwunden — ich lasse dich sogar —“

Es klang, wie wenn sie unter furchtbaren körperlichen Schmerzen spräche.

Ethel erschrak vor dieser Leidenschaft und fragte unruhig: „Was bedeutet das?“

„Ich bin deiner Zukunft nicht mehr im Wege. Ich gehe nach Rußland — dort werde ich auf dem Lande wohnen — unter den Armen — das sind die einzigen Menschen —“

„Und erlauben deine Eltern —“

„Ich bin heimlich fort, sonst würden sie mich ja doch hindern — aber ich mußte dich noch einmal sehen — und deshalb bin ich über München gereist — aber welche Mühe hatte ich, dich hier zu finden!“

Ethel fühlte etwas wie einen Schauder und eine Beklemmung; dann sprach sie, sich fassend, von der Angst der Eltern.

Aber vergebens.

„Nein, sie sollen es nicht wissen!“ war die heftige Antwort. „Sie sollen nichts wissen, bis ich in Rußland bin. Da werden sie mich entweder nicht finden, oder ich richte es so ein, daß sie mich nicht suchen werden.“

Die andere begann mit Überlegung zu urteilen, sie warf der Unbesonnenen ernst ihr großes Unrecht vor.

Jedoch diese zeigte sich gekränkt über das kalte Moralisieren und rief: „O, wie du undankbar bist! Ich verlasse alles — dich sogar, damit du frei bist, — und nun wollte ich dich noch einmal sehen, — noch

einmal, ehe ich aus eurer europäiſchen Welt ſcheide — aber du verſtehſt meine Empfindung ſo gar nicht —“

Ethel war unendlich gerührt. Sie wehrte ſich mit Gewalt gegen ihre Ergriffenheit — und dann kam ihr ſehr ſtark das Gefühl der Verantwortung für dieſes Mädchen, und der Pflicht, es zu retten vor einer blind heraufbeſchworenen Gefahr. —

Sie nahm ſich aufs äußerſte zuſammen und ſagte unbewußt autoritär: „Du wirſt ſofort deinen Eltern Nachricht geben!“

Da richtete die andere ſich auf, als ob eine elektriſche Welle des Zornes durch ihren Körper zuckte. „Was, ſo lohnſt du mein Vertrauen! Verraten willſt du mich? O, auch du —“

Bebende Sorge ergriff Ethel um dieſe Trotzige, wie um ein leibliches Kind; ſie fühlte, daß, unabhängig von ihrem Willen, in ihrer Seele eine koloſſale Anſtrengung ſich vollzog, von der ihr der Schweiß auf der Stirne ſtand — energiſch, ruhig, herriſch ſagte ſie, und es war ihr, als ob aus ihr eine fremde Macht ſpräche: „Natalie, wir werden deine Ankunft deinen Eltern mitteilen, und du wirſt tun, was ich für nötig halte. Ich verrate dich nicht; aber wenn du mir widerſtehſt, bin ich jeder Verpflichtung gegen dich ledig — ich kenne dich nicht mehr —“

Da war der Zorn gebrochen; Natalie wurde ſtill, ſie bat und flehte, ſie ſchluckte krampfhaft an ihren Worten — denn weinen konnte ſie niemals.

Die andere tröſtete ſie liebkoſend, redete ihr ſchmeichelnd zu, wie ſie nun erſt von Vater und Mutter anerkannt werden und ein neues Leben beginnen würde.

In dieſem Augenblicke kam Frau Del-Terra heim.

Sie zeigte sich nicht überrascht, als Natalie ihr mit einer kurzen, unverfänglichen Erklärung vorgestellt wurde, begrüßte sie und unterhielt sich mit ihr auf ihre gemessen-liebenswürdige Art.

Eine Stunde später machten die beiden jungen Mädchen sich auf den Weg zu dem großen, neuen Postgebäude; Ethel telegraphierte an die Fürstin Aristoff — jedoch so, daß man die Entwichene nicht verfolgen konnte.

Für die Nacht wurde eine Lagerstätte in der kleinen Wohnung hergerichtet; die anspruchslose und von den vergangenen Überreizungen ermüdete Russin verzichtete gern auf die Einsamkeit eines Hotels, die sie zu neuen extravaganten Ideen verleitet haben würde.

Die treue Ethel ergriff nun das Nächstliegende mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit; sie konnte für das gegenwärtige Wohl eines Menschen sich selbst opfern, doch auch herrisch über andere verfügen. Mutter und Bräutigam ließen es gelten, daß sie, eines gegebenen Wortes sich erinnernd, für den Augenblick nichts außer dem Geschicke Nataliens im Sinne hatte. Die Unterredung, welche vor der Flüchtigen verborgen bleiben mußte, war oberflächlich und kurz; und am nächsten Morgen schon sollte die Reise stattfinden. —

Natalie hatte reichlich Geld bei sich; die zwei fuhren in einem Damencoupé erster Klasse, fast immer allein, durch endlose Ebenen, anmutige Hügellandschaften und wieder ausgedehnte Ebenen Tag und Nacht, bis sie, verstaubt und von einer schläfrigen Langeweile überwältigt, in Paris ankamen.

Die große Stadt und alles, was an Aufregung sie hier erwartete, weckte sie dann rasch; sie nahmen einen

Fiaker und ſuchten ein kleines, altertümliches Hotel auf, wo ſie ſich umkleideten und einiges genoſſen.

„O, laß uns hier noch einige Tage unerkannt verweilen," bat Natalie.

Aber die ſorgliche Führerin drängte und begab ſich zunächſt allein in das Haus Aſtoff.

Sie hatte mit der Fürſtin eine bewegte Unterredung, und dann kam auch der Fürſt hinzu. Sie forderte mit Entſchiedenheit das Verſprechen, daß die Tochter von Vorwürfen oder einer etwa mißtrauiſchen Überwachung verſchont bleiben ſolle, worauf ſie dann ihrerſeits der ängſtlichen Mutter verſprach, ſolange im Hauſe auszuharren, bis die Entflohene wieder völlig eingewöhnt ſei.

Und dann fuhr ſie zu dem ungenannten Hotel zurück und brachte Natalie ihren Eltern . . .

Nun befand Ethel ſich alſo wieder in ihrer alten Stellung, verändert war nur die Stimmung, die ſie umgab. Man hatte Lügen, die doch nur allzu durchſichtig waren, erfinden müſſen, um Nataliens Abweſenheit zu motivieren; der Fürſt war über den Skandal ſehr gekränkt, auch die Fürſtin als Mutter beleidigt, Fifi und Alexander verhehlten ihren Mißmut über die unliebſame Störung nicht.

Nun erwartete man von Ethel, ſie ſolle all das Trübe wie durch ein Zauberwort auflöſen, und man wunderte ſich, als das nicht geſchah, ſondern die einmal ausgebildete Verſtimmung noch anhielt. Dabei klammerte man ſich doch weiter an jene wie an eine Schutzheilige. Sie wurde mit Aufmerkſamkeiten und Geſchenken überhäuft, weil man ſich ihr umſomehr verſchuldet fühlte, da die Verlobung nun doch bekannt geworden war.

Ethel kam Äußerungen über die Brautſchaft freilich gar nicht entgegen; nur vor Natalie wich ſie, um ihr Vertrauen zu beweiſen, der Berührung der Angelegenheit nicht aus. Leider konnte die reiche Tochter, die doch für fremde Not ſoviel Sinn hatte, die Geldſorgen ſchwer verſtehen, und außerdem ſchwärmte ſie aus Widerwillen gegen den hohlen Luxus für die Armut.

„Diejenigen, die nichts beſitzen, ſollten ſich doch glücklich preiſen," ſagte ſie. „Der Arme iſt dem Neid und den ekelhaften Schmeicheleien entrückt, er wird nicht um ſeines Beſitzes willen geſchätzt, ſondern um ſeiner ſelbſt willen; niemand hat Urſache, ihn zu betrügen und ſeine Schwächen zu mißbrauchen; er zittert nicht für ſein Vermögen, er iſt fähig, ſich über Kleinigkeiten zu freuen, er geht unbeſchwert und heiter durch die Welt —"

Solche Reden hätten leicht nach Hohn oder Albernheit klingen können, aber Ethel ſah, wie ernſt ſie gemeint waren, und mußte ſchmerzlich lächeln. —

Unterdeſſen dauerte in der Familie die eigentümliche Spannung an. Dem Fürſten war allerlei Klatſch zu Ohren gekommen, er fühlte ſich blamiert und verletzt in ſeiner Eitelkeit; Fifi gefiel es überall beſſer als im väterlichen Hauſe, und nicht anders erging es Alexander, der infolgedeſſen auch ſehr wenig daheim war. Natalie wurde mißtrauiſch beobachtet und beobachtete wiederum die anderen mißtrauiſch; eine neue Kataſtrophe ſchien, ſobald Ethel fortgegangen wäre, unvermeidlich; und auf die Dauer halten konnte man ſie, die doch Braut war, nicht.

Eines Morgens wurde Ethel zu der Fürſtin in ihr Schlafzimmer gerufen, zu jener behaglichen Ecke,

wo sie so oft miteinander geplaudert hatten. Die arme Mutter war traurig bewegt und ihre Rede unterbrochen vom Weinen. Sie klagte bitter über Natalie, die den Frieden und das gewohnte ruhige Glück des Hauses untergrabe, die Freunde verscheuche, den Spott auf die Ihrigen herabziehe. Wäre sie noch religiös gesinnt, so ließe sich ein Streben nach dem Kloster allenfalls begreifen und wohl auch auf irgend eine andere Weise etwas für ihre Seelenruhe tun; doch ihre lediglich verneinende Art lasse ihr keinen Ausweg, sie verbittere hoffnungslos ihr Leben und werde den Ihrigen zu einer immer schwereren Last.

Ethel hörte schweigend zu. „Wenn ich so sagen darf," meinte sie dann, „mir scheint diese Verstimmung aus einer übergroßen Gewissenhaftigkeit hervorzugehen. Sie hält ihren Reichtum für unverdient und für unfruchtbar —"

Und sie fuhr fort, als die Fürstin ein wenig betroffen aufblickte: „Was der Reichtum alles für eine verfeinerte Kultur leisten kann, das versteht sie nicht. Sie ist so herb, ihr Sinn ist nur auf das Notwendigste gerichtet."

„Gut," erwiderte die Fürstin; „wenn sie so denkt, sollte sie heiraten und sich für eine Familie aufopfern."

„Das wäre das beste und ich hoffe es noch für sie. Im Augenblick freilich ist sie zu mißtrauisch gegen sich und die Menschen. Man müßte ihr erst Selbstzufriedenheit geben. Und dazu, glaube ich, stünde ihr *ein* Weg offen: nämlich durch Wohltun, und zwar Wohltun nicht lediglich mit Geldgaben, sondern in der persönlichen Beschäftigung mit den Armen und Elenden."

Die Fürstin stutzte; „das geht nicht," sagte sie dann, „ein junges Mädchen —"

Allein Ethel verteidigte ihre Meinung lebhaft, und die Widerstrebende ließ sich am Ende überreden; wenigstens wollte sie den Versuch zulassen, wenn Ethel die ersten Schritte Nataliens zu leiten versprächе.

„Sehr gern; aber ich bin überzeugt, meine Hilfe wird bald nicht mehr nötig sein," versetzte das junge Mädchen zuversichtlich. —

Sie war es, die der Freundin den eben gefaßten Beschluß mitteilen sollte.

Aber zu ihrer Verwunderung fand sie die andere zögernd und zweifelnd, so daß der widerborstige Eigensinn sie zu einem ungeduldigen Zorn reizte.

„Ich will dich nicht überreden und beschwatzen," sagte sie, „aber ich reise sofort ab, wenn ich sehe, daß alle meine Mühe um dich verloren ist."

Diese Drohung erschreckte das wunderliche Mädchen nicht nur, sondern änderte auch völlig ihren Sinn; sie dankte der Freundin in bewegten Worten, versprach alles nach ihrem Willen zu tun und begeisterte sich für ihre neue Aufgabe.

Nun galt es, den Plan ohne Aufschub ins Werk zu setzen. Aber der erste Anfang war nicht ganz leicht.

Man wandte sich an bekannte wohltätige Damen, denen man vorredete, das junge Mädchen wolle sich nach ihrem Beispiele und unter ihrer Führung um die Armen verdient machen — wodurch denn die ernste Sache eine anmutige gesellschaftliche Wendung erhielt. Es mußten Visiten abgestattet werden, Komitees angegangen und Vorstandssitzungen besucht werden; einige Male ging die Fürstin mit, aber dann fand sie zu dergleichen keine Zeit mehr, gewahrte auch,

daß ihre Gegenwart auf die Tochter eher niederdrückend als ermunternd wirke.

Die Damen waren übrigens gegen das reiche, vornehme Mädchen von äußerster Zuvorkommenheit; nur dieses selbst zeigte sich scheu und spröde und wäre vielleicht rasch entmutigt in die alte Einsamkeit zurückgekehrt ohne die hilfreiche Freundin, die gewandt und energisch das gesunkene Selbstvertrauen immer wieder hob.

Nachdem die allerersten Schwierigkeiten überwunden waren, zeigte es sich, daß das Geschäft des Wohltuns auch erlernt werden müsse. Die beiden Unzertrennlichen wurden anfangs kundigen Damen beigegeben, später wies man ihnen einzelne Bedürftige zu. Natalie benahm sich ein wenig ungeschickt, ihre natürliche Scheu und Sprödigkeit machte sie schwerfällig beim Ausfragen und Ausforschen, sowie beim Trösten; und auch die Freundin mußte manchen Widerstand des Zartgefühls überwinden.

Jedoch nach ihrem Beispiele ging dann auch die andere allmählich mehr aus sich heraus, und da das für sie gewählte Krankenmaterial zu dem besten gehörte, so hatte sie schnell einige Erfolge, sah den Segen ihrer Hilfe und erntete ungeheuchelten Dank.

Solche Anregung aber wirkte mächtig auf ihr Gemüt; sie gewann vor den Armen eine große Freiheit und Sicherheit des Benehmens und erwarb sich unbedingtes Vertrauen besonders dadurch, daß sie sich niemals herablassend gab, sondern mit der Niedrigsten so verkehrte, wie mit einer leiblichen Schwester.

Eine leidenschaftliche Begeisterung erfaßte sie nun, und sie lebte ganz in ihrem Berufe; sie kleidete sich dunkel und mit einer klösterlichen Strenge; sie saß,

wie wenn es ihr ein Zeitvertreib wäre, ſtundenlang bei den Armen und Kranken; ja, ſie wurde zu Hauſe redſelig, wenn ſie von ihren Schützlingen ſprechen konnte, für die ſie nicht nur um pekuniäre Unterſtützung, ſondern um Stellungen bettelte; und ſie plünderte das Gewächshaus, um Blumen auf ein Krankenbett zu legen. Ihr Weſen war verändert, nicht mehr mürriſch, ſondern von einer freien, beinahe heiteren Selbſtändigkeit.

Und das wirkte zunächſt günſtig auf die Familie zurück; der Fürſt hörte manche Komplimente über ſeine ſo chriſtlich-mildtätig geſinnte Tochter; er lächelte verbindlich, zahlte noch mehr für die Armen und führte gerne humane Redensarten im Mund, freute ſich auch nicht wenig, wenn ſein Name in den eleganten Journalen preiſend erwähnt wurde.

Aber dann ſtörte das, was man die Übertreibungen Nataliens nannte. Die Geſchwiſter ſpotteten, Vater und Mutter fürchteten ein unpaſſendes Zuviel, die Lächerlichkeit und das Gerede der Leute — Natalie aber ging immer mehr ins Extrem.

Ganz zufrieden war Ethel. Sie unterſtützte die andere, obgleich es nicht mehr nötig war; ſie hätte reiſen können und blieb doch.

Sie wechſelte alle Tage Briefe mit ihrem Bräutigam, ſie wünſchte ihm nahe zu ſein, ihn aufzurichten, zu tröſten und zu zerſtreuen; aber dann ſah ſie wieder, daß ihre Hilfe ohnmächtig war. Sie hatte im ſtillen auf ſein geſchichtliches Werk gehofft und ſich in einſamen Stunden deſſen glänzenden Erfolg ausgemalt. Nun wußte ſie, daß ſie darauf nicht mehr zurückkommen durfte. —

Aber es war ihr, als dürfe ſie Edelhard mit ihrer

Ankunft nicht überraschen, als müsse sie Zeit geben, daß etwas Bedeutendes geschehen könne. Wie dieses Ereignis beschaffen sein sollte, wußte sie selbst nicht genau, es stand ihr fern und nur ganz verschwommen vor Augen; aber sie glaubte daran, sie mußte daran glauben, um ihrer selbst und um Edelhards willen. Sie, die vorher oft Ungeduld verraten hatte, zögerte mit der Abreise jetzt.

Sowohl die Fürstin wie die übrigen Familienangehörigen merkten das; aber sie freuten sich insgeheim und schwiegen. Auch Ethel schwieg; nur, daß sie ein wenig zerstreuter war —

XII.

Wiewohl Edelhard seiner Familie längst entfremdet war, nahm er sich doch ihre gegenwärtige scharfe Feindschaft sehr zu Herzen. Er schrieb noch einige Male in die Heimat, bemühte sich, zu erklären, die Widerstrebenden mit einer taktvollen Beredsamkeit zu überzeugen; allein es kam nur aufs neue die kurze Aufforderung, heimzukehren, und als er nicht gehorchte, gab es keine fernere Antwort.

In einer zerrissenen und heimlichen Korrespondenz blieb er mit seiner Schwester Frieda, durch sie erfuhr er dann auch von den häuslichen Verhältnissen und Stimmungen, was er sich ohnehin wohl hätte denken können.

Der Vater wollte durchaus nicht mit sich reden lassen, denn er glaubte sich moralisch gebunden und bohrte sich immer tiefer in seinen Starrsinn hinein.

ihn mit einer eingebildeten Pflicht begründend; und seines Sohnes offener Trotz erschien ihm umso ungeheuerlicher, da der Sohn weder unabhängig, noch etwa der Vertreter eines recht männlichen Berufes, sondern ein stiller Gelehrter war.

Der eigensinnige Mann ahnte dabei selbst nicht, wie sehr er in diesem Urteil von fremden Meinungen abhing. Tante Christianens Briefe hatten den ersten Anstoß gegeben zu seinem zornigen Ärger gegen Edelhard, der dann durch ihre mündlichen Äußerungen noch verstärkt wurde. In dem ganzen, weiten Kreise der Familie fand der harte Hohn der gefürchteten Erbtante ein gehorsames Echo; und Wilhelm von Anskort glaubte die Ehre seines Hauses retten zu müssen, wenn er dem auf Irrwege geratenen Sohn um keines Haares Breite nachgab . . .

Der sonst nicht unritterliche Mann hatte sich so verbissen in seine Marotte, welche ihn blind, hitzig und unritterlich machte, daß er auch aller Rücksicht gegen ein unschuldiges junges Mädchen vergaß.

Der Verlassene sah es zögernd und mit Schmerzen ein. So hartnäckig er in all seiner Weichheit war, machte der unausbleibliche Kampf ihn im voraus bitter leiden. Schon bedrängte ihn die Mittellosigkeit, es gingen ihm, wie der Vater gedroht hatte, keine Geldsendungen mehr zu. Irgend etwas mußte geschehen, wenn er auch nur das Leben fristen sollte.

Auch er dachte an sein großes historisches Werk und hoffte darauf seine Zukunft zu gründen; aber bis zu dessen Vollendung würden Jahre vergehen, und er konnte sich darüber nicht täuschen wie Ethel.

Doch dann kam ihm ein glücklicher Einfall. Er hatte schon früher einige charakteristische Auszüge zu-

sammengestellt, welche die Grundlinien seiner neuen Anschauung enthielten; diese machte er nun schnell fertig und betrieb ihre Veröffentlichung. Sein Mut erhob sich ein wenig; diese Publikation mußte einschlagen wie ein Blitz und seinen Namen elektrisch beleuchten; war der Name aber einmal gemacht, so gesellte sich der materielle Gewinn von selber hinzu.

Und nun geschah es zu seiner sprachlosen Verwunderung, daß die Redaktion des angesehensten historischen Journals ihm sein Manuskript zurückschickte.

Er glaubte an ein Mißverständnis und hatte doch nicht den Mut, es aufzuklären; als er sich von der lähmenden Überraschung einigermaßen erholt hatte, ging er zu einem einflußreichen Professor, seinem früheren Lehrer, der die Arbeit irgendwo unterzubringen versprach, obgleich er sie kopfschüttelnd betrachtete.

Sie wurde dann auch bald gedruckt, und Edelhard erwartete nervös-ungeduldig die Wirkung.

Er wartete umsonst.

Kein Wort der Zustimmung, nicht einmal der Beachtung.

Nach mehreren Wochen erschien eine kritische Entgegnung in einem anderen Journal. Sie war in höhnischem Tone gehalten und brach kurz ab, weil es sich nicht verlohne, kindisch-unreife Phantasien ernsthaft zu erörtern.

Dieses harte Urteil schien bestätigt von der Wissenschaft. Kein Widerspruch erhob sich, die Fachpresse hüllte sich in ein vielbedeutendes Schweigen; nur einige mündlich ausgesprochene, höchst abfällige Bemerkungen berühmter Historiker wurden bekannt.

Edelhard war wie vor den Kopf geſchlagen. Er ſah mit einer plötzlichen, überwältigenden, gräßlichen Klarheit: ſeine auserwählte Lebensaufgabe war verloren. Er durfte ſich nicht mehr mit hiſtoriſchen Studien, ja nicht einmal mit dem Gedanken daran beſchäftigen.

Er wagte nicht, Ethel von ſeinem Mißerfolge zu ſchreiben.

Aber leben mußte er inzwiſchen doch; und mit jener naiven Zähigkeit, wie ſie zarten, phantaſievollen Naturen eigen iſt, verſuchte er ſein Glück auf einem anderen Gebiete. Er legte etliche Feuilletonartikel, die zum Teil ſchon vor geraumer Zeit verfaßt waren, den Tagesblättern vor.

Auch ſie wurden zurückgewieſen und erſt nach längerem Herumſchicken für ein kärgliches Honorar gedruckt.

Sie gefielen dem Publikum nicht, Edelhard ſelbſt fand ſie beim Durchleſen ſchlecht und unwahr, und die Zeitungen blieben ihm künftig verſchloſſen.

Nun war er ganz verlaſſen und hilflos, er ſah vor ſich den Untergang. —

Da entſchied er ſich nach einer langen, ſchlafloſen, ſchrecklichen Nacht zu dem ſchwerſten Opfer, das er bringen konnte: zu dem Opfer ſeines Berufes.

Er ſprach am anderen Morgen Frau Del-Terra davon, er ſprach ruhig und wie gleichgültig; aber ein leichtes Zucken lag um die Mundwinkel und in ſeinen kurzſichtigen blauen Augen ſchimmerte es feucht. —

Annie Docker und ihr Mann waren ſchon ein wenig gekränkt geweſen, weil man ihre wohlgemeinten Propoſitionen nicht ſogleich ergriffen hatte. Aber ſie trugen es nicht nach; es gab ein kurzes Hin- und

Herschreiben, und Anskort erhielt auf der Fabrik Les-Moulins die Stelle eines Korrespondenten, für die er seine Fertigkeit in verschiedenen modernen Sprachen am besten verwerten konnte.

Als er von seiner mütterlichen Freundin Abschied nahm, war sie sehr ernst, es gingen ihr schmerzliche Erinnerungen durch den Sinn . . .

Dagegen antwortete Ethel auf seine Mitteilung zustimmend und freudig. Sie war gerade im Begriff gewesen, sich von der Familie Aistoff zu trennen und blieb nun noch; sie sprach die feste Hoffnung aus, ihr Bräutigam werde, durch günstige Zufälle unterstützt, in kurzer Zeit reich werden, mit ihr sich nach Italien zurückziehen und dort seinen Studien leben — die gleichen Hoffnungen, an denen ihr Vater sich einst berauschte . . .

Alles Nötige war verabredet, und Edelhard fuhr nach Paris.

Ethel holte ihn vom Bahnhof ab. Als sie ihn aus dem Zug steigen sah, erfüllte eine Art mütterlicher Rührung ihr Herz; er erschien ihr so zart, so lieb, so hilfsbedürftig —

Das Gepäck einem Dienstmann überlassend, gingen sie miteinander zu dem kleinen Hotel, das Ethel bereits kannte und ihm zeigen konnte. Es war noch früh am Morgen, als sie durch die langen, grauen eben erwachten Straßen von Paris schritten; die Leute eilten zur Arbeit, Milchwagen und Bäckerjungen suchten ihre Kunden auf, Dienstmädchen und kleine Hausfrauen verließen die Häuser, um ihre Einkäufe zu machen.

Die beiden sprachen wenig miteinander, es lag in der frischen Luft, in dem fremden, geschäftigen

Treiben etwas Beklemmendes, das ihnen aufs Herz drückte.

Edelhard stieg in dem kleinen Hotel ab, um einige Stunden später sich in der Fabrik vorzustellen, in deren Nähe er dann ein Zimmerchen bezog; am nächsten Tage, vor seiner Übersiedelung, machte er noch Visite bei der Fürstin Aristoff.

Die Damen äußerten sich nachher mit Sympathie über ihn, jedoch nicht ohne Verwunderung darüber, daß er gerade einer kaufmännischen Laufbahn sich zuwende, denn dafür sollte er nach ihrem Eindruck am wenigsten geschaffen sein; und sie begannen schon, sich um allerlei bessere Vorschläge den Kopf zu zerbrechen, standen aber davon ab, weil sie erstens nichts fanden und zweitens es nicht übers Herz brachten, Ethels arglose Zuversicht zu trüben. —

Edelhard begab sich nun an seine Tätigkeit mit bestem Willen und vieler Selbstüberwindung; als er durch den Chef des Kontors flüchtig in seine Obliegenheiten eingeführt wurde, bat er um Nachsicht für den Anfang, versprach, sich die äußerste Mühe zu geben und für jede Belehrung stets dankbar sein zu wollen — worauf jener mit einem Kopfnicken und einem liebenswürdig zerstreuten Lächeln antwortete.

Er sah in dem jungen Mann lediglich den Protegé des Prinzipals — wenn er sich seinem Schützling gegenüber mit den notwendigsten Anweisungen begnügte, so empfahl er ihn eindringlich den künftigen Kollegen, die er ermahnte, sich des noch Unerfahrenen in jeder Beziehung anzunehmen.

Fürs erste wurde die leichteste Arbeit gewählt: Adressen schreiben, Kopieren von Briefen, kurze Ein-

tragungen; und Edelhard strengte sich an, das Aufgetragene gut zu verrichten.

Es fiel ihm schwer, von der Fülle gleichartiger Kleinigkeiten schwirrte ihm der Kopf; und dabei hatte er doch das Gefühl, nichts geleistet zu haben, sein bescheidenes Gehalt nicht zu verdienen.

Und sehr peinlich war ihm die Aufmerksamkeit, welche das Kontorpersonal ihm zuwendete. Von den anderen jungen Leuten, meist unbemittelten, wenig erzogenen Burschen, stach er schon durch seine äußere Erscheinung sonderbar ab, und er wußte sich ihnen gegenüber nicht recht zu benehmen; er stellte sich einem jeden vor und suchte mit jedem einzelnen ein Gespräch anzuknüpfen, aber sie antworteten kalt und mürrisch oder lachten ihm ins Gesicht. Und freilich hatte sein Wesen, so natürlich er sich auch geben mochte, vor den anderen etwas Gezwungenes und scheinbar Herablassendes.

Nun wußte er nicht, was die anderen wußten, nämlich daß der Chef sein Gehalt ein wenig höher angesetzt hatte, als es für diese Stelle sonst üblich war; das erregte ein Mißwollen, welches Edelhard wohl im allgemeinen gewahrte, ohne es indes recht zu erkennen; so tuschelte und witzelte man über ihn, und er sah es mit einem peinlichen Erstaunen. Er fühlte sich in der neuen Umgebung, in seiner ungewohnten Beschäftigung ratlos und fremd, es wurde ihm traurig zumute. —

Ethel, die im Anfang so Hoffnungsfreudige, mochte das bald geahnt haben. Sie schrieb ihm beinahe täglich ein Briefchen, oft von nur wenigen Zeilen, in denen immer Trost und Aufmunterung enthalten war, und an denen Edelhard sich in

der Einsamkeit seiner Abende dann auch stets erquickte. —

Eines Tages sagte der Chef im Vorbeigehen zu ihm: „Sie wollen gewiß nicht länger auf demselben Punkte stehen bleiben, sondern gern etwas weiterkommen.“ Und er betraute ihn mit der selbständigen Korrespondenz.

Das war nun wieder eine neue, ungewohnte Arbeit. Edelhard machte sich mit aller Energie daran, gleichsam einen inneren Anlauf nehmend; allein die Aufgabe wurde dadurch, daß er ihre Schwierigkeit überschätzte, ihm doppelt schwer; alle Kräfte anspannend, verfehlte er es doch, er war wie einer, der im Dunkeln die Treppe hinaufgeht und die Stufen höher glaubt, als sie es sind. Gemächlicher und mit minderer Gewissenhaftigkeit an seine Aufgabe herangehend, hätte er besseren Erfolg gehabt.

So aber wuchs ihm die Arbeit über den Kopf. Am ehesten konnte er natürlich noch die deutsche Korrespondenz bewältigen, in den fremden Sprachen genügte er nicht und mußte manchmal einen Brief anderen überlassen, die doch von der Sprache weniger wußten als er. Und dabei galt er als eine Art Gelehrter.

Solche Unzulänglichkeiten waren umso beschämender, da der sonst recht anspruchsvolle Chef *ihm* gegenüber stets höflich und gleichmütig blieb.

Nun war jedoch die Korrespondenz nur ein Teil des Pensums, das einer bemeistern mußte, der nicht an einem ganz untergeordneten Platze stecken zu bleiben gesonnen war. Edelhard beschäftigte sich zu seiner ferneren Ausbildung im Lager und studierte die Waren; aber da war er wieder zu gründlich und zu

gewissenhaft, und außerdem störte ihn sein kurzsichtiges Auge, wie seine manuelle Ungeschicklichkeit. Von denjenigen aber, die eigentlich ihm helfen sollten, wurde dem Wehrlosen mancher Schabernack gespielt.

Und selbst in den besten Momenten war ihm seine Arbeit keine Freude. Er konnte seine forteilenden Gedanken nur schwer auf das Allernächste richten, gleichsam abstellen, und wenn ihm das einmal gelang, dann kam ihm seine Tätigkeit ungeheuer oberflächlich, fast wie ein Nichtstun, vor.

Aber sogar das reine Lernen ging ihm nicht mehr von der Hand. Für seine spätere Karriere war die Kenntnis der Buchhaltung notwendig; da er keinen guten Lehrer bezahlen konnte, so versuchte er diese kaufmännische Kunst, wie er es früher mit anderen Wissenschaften gemacht hatte, sich aus Büchern anzueignen.

Dazu hätte er sich Zeit und Ruhe lassen müssen; statt dessen eilte er hastig vorwärts, machte sich dadurch das Begreifen schwer, ward mutlos und zu jeder Konzentration unfähig.

Immer ohnmächtiger fühlte er sich in seiner Einsamkeit. Ja, er erwartete in bitterer Resignation seinen Untergang.

Umsonst war es, daß er vor Ethel seine Mißstimmung verbergen wollte. Sie schrieb ihm mit unermüdeter Ausdauer und veranlaßte ihn zu einem häufigeren Verkehr im Hause Aistoff.

Dieser Verkehr richtete ihn auch in gewissem Maße für den Moment immer wieder auf. Er empfand zwar eine innere Scheu vor den vielen glücklichen Menschen, und es war ihm unangenehm für seine eigene Person wie als Verlobter Ethels, in einer so

bescheidenen bürgerlichen Stellung auftreten zu müssen; allein in den prächtigen Räumen vergaß er Alltäglichkeit, Ärger und Demütigung, in der vornehmen, wohlerzogenen Gesellschaft genoß er begierig die beruhigende Milde, die das Leben ihm nicht bot. —

Doch was nützten diese wenigen, leuchtenden Stunden!

Ethel hatte von Natur ein kindliches Vertrauen, das Geschick müsse ihr alles zum besten wenden, aber nun sah sie, daß ihre Hoffnung für den Bräutigam eitel gewesen war, und wenn sie daran dachte, trieb ihr die Enttäuschung ärgerliche Tränen in die Augen.

Wenigstens wollte sie den Widerständen die Stirn bieten und dem zarten Manne zur Seite stehen, so gut sie es vermochte. Sie begnügte sich nicht mehr mit brieflichen Mitteilungen, sie bestellte ihn zu Spaziergängen in den Garten des Luxembourg und selbst in die belebtesten Straßen ihrer Nachbarschaft, ängstlich ihn zu sehen, sich ihres Einflusses auf ihn zu vergewissern, sich zu überzeugen, daß seine Kraft auch ausreiche für den Kampf.

Sie fragte ihm jede Einzelheit und alle Schwierigkeiten seiner Beschäftigung ab, und sie bemühte sich, ihm zu helfen, wie eine Lehrerin dem Schüler oder eine Mutter dem Kinde. Sie begleitete ihn zu seiner Wohnung, sie ging mit ihm die zu beantwortenden und die zu entwerfenden Briefe durch, sie suchte mühsam nach seinen Angaben den ihr geläufigen sprachlichen Ausdruck in die kaufmännischen Formeln zu bringen. —

Nun ereignete es sich, daß im Kontor der erste Korrespondent, ein seit Jahren angestellter Beamter,

wegen einer unbedeutenden Differenz mit dem Chef plötzlich entlassen wurde.

Diese Verfügung erregte böses Blut unter dem Personal, das sich ohnehin rücksichtslos und von oben herab behandelt glaubte; doch verharrte man in gespannter, schweigender Erwartung, weil mehr als einer darauf rechnete, die Stelle des Entlassenen einzunehmen.

Der Chef aber meinte dem Wunsche des Herrn Docker zu entsprechen, indem er den Posten an Edelhard übertrug.

Dieser empfing die schnelle Beförderung mit Staunen, Freude und Beklommenheit; er drückte dem Vorgesetzten, der höflich-kühl blieb, aufrichtig, aber ein bißchen zu emphatisch, seinen Dank, seine besten Vorsätze aus.

Nun bemerkte er aber im Kontor ringsum ein plötzliches Anwachsen der ihm so feindlichen Stimmung. Er begriff, daß mancher wohl für sich oder einen Freund auf die Beförderung gehofft hatte, und glaubte in der Unschuld seines Herzens, die andern mit seinen unverdient gewonnenen Vorteilen dadurch auszusöhnen, daß er ihnen doppelt höflich und liebenswürdig entgegenkam.

Aber sein guter Wille wurde, wie früher, auch jetzt verkannt, man wich ihm aus oder wies ihn brutal ab und warf ihm in kurzen, groben Bemerkungen Heuchelei und affektiertes Wesen vor.

Edelhard schämte sich insgeheim seiner Bevorzugung, vermochte aber nicht zu erkennen, weshalb seine Person den anderen so zuwider sei; dann gewahrte er, daß man auch im allgemeinen auf die Fremden schalt, namentlich auf die Fremden deutscher

Zunge, die allerdings in Paris äußerst zahlreich waren und auch wohl den Einheimischen manche Stelle wegnehmen mochten.

So hoffte er denn auf die Zukunft, wo er in einem anderen Lande, unter wohlwollenderen Menschen leben werde und ging schweigend seiner Pflicht nach.

Aber das wurde ihm fast unmöglich. Man ließ ihm keine Ruhe, er wurde unausgesetzt mit höhnischer Aufmerksamkeit beobachtet, man suchte begierig nach den Fehlern, die er beging, ja, man verleitete ihn zu Fehlern, um sie anzuzeigen und zu verspotten.

Dieses beständige Wühlen der Intrigue war furchtbar aufreibend, Edelhard war denn auch von Ekel und Müdigkeit wie gelähmt. Er verrichtete seine Arbeit zumeist noch maschinenmäßig, aber dann kamen Momente, wo er völlig der Verzweiflung anheimfiel, wo er aus dem Kontor hätte fortrennen mögen, wo er in seinem stillen Stübchen mit einer Angst kämpfte, die der heranziehenden Geistesverwirrung glich. Er sah, daß es für ihn kein Gelingen mehr geben sollte, er sah sich verworfen vom Schicksal. —

Vor Ethel hielt er sich, soviel er es vermochte, von leidenschaftlichen Äußerungen zurück. Aber er konnte ihr sein Gemüt nicht verbergen; sie wußte wohl, wie es um ihn stand.

Und nun krampfte sich ihr das Herz zusammen in einem Gefühl großen Mitleids und einer schweren Verantwortlichkeit. Sie glaubte sich für Edelhard verantwortlich, weil er an sie gebunden war und durch sie seiner besten Möglichkeiten beraubt. Und sie wendete sich von der Wahrheit nicht ab, sondern blickte

tapfer den Konsequenzen ins Gesicht, und es wurde ihr deutlich: entweder mußte sie ihn frei geben oder auf baldige Verehelichung dringen, damit sie täglich und stündlich ihm zur Seite stehen, ihm helfen könne.

In einem entfernten Winkel des Luxembourg-Gartens hatte sie eine lange Unterredung mit ihrem Bräutigam.

Sie trug ihm ihren Entschluß ehrlich vor.

Er war entsetzt vor dem Gedanken an eine Lösung des Verhältnisses; die schnelle Heirat wünschte er lebhaft — aber war sie nicht völlig ausgeschlossen bei den geringen vorhandenen Mitteln?

Ethel sprach tröstend auf ihn ein; es handelte sich für den Augenblick nicht so sehr darum, den Zweifelnden zu überreden, als ihm wieder einigen Mut zu machen. —

Erschöpft wie von einer großen Anstrengung kam sie heim.

Da wurde sie zu der Fürstin gerufen.

Die wohlwollende Dame schien ernst und erregt und sagte der Eintretenden sogleich, daß sie Wichtiges mit ihr zu besprechen habe. Sie sammelte sich einen Augenblick, dann versicherte sie in freundlichem Tone, wenn auch nicht ganz ruhig, sie sorge sich um Ethel wie um ein Mitglied ihrer Familie; sie kenne aus langer Erfahrung die Klatschsucht der Gesellschaft, und nun habe sie mit Bedauern gewahrt, wie darüber geredet und gewitzelt werde, daß das junge Mädchen sich mit einem Fremden allein und selbst noch in der Dämmerung auf den Straßen von Paris erblicken lasse, es werde sogar behauptet, sie habe ihn in seiner Wohnung besucht. So übertrieben solche Verdächtigungen auch sein möchten, sei doch äußerste Vorsicht am

Platze, wenn wertvolle Sympathieen nicht verscherzt und unnötige Schwierigkeiten vermieden werden sollten.

Ethel hörte, ohne zu erwidern. Zorn, Ekel, Ärger überwältigten sie; und dann erklärte sie sich sofort bereit, das Haus zu verlassen.

Nun erschrak die Fürstin und glaubte sich zu hart ausgedrückt zu haben, sie begütigte mit vielen, umständlichen Worten. —

Dann kam Natalie hinzu. Kaum hatte sie begriffen, um was es sich handelte, so schwor sie leidenschaftlich, sie werde die Gekränkte gegen alle Angriffe niederträchtiger Nichtstuer in Schutz nehmen, und wenn sie die Reitpeitsche gebrauchen müßte; und so wurde dann mit einigen sentimentalen Umarmungen der frühere Zustand wieder hergestellt. —

Aber nach diesem Zwischenfall nahm sich Ethel umso fester vor, die Heirat zu beschleunigen.

Inzwischen hatte ihr Bräutigam eine neue, sehr unerwartete Überraschung gehabt. Sein Chef, durch einen indirekten Wink vom Hause Aistoff vielleicht ermuntert, hatte ihm ungebeten eine Gehaltszulage gewährt, indem er ihn ermahnte, den Kollegen davon nichts mitzuteilen.

Der also Ausgezeichnete war heimlich beschämt und konnte sich doch auch ein freudiges Gefühl nicht verhehlen; als er Ethel von seiner unverhofften Aufbesserung sprach, wollte diese darin froh ein glückliches Zeichen erkennen und eine Ermutigung zum Heiraten. Gegen ihres Bräutigams wiederholte Bedenken, daß die Einnahme immer noch zu gering sei, führte sie lustig an, sie werde bei ihren Verbindungen in der Aristokratie sehr leicht gut bezahlte Stunden finden,

und er werde noch öfter unverhofft aufgebessert werden, bis man nach Amerika und in glänzende Verhältnisse übersiedle. Sollte man aber noch eine Weile in relativer Armut leben müssen, so sei auch das nicht schlimm; und sie malte ihm den Reiz eines kleinen Pariser Haushaltes aus, die bescheidenen Vergnügungen einer Fahrt auf das Land, die leicht zugänglichen hohen Kunstgenüsse— so daß er, schon schwankend, sich gewinnen ließ und man verabredete, um die notwendigsten Papiere zu schreiben.

Unter dem Eindruck dieses Entschlusses atmete Edelhard auf und arbeitete im Kontor etwas freier.—

Inzwischen mußte jedoch die neue Ungerechtigkeit des Chefs bekannt geworden sein. Der Widerwille gegen den jungen Fremden steigerte sich zu einem Sturm von Haß und Neid, dessen Gewalt erschreckend war — der Chef wurde sogar selbst davon auf Augenblicke verwirrt, und er riet Edelhard, dessen Blässe ihm auffiel, gewaltsam sich ein wenig zu zerstreuen, den vielen Vergnügungen nicht aus dem Wege zu gehen, die Paris biete . . .

Eines Abends hatten schon alle Vorgesetzten das Kontor verlassen; Edelhard, welcher noch mit einer Arbeit nicht zu Ende war, blieb allein mit mehreren der jüngsten und wildesten von den jungen Leuten.

Da begannen diese sich um seinen Platz zu versammeln und den Wehrlosen mit Spitzreden anzugreifen.

„Seht doch den feinen Herrn! Er versteht nichts, aber ihm gibt man gleich eine Stelle!"

„Er ist nicht dumm, er läßt die andern für sich die Arbeit machen."

„Und Leute, die jahrelang im Geschäft geschuftet

haben, jagt man einfach fort und setzt ihn an ihren Platz!"

„Und verdoppelt noch sein Gehalt heimlich! Als ob wir das nicht wüßten! Aber wenn unsereins einmal eine kleine Aufbesserung will —"

„Ja, er steht sich gut mit dem reichen Amerikaner. Die zwei haben irgendwo zusammen die Schweine gehütet."

Ein wieherndes und bedrohliches Gelächter folgte dieser Bemerkung.

Da rief einer: „So ein Glückspilz! Bitte, empfehlen Sie mich auch an Ihren großen Freund! An den kommt ein gewöhnlicher Sterblicher wie unseresgleichen ja nicht heran!"

Und in einem beleidigend vorwurfsvollem Tone versetzte ein anderer: „Als der arme Paul so in Not war und sich an den großen Geldsack wandte, meint ihr, da hat er auch nur eine Antwort gekriegt? Hinausgeschmissen haben sie ihn."

„Ach was, Amerikaner," rief ein kleiner Kerl mit rotem, borstigem Haar. „Alles Schwindel! Dieser hier ist von Bismarck hergeschickt! Wie die andern auch, die in allen Ecken von Paris herumstöbern!"

„Ein Spion! Ein Spion!"

So schrieen die Erregten durcheinander und ballten die Fäuste, auf den Fremden eindringend. —

Edelhard hatte sie totenbleich, aber unbeweglich aufrecht, angehört. Nun wandte er sich langsam gegen die Türe, er schritt unangefochten durch den Haufen seiner Gegner, die am Ende doch seine ausdruckslose Starrheit verwirrte . . .

Den nächsten Tag erhielt der Chef ein Billett von

Edelhard, worin dieser mitteilte, daß er zu seinem Bedauern und mit Dank für die wohlwollende Unterstützung seinen Posten verlassen müsse.

XIII.

Mehrere Tage lang verschloß Edelhard sich in sein Zimmer, einem dumpfen, verzweifelnden Brüten hingegeben.

Seine Braut fing an, sich zu ängstigen und mahnte; er konnte eine Unterredung nicht länger vermeiden.

Als Ethel das neue Unglück erfuhr, war sie sehr betroffen und bewahrte nur mit Mühe ihre Haltung. „Jetzt bleibt dir nichts mehr übrig, als dich mit deinen Eltern auszusöhnen," sagte sie dann, und ihre Stimme vibrierte ein wenig, aller Selbstbeherrschung zum Trotz.

Edelhard hatte auch schon an einen letzten Versuch, mit seinem Vater zu sprechen, gedacht; er fürchtete sich davor; nun aber, da von keiner Seite ein anderer Ausweg zu erblicken war, faßte er den bitteren Entschluß. Während er auf dem väterlichen Gute Verdangen verweilen würde, beabsichtigte Ethel in München bei der Mutter zu warten . . .

Mit schwerem Herzen machte sich der so oft Enttäuschte auf die Reise. Er rollte durch Frankreich, er passierte Köln und das nächtlich erleuchtete, ausgedehnte Berlin; im Dämmergrauen ging es über die unendlich einförmigen Felder des Ostens, und nach vielen Stunden hielt der Zug an dem kleinen Bahn-

hof, den der Jüngling in seinen Kinderjahren hatte bauen sehen.

Bis zu dem väterlichen Gute mußte aber noch reichlich eine Meile auf der Chaussee zurückgelegt werden. Der ermüdete Reisende machte sich langsam auf den Weg, da holte ihn ein Käthner mit seinem Gefährt ein, den er zu erkennen glaubte, und der seinerseits den Sohn des Gutsherrn von Perdangen sogleich erkannte, worauf er ihn mitzunehmen sich erbot.

Sie fuhren auf der glatten, schmalen, einsamen Chaussee durch den grauen, kühlen, nebligen Vorfrühlingsmorgen an gleichförmig bestellten Feldern entlang. Der Bauer, der sich im Anfang stumm verhalten hatte, wurde allmählich gesprächiger; er meinte, daß jetzt alle von der Familie in Perdangen seien und sich recht freuen würden, den jungen Herrn nach so langer Abwesenheit wieder zu sehen; sodann erzählte er, Herr von Anskort habe auf der letzten Tierschau einen Preis erhalten für seinen Bullen, für den der Graf Albenwalde dann tausend Taler geboten haben sollte.

In der Ferne erhoben sich einige Bäume; das waren die noch kahlen Eichen von Perdangen — und dann wurde das rote Dach mit dem Storchennest sichtbar und der kleine See, der vor den Bäumen inmitten feuchter Wiesen lag.

Edelhard zog sich das Herz zusammen; ihn fröstelte.

Der Wagen hielt an der Chaussee, dort wo es zur Einfahrt abging; Edelhard gab seinem Fuhrmann ein Geldstück, schlich sich an der Gartenhecke entlang und in das Haus.

Er kam unbemerkt bis auf den Vorplatz, wo er seiner Schwester Frieda begegnete; sie erschrak zuerst heftig, war dann aber sehr froh.

„Papa ist auf den Feldern," flüsterte sie nach der ersten Begrüßung. „Komm, warte in dem blauen Zimmer, damit man Mama vorbereiten kann — du weißt, ihr Herzleiden — und es ist in der letzten Zeit schlimmer geworden."

Als die Mutter nach einiger Zeit zu ihrem Sohn in das blaue Zimmer geführt wurde, weinte und schluchzte sie, wie wenn sie ihn als einen Verlorenen betrauert hätte. —

Und dann erfolgte die Begrüßung mit den Dienstboten; stumpfe Freudenäußerungen, ein verlegenes Fragen, verworrene, scheue Antworten. —

Und dann zogen die beiden Geschwister sich in die Stube Friedas zurück.

„Wir haben in der letzten Zeit soviel Aufregung gehabt, und Papa hat sich so geärgert!" seufzte Frieda; sie sah auch ein wenig blaß und abgemagert aus.

Darauf erzählte sie, daß es einen Streit mit Tante Christiane gegeben habe. Diese besaß nicht nur ein stattliches Kapital, sondern auch ein kleines Gut, ‚Die Bleiche' genannt, welches recht schön gelegen und überdies allen Angehörigen der Familie teuer war als Träger einer alten Familientradition. Wenn sämtliche Neffen und Nichten wenigstens im stillen Ansprüche an die Erbschaft erhoben, so schien Edelhards Vater dazu mehr als alle berechtigt — er war der Älteste, er stand der Tante am nächsten, und sie hatte ihm schon längst Hoffnungen gemacht. Auch hatte er sich seine Erbberechtigung so fest in den Kopf

geſetzt, daß ihm niemals der geringſte Zweifel gekommen war.

Und nun mußte er erfahren, ſeine Verwandte ſtehe mit Fremden in Unterhandlung wegen eines Verkaufes der Bleiche! Staunen, Wut und Zweifel packten ihn; er fragte ſogleich in einem heftigen Briefe an und erwartete ungeduldig die Antwort.

Aber die Tante erwiderte hochfahrend, ſie könne über ihren Beſitz verfügen, wie es ihr gefalle, und ſie verbitte ſich unbefugte Einmiſchung in ihre Angelegenheiten.

Dieſer Beſcheid aber verſetzte Wilhelm von Anskort in blinde Wut; er behandelte Tante Chriſtiane fortan wie eine Ausgeſtoßene, verbot ſtreng den Seinigen, ihr jemals zu ſchreiben, zum Geburtstag oder zu anderen Feſten zu gratulieren, und führte gegen die alte Dame ſehr derbe, grobe und verächtliche Reden, ſowohl im Kreiſe der Familie wie unter Bekannten. —

Während Frieda noch im Erzählen war, kam der Vater zurück.

Und wenige Minuten ſpäter ſtand Edelhard vor ihm, in dem verrauchten und überheizten Arbeitszimmer, an dem alten Schreibtiſche, der verſtaubt und mit vergilbenden Papieren beladen war.

Der junge Mann war auf einen Zornausbruch gefaßt, er fürchtete für ſeine eigene Erregung und deren Folgen.

Aber der Vater zeigte ſich gleichgültig und kalt. „Ich wußte, daß du mir kommen würdeſt. Es war hohe Zeit, ich hätte mich völlig von dir losgeſagt. Nun hoffe ich, daß du von deinen Dummheiten kuriert biſt.“

Er wandte ſich ab und dann wieder dem betroffen

ſchweigenden Sohne zu. „Du kannſt hier bleiben, bis wir ſehen, was ſich mit dir machen läßt.“

Er wollte nichts mehr ſagen noch hören und entließ den Wartenden kurz, dem ein bitterer Gram im Herzen lag, weil er nicht einmal das, was er zu ſagen gekommen war, hatte ſagen können.

Im Hauſe herrſchte eine gedrückte Stimmung. Die Mutter ſprach wenig und ſeufzte nur; alle Dienſtboten und Hausgenoſſen waren verſchüchtert, weil der Herr an ihnen ſeine üble Laune ausließ. Dieſer ſelbſt war gelb und aufgedunſen; der Ärger hatte ſein altes Leberleiden verſtärkt, und ſtatt ſich zu ſchonen, trank er reichlich ſchweren Wein. —

Edelhard erfüllte die leidenſchaftliche Erregung um materielle Güter mit einem ſcheuen Widerwillen. Die Atmoſphäre des Hauſes war ihm furchtbar drückend, er ſah mit Scham und Schaudern, daß er den Kampf, den er führen wollte, gar nicht führen k o n n t e; nicht, daß es ihm an opferwilligem Mut gefehlt hätte — aber er ſah keinen gleichartigen Gegner vor ſich; er fühlte ſich in einem ſo ganz fremden Element, das ihn lähmte, ihn wehrlos machte.

Und niemand, der ihm zur Seite geſtanden wäre. Seine Mutter mied jedes aufregende Geſpräch ängſtlich; Frieda begeiſterte ſich wohl neugierig für die unbekannte Braut und entzückte ſich an ihrer Photographie, jedoch ſo, als handle es ſich um eine unwirkliche Märchengeſtalt. Von Ethel war keine Zeile in ſeine Hände gelangt, und er wußte nicht, ob ſeine Briefe ſie erreicht hatten.

Eine furchtbare Entmutigung überkam ihn und ein Wunſch zu ſterben. Wie gerne hätte er im ehrenvollen Kampf fallen mögen, oder dahinſchlummern

mit eines Frühlingstages Sonnenuntergang! — Aber der Tod ließ ihn im Stich, wie alle andern ihn im Stiche ließen.

Aufs äußerste quälend und beschämend war ihm nun der Gedanke an seine Braut. Er hatte an ihr gesündigt, indem er sie leichtsinnig an sein Schicksal band, und das einzige, das er jetzt tun konnte, war, sie wieder frei zu geben. Das war eine bittere Pflicht, aber die notwendigste Pflicht. Sie erst mußte er erfüllen, dann mochte aus ihm werden, was da wollte.

Er wußte, Ethel würde Schwierigkeiten machen, und mit einem Briefe war die Sache nicht abgetan. Er mußte zu ihr reisen, mit ihr sprechen.

Als er das einmal eingesehen hatte, drängte es ihn, den Entschluß auszuführen, wie wenn es am nächsten Tage schon zu spät sei. Allein er hatte kein Geld, und so sah er sich gezwungen, mit seiner Mutter zu sprechen.

Diese fürchtete unausgesetzt eine Katastrophe, solange Vater und Sohn sich unter einem Dache befanden; als ihr Edelhard aber den Zweck seiner Reise mitteilte, beruhigte sie sich; sie glaubte, er wolle sich der verhängnisvollen Braut entledigen, und sie wußte auch wohl, daß er das dem Vater nicht gestehen könne, der in seiner Verstimmung das gehorsame Zurückweichen selbst mit Hohn begrüßt haben würde.

So überwand sie denn mit Zagen ihre Furcht vor dem Gatten und verschaffte Edelhard heimlich Geld.

Er entfloh an einem Nachmittage, als der Gutsherr, wie er es jeden Monat einmal zu tun pflegte, in das benachbarte Städtchen gefahren war. —

Selten war das Herz des Jünglings auf einer Reise so beklommen gewesen, wie jetzt. An seinem

Ziele angelangt, eilte er sogleich von dem Bahnhofe zu dem ihm so wohlbekannten Hause; nach langem Klopfen wurde ihm aufgemacht, er erfuhr — Mutter und Tochter seien verreist und hätten die Wohnung aufgegeben . . .

Ethel hatte, von Paris zurückkehrend, ihre Mutter nicht bei guter Gesundheit getroffen. Der auf ihr Andrängen konsultierte Arzt empfahl eine Kur in Karlsbad und wünschte auch eine Luftveränderung für das junge Mädchen, das blaß und mager geworden war.

Die beiden erledigten dann schleunig ihre geringen Vorbereitungen und begaben sich in den vielbesuchten böhmischen Badeort.

Es war, obwohl noch ein wenig frisch, das herrlichste Wetter, der Wald grünte, ein Blühen und Sprießen regte sich langsam überall; da die Badegesellschaft infolge der Nachwirkungen des Krieges und der frühen Jahreszeit gemäß wenig zahlreich war, so fand sich leicht eine passende Wohnung in einem freundlichen Hause, mit hübschem Blick auf das Flüßchen, unweit vom Brunnen und vom Stadtpark. Sie richteten sich dort so bequem wie möglich ein, und Ethel schmückte die Fenster mit lebenden Blumen.

Frau Del-Terra nahm ihre Bäder und trank den Sprudel; da sie indessen trotz des Leidens rüstig war, konnten nachmittags weite Spaziergänge unternommen werden. Und da sie beide die Natur liebten, wanderten sie beinahe täglich durch das grüne, freundliche Tal und dann seitwärts die Höhen hinan in die mächtigen, stillen Wälder. Unterwegs fand sich wohl irgend eine Gelegenheit, Kaffee zu trinken; oder bei zweifelhaftem Wetter blieb man im Stadtpark, hörte

ſpazierengehend auf die Muſik, nahm unter den übrigen Gäſten den Kaffee, hin und wieder wohl auch das Abendeſſen.

Ethel machte ſich Sorgen um den Bräutigam; ihr war das Herz recht ſchwer, aber ſie hütete ſich, etwas davon zu verraten und nannte ſeinen Namen kaum. Daß er ihre Briefe nicht erhalten hatte, bemerkte ſie wohl; aus einigen in ihre Hände gelangten Zeilen mußte ſie auf eine große Verwirrung ſchließen — und ſo ſchrieb ſie ſelbſt nicht mehr, ſie glaubte, in dem gegenwärtigen Moment müſſe ihr Schweigen für den Fernen noch am ſchonendſten ſein.

Ein Glück noch, daß die gütige Natur ihrer jungen Verehrerin zuhilfe kam und durch die ſchönſten Darbietungen ihr den ſeeliſchen Druck erleichterte; denn auch die Mutter bedurfte der Zerſtreuung, und um ihretwillen mußte Ethel heiter ſein.

Die beiden Einſamen hatten Bekanntſchaften kaum gemacht; nur ein Profeſſor aus München, der ſich ihnen einmal auf einer Wanderung angeſchloſſen hatte, geſellte ſich auch ſpäter wohl zu ihnen. Er war ein alter Herr von einfachen Sitten, aber ſehr kultivierten Geiſtes, welcher, die Welt aus ſeiner überlegenen Höhe betrachtend, der politiſchen und ſozialen Unruhe des Tages gern aus dem Wege ging.

Er hatte viel Sinn für Natur und eine gute Kenntnis ihrer verſchiedenen Gebiete, ebenſo kannte er die Dichtungen der hauptſächlichſten Länder und alle die großen Philoſophen; und er ſprach über dieſe Gegenſtände beſcheiden, jedoch gerne und anmutig, ſo daß er in der Tat einigermaßen Goethe glich, deſſen Spuren er hier mit Begeiſterung verfolgte, und für

dessen umfassendes Wesen er seinen beiden Freundinnen ein neues Verständnis erschloß.

Eines Tages bemerkte er bei einer historischen Erörterung: „Ich werde Ihnen morgen eine kleine Arbeit mitbringen, die schon vor einiger Zeit erschienen ist, und die außerordentlich wichtige und bedeutende neue Gesichtspunkte gibt. Sie ist zwar, wie alles Neue und Bedeutende, heftig angegriffen worden, aber nach meiner Meinung sehr zu Unrecht. Merkwürdigerweise stammt sie von einem ganz jungen Manne."

Als er den Namen genannt und erfahren hatte, daß die Damen den Verfasser persönlich kannten, sagte er freudig: „Ich werde seine weitere Entwicklung mit dem größten Interesse verfolgen, er hat ein ungewöhnliches Talent, eine seltene Fähigkeit des Denkens und des künstlerischen Fühlens. Geistig scheint mir der wunderbare Mensch jetzt schon ganz fertig, er bedarf nur noch der Bewältigung seines ungeheuren Materials. Geben Sie ihm noch zehn bis fünfzehn Jahre, und er wird die historische Betrachtung auf eine ganz neue Basis gestellt haben. Er wird sicher einer der berühmtesten Männer unseres Jahrhunderts werden, er wird auf dem historischen Gebiete das tun, was Bunsen und Kirchhoff durch die Spektralanalyse geleistet haben, die jetzt soviel von sich reden macht."

Ethel war über diese Worte freudig aufgeregt und fühlte doch eine tiefe Wehmut dabei; die Mutter aber brachte das Gespräch auf ein anderes Thema. —

Zu den seltenen Ablenkungen solcher Art kamen vereinzelte Sendungen, die von München nachgeschickt wurden; und so traf ganz unerwartet ein Brief Nataliens ein. Natalie schrieb mit ihren großen, eckigen

Buchstaben und in ihrem ungelenken Französisch viel von ihren Armen, sie fügte einige ungeschickte zärtliche Ausdrücke der Liebe, der treuen Erinnerung bei und meldete schließlich die überraschende Nachricht: ‚Mama und Papa reisen übermorgen nach Karlsbad ab.‘

Es war, als habe sich alles vereinigt, die Ruhe des Kuraufenthaltes zu verderben. Frau Del-Terra zeigte sich denn auch nicht erfreut und meinte: „Wir halten uns beiseite.“

Da jedoch der Tag der Ankunft bezeichnet war, so hielt Ethel sich für verpflichtet, zur Begrüßung an den etwas entlegenen Bahnhof hinauszuwandern.

Das fürstliche Paar, freundlich und herzlich wie immer, erschien ihr aber gleichsam nur im Fluge; kaum hatte sie mit den eben Aussteigenden auf dem Perron einige Worte gewechselt, so kam schon die Zofe, sowie die Bediensteten des Hotels mit Handtaschen, Hutschachteln und Plaids, der Wagenschlag wurde aufgerissen, die geschlossene Equipage rollte davon.

Es vergingen nun zwei stille Tage, jedoch Ethel war unruhig, beinahe nervös.

In solcher Stimmung befand sie sich, ihre Mutter suchend, die ein wenig vorausgegangen war, am Nachmittag im Stadtpark. Sie schritt an einigen Tischen vorüber, und flüchtig, ganz unbestimmt zog ihr eine Empfindung wie von etwas Bekanntem durch den Sinn; darauf hörte sie sich angerufen, wandte sich zurück, sah an dem Tische die Fürstin, den Fürsten und einen fremden Herrn.

Mit familiärer Formlosigkeit zum Verweilen aufgefordert, wurde sie dem Fremden vorgestellt — sie verstand den Namen Wilhelm von Anskort.

Es durchfuhr sie wie ein elektrischer Schlag, alles

Blut ſtockte im Herzen, ſie fühlte Geſicht und Hände kalt werden und wollte gewaltſam gegen die verräteriſche Bläſſe kämpfen. Sie war ſicher, daß ſie vor Edelhards Vater ſtand — das verriet ihr ſein Blick —

Mit großer Selbſtüberwindung bemühte ſie ſich, freundlich und heiter zu reden; ob es ihr gelang, wußte ſie ſelbſt nicht, ſie war in einer taumelnden Aufregung; nur undeutlich und wie von ferne ward ſie ein paar liebenswürdiger Worte der Fürſtin inne, und daß Herr von Anskort eine hochmütige und böſe Miene machte, und daß ſein Geſicht gerötet war. —

Sie verabſchiedete ſich, etwas haſtig und ungeſchickt. —

Als ſie dann die Mutter getroffen hatte, ſprach ſie aufgeregt, aber nur kurz von dem Erlebnis; mit umſo ängſtlicherer Ungeduld ſehnte ſie ſich nach einem Lebenszeichen von ihrem Bräutigam.

Und endlich traf nach ſo langer Pauſe der erſte Brief ein.

Edelhard bat um Verzeihung für ſein langes Schweigen, ohne es zu erklären, und erwähnte, daß ſein Vater nach Karlsbad gegangen ſei; von ſich ſelbſt ſprach er wenig, gab nur zu verſtehen, daß er zunächſt in München bleiben und ſeinen Unterhalt mit Überſetzungen verdienen wolle.

Dann erzählte er den heimtückiſchen Streich, den Tante Chriſtiane ſeinem Vater geſpielt habe, und ſchilderte die ſtarke Wirkung davon auf die Laune, ja ſelbſt auf die Geſundheit des eigenwilligen Mannes. Da man ſich infolge der hohen Forderungen Chriſtianens endlos über den Preis ſtritt, ſei der Verkauf, ſoviel er wiſſe, noch nicht abgeſchloſſen, aber er könne nun jeden Tag perfekt werden.

Dieſe Mitteilung ergriff auf das lebhafteſte Ethels teilnehmende Phantaſie; nichts Verächtlicheres gab es für ihren naiven Stolz, als Winkelzüge, und über das heimtückiſche Verfahren der Tante entrüſtete ſie ſich daher leidenſchaftlich. Sie nahm in dem Streite durchaus für Herrn von Anskort Partei, deſſen Wunſch, das kleine Familiengut zu beſitzen, ihr nicht nur natürlich, ſondern nach ihrem hochgemuten, pietätvollen Sinne wie eine Pflicht erſchien.

Sie übertrieb ſich die Bedeutung dieſer einen Frage ins Ungeheuerliche, von der, ſo meinte ſie, das Geſchick einer ganzen Familie abhänge. Obgleich der Verkauf der ‚Bleiche‘ vermutlich ſchon erfolgt war, ſagte ſie ſich, er müſſe um jeden Preis hintertrieben werden; das konnte nur durch ein Wunder geſchehen, aber ſie wollte an das Wunder glauben, ſie betete um ein Wunder. —

Sie ging jetzt gern für ſich ihren eigenen Gedanken nach. —

„Ah, meine Liebe,“ ſagte die Fürſtin zu ihr, als ſie ſich nach einigen Tagen zufällig am Brunnen begegneten, „meine Liebe, ich habe Sie ſchon lange geſucht, aber Sie ſchienen wie vom Erdboden verſchwunden.“

Dann zog ſie Ethel aus der menſchenwimmelnden Allee in eine etwas abgelegene Ecke und plauderte, während ſie an dem heißen Mineralwaſſer nippte, mit ihr. Sie ſprach in halbgeflüſtertem Tone, aber ſehr lebhaft, von Herrn von Anskort, wie er bei ſchlechter Laune ſei und vor jedem, der es hören wolle oder nicht, mit rückſichtsloſer Brutalität über ſeine Verwandten ſchimpfe.

Ethel teilte die Nachrichten, die sie von ihrem Bräutigam erhalten hatte, mit.

Und Fürstin Maria zeigte dafür das größte Interesse; der sonderbare Erbfall machte sie neugierig; außerdem lag ihr nicht nur das Geschick Ethels, das dadurch immerhin berührt wurde, am Herzen, sondern sie war auch erpicht auf die Liebeswirren junger Menschen, um für diese dann enthusiastisch, wenn auch nicht stets auf die geschickteste Weise, einzutreten.

Unter dem mit einem Musikprogramm geschmückten Baume ihr Glas leerend, drückte sie in aller Eile dem jungen Mädchen ihre Sympathie aus, unbefangen wie eine Gleichaltrige, — die beiden brachen auf, da das Publikum in der Nähe zahlreicher wurde — Ethel hatte noch Zeit, ihre herantretende Mutter vorzustellen — dann schied die Fürstin mit dem liebenswürdig geäußerten Wunsche eines recht häufigen Wiedersehens. —

Es erfolgte nun auch alle Tage irgend ein Zusammentreffen, manchmal zufällig, manchmal nach einer Aufforderung oder Verabredung. Das fürstliche Paar war dabei meist von Herrn von Anskort begleitet; Aistoff frischte gern alte Beziehungen wieder auf, wenn sie auch, wie in diesem Falle, ganz oberflächlich gewesen waren und weit zurücklagen, in der Zeit seiner ersten diplomatischen Sendungen.

So hatte Ethel denn häufig Gelegenheit, dem Baron zu begegnen. Die Fürstin mußte ihm von ihr gesprochen haben; unverkennbar und vielleicht allzusehr war sie das junge Mädchen durch mütterliche Vertraulichkeit auszuzeichnen bedacht, wenn sich Anskort zugegen befand.

Und eine gewisse Wirkung auf den trotzigen, aber

dabei unbewußt beeinflußbaren Mann blieb nicht aus. Er verriet zwar Kälte und Abneigung, eine gewollte, voreingenommene Antipathie; aber dann sproßte doch eine gewisse Neugier auf, und ohne daß er es ahnte, kam ein entschiedenes Interesse zum Vorschein.

Ethel hatte ihm gegenüber ihre erste Befangenheit völlig verloren. Sie bedachte, daß man ihm Unrecht getan habe, und das erregte eine ritterliche Sympathie in ihrem Herzen. Der ehrliche Wunsch, zu helfen und wohlzutun, gibt immer etwas Überlegenes; nun trat er aber bei Ethel so bescheiden und zart auf, daß er ihrem Betragen, fern von aller Prätention und Altklugheit, eine gewinnende Anmut verlieh.

Laura Del-Terra, die zuerst hatte widerstehen wollen, gab dann doch der freundlichen Fürstin nach, und so war man bald überall beisammen: beim Brunnen, beim Nachmittagskaffee, auf Wanderungen, manchmal zum Essen auf der Terrasse des Hotels vor den fürstlichen Zimmern — nicht selten freilich durch einen der vielen Bekannten des Fürsten gestört.

Anskorts Laune wurde durch die Kur und die ruhige Lebensweise sehr gebessert; er kam nun dem jungen Mädchen, von dem er eigentlich nichts wissen wollte, ahnungslos von Tag zu Tag näher. Er verriet zögernd zuerst Achtung, dann beinahe Bewunderung und am Ende ein natürliches Wohlgefallen. Der Ton seiner Unterhaltung wurde gemütlicher, er neckte harmlos und erwies halb ernsthaft, halb im Scherz allerlei kleine Ritterdienste, nahm dann wieder unwillkürlich etwas väterliche Manieren an, bis er sich plötzlich der übergroßen Intimität inne ward und sich selbst gleichsam zur Ordnung rief.

Die Mutter flößte ihm, der sich doch nicht leicht imponieren ließ, Respekt ein; und wenn ihre strenge Würde ihm unbehaglich war, wandte er sich ganz von selbst wieder der Tochter munterer Herzlichkeit zu.

Ethel aber hatte sich an seine Art so gewöhnt, daß sie ihm, dem alten Feinde, nicht nur die besten Absichten, sondern auch eine aufrichtige Zuneigung entgegenbrachte. Sie sah, ohne sich darum bemühen zu müssen, über seine Eigenheiten, seine Willkür und Rücksichtslosigkeiten hinweg und gewahrte nur das zugrunde liegende Gute seines Charakters, und an dieses hielt sie sich mit Vertrauen und fröhlicher Selbstgewißheit.

Diese zwei so verschiedenartigen Menschen schienen bestimmt, einander anzuziehen, über alle Hindernisse hinüber, welche das Geschick zwischen ihnen aufgerichtet hatte.

Ethel war dabei nicht berechnend, ja sie stellte sich kaum noch genau vor, was sie von diesem Mann denn eigentlich wollte; und dennoch nahm ihr Betragen zu ihm häufig ungezwungen die gehorsame Aufmerksamkeit einer Tochter an, was er sich schmunzelnd gefallen ließ, — eine Versöhnung, der nur noch das letzte Wort fehlte. —

Da erfuhr Ethel mit Schrecken, Anskort sei plötzlich abgereist; ein Telegramm sollte ihn dazu veranlaßt haben. Die Fürstin glaubte, es handle sich um einen Todesfall.

Am nächsten Tage aber kam ein Telegramm von Edelhard; es teilte das infolge eines Schlaganfalles unerwartet erfolgte Ableben der Tante Christiane mit und meldete seine bevorstehende Ankunft.

Was bedeutete das? Ethels Gemüt war bewegt

von Zweifeln, Enttäuschung, banger Erwartung und auch einer unbewußten Freude — sie vermochte weder in Milde noch in Widerwillen an die Verstorbene zu denken, sie vermochte überhaupt nicht zu denken, und die Unruhe wurde ihr mit jeder Stunde quälender.

Viel zu früh kam sie an den Bahnhof, sie blickte unverwandt auf den sich in sanfter Biegung verlierenden Schienenweg, bis ihr die Augen schmerzten; endlich brauste der Zug heran. —

Das Herz zog sich ihr ein wenig zusammen, als sie Edelhard aus dem Waggon steigen sah — sie begrüßte ihn, sie redete hastig und fragte viel, aber, sonderbar genug, nur gleichgültige Dinge. —

Er schickte seine Sachen ins Hotel und ging mit ihr zu Fuß auf Umwegen durch die stillen Straßen.

Es lag wie eine Spannung zwischen ihnen, der Bräutigam verriet eine unausgesprochene Verlegenheit.

Als sie nun, bereits unfern von dem Hotel, in einen ruhigen, fast menschenleeren Teil der Anlagen gekommen waren und Ethel nach dem Tode der Tante fragte, da versetzte er brüsk: „Eben deshalb bin ich hier."

„Und das Gut?"

„An demselben Tage sollte der Vertrag unterschrieben werden, sie starb einige Stunden vorher."

„Welch sonderbare Schickung!"

„Infolge dieses unerwarteten Ablebens fällt nun die Bleiche mit dem Vermögen dem Universalerben anheim."

Es lag eine nicht bemeisterte Erregung in der Stimme, Ethel blickte überrascht hinüber zu ihrem Bräutigam, auf dessen Antlitz das Licht einer Straßen-

laterne fiel: in seinen Zügen spielte ein nervöses Zucken und zugleich etwas wie ein nervöser Zwang zum Lächeln, die kurzsichtigen Augen blickten unsicher, halb ängstlich.

Auf ihre Frage nach dem Universalerben zögerte er.

Sie drängte: „Ich bitte dich, quäle meine Ungeduld nicht länger."

„Du mußt aber nicht erschrecken. Ich möchte dir auf den Weg helfen, aber ich fürchte, du verstehst nicht —"

„Bitte rede."

„Der Universalerbe wandelt hier durch die Straßen von Karlsbad."

„Was, bist du es?"

„Nein, nicht ich."

„Aber?"

„Aber — du!"

„Das ist doch nicht möglich!" rief Ethel, sich vergessend, ganz laut.

Es bedurfte wiederholter Versicherungen, bis sie die Nachricht für ernst nahm.

„Aber, um Gottes willen, wie kommt die Frau darauf?" meinte sie.

„Nun, die Beweggründe können uns einerlei sein —"

„Nein, durchaus nicht!" versetzte Ethel bestimmt. Sie merkte, daß ihr Bräutigam etwas verschwieg, daß er sie von unbequemen Nachforschungen ablenken wollte.

Nun fragte sie eindringlicher, und er sah sich nach einigen ungeschickten Versuchen, auszuweichen, in die Enge getrieben, er bekannte offen, obwohl ungern:

„Ja, wie ihr Charakter war — du kannst dir denken, daß sie die Familie ärgern wollte. Besonders meinen Vater, dessen maßlose Äußerungen über sie man ihr hinterbracht hatte. In ihrem Zorn meinte sie zu befördern, was ihm, wie sie glaubte, besonders unangenehm sei. Sie sagte sich, wenn du zu Vermögen kämest, würdest du mich sofort heiraten; und die Familie —"

„Niemals werde ich das annehmen!" rief Ethel, während er linkisch nach Ausdrücken suchte.

Ein heftiger Zorn hatte sie ergriffen. „Was denkt sie von mir? Ich soll mich hergeben zum Werkzeug ihres Hasses? Niemals!"

Edelhard war bestürzt einen Schritt zurückgewichen. „Wie, du wolltest —"

„Ich will mit dieser hinterlistigen Person nichts zu tun haben — um alle Schätze der Welt nicht!"

Der Jüngling schaute sie schweigend und hilflos an, er war wie gelähmt vor solcher Entschiedenheit.

Und dann stieg eine tiefe, mutlose Trauer in ihm auf, die sein erschrecktes Antlitz mild überschattete. „Denkst du auch an unsere Zukunft?" fragte er ganz leise.

Es dunkelte schon stark auf der menschenleeren Promenade; in einiger Entfernung ging ein Herr vorbei, neugierig sich nach dem jungen Paare umsehend, das sein langer, von der Straßenlaterne geworfener Schatten fast erreichte; die meisten Fenster des Hotels waren erhellt, und vor dem Eingang brannten zwei große Gasflammen. Das junge Mädchen stand aufrecht und ein wenig starr, die Finger hielten den Griff des Sonnenschirms krampfhaft umspannt, und welche Empfindungen auch das Herz durchwühlen mochten: Mitleid und Schadenfreude, oder der Reiz der Ver-

ſuchung, — nach außen trat nur die ſtolze jungfräuliche Herbigkeit hervor, und ein innerlichſter, an den Widerſtänden ſich verſteifender Eigenſinn.

Edelhard murmelte flehend: „Verſprich mir nur, daß du keine Voreiligkeiten —“

„Ich will ja alles tun, was ich mit meinem Gewiſſen vereinigen kann,“ antwortete ſie tonlos, dann reichte ſie ihm die Hand und wandte ſich ab.

Edelhard blickte ihr ratlos nach und ſah die Umriſſe ihrer Geſtalt unter den dunkelnden Bäumen der Promenade ſchnell verſchwinden . . .

Als Ethel nach Hauſe kam, übergab ihr die Mutter ſehr verwundert ein Schreiben auf ihren Namen mit dem Stempel eines Notars, das eben eingelaufen war.

Es enthielt die Mitteilung von der ihr zugefallenen Erbſchaft.

Erſt nachdem Ethel eine allerdings kurze und konfuſe Erklärung gegeben hatte, begriff die Mutter den Zuſammenhang; ſie wunderte ſich und freute ſich, ohne jedoch auf ihrem Antlitz mehr als nur Andeutungen der inneren Bewegung zu verraten.

Ethel äußerte ohne Umſchweife ihre Abſicht, die Erbſchaft auszuſchlagen, und wiederholte, ſie wolle nicht ein Inſtrument des Haſſes ſein.

Vielleicht hatte ſie ſich an der Zuſtimmung ihrer Mutter ſtärken wollen. Aber die Mutter erwiderte: „Die Familie hat auf die Hinterlaſſenſchaft kein juriſtiſches und nicht einmal ein moraliſches Recht. Es wäre lächerlich, wollteſt du dir Skrupel machen. Du kannſt über das Geld verfügen, wie du willſt: du kannſt es annehmen, oder deinem Bräutigam überweiſen, oder refüſieren.“

Sie hatte das gemeſſen geſagt, faſt ausdruckslos; jedoch, ſo ſehr ſie gewohnt an Haltung und ſo ſtark die Kraft ihres Willens war, ließ die ſchmerzliche Enttäuſchung ſich nicht ganz verhehlen.

Ethel war dennoch nicht ganz überzeugt, ſie bedauerte das innig und hätte ſich gern noch zureden laſſen; aber die Mutter ſchwieg zuerſt verſtimmt und ſprach dann mit großer Selbſtbeherrſchung von anderen Dingen.

Ethel fühlte ſich bedrückt und ſchämte ſich beinahe. Jetzt hatte ſie ſo ſchön Gelegenheit, ihrer alternden Mutter das Leben bequem zu machen und die tägliche Sorge abzunehmen — dieſer Frau, die viel zu ſtolzbeſcheiden war, um zu verraten, wie begierig ſie die Erlöſung aus der Armut erwartete — und ſie, die grauſame Tochter, hielt ſich, ſtatt freudig wohlzutun, mit eitlen Bedenken auf!

Und doch, wenn ſie dieſe Bedenken niederzuringen ſich anſtrengte, wuchſen ſie aufs neue und wurden unüberwindlich ſtark. Es war ihr, als nahe ſich ihr der Verführer, um ihr die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten zu zeigen und ſie mit ſolchem Blendwerk heimtückiſch abzulenken von dem geraden Wege, den ihre Seele ging.

Die Verwirrung beherrſchte ſie den ganzen Reſt des Abends und hinderte ſie, als ſie in ihrem Bett lag, noch ſtundenlang am Schlafen.

Am Ende ertrug ſie dieſe bedrängende, unruhige Klarheit in ihrem Gehirn nicht mehr, ſie kleidete ſich flüchtig an und begab ſich in das andere Zimmer.

Es war eine milde Nacht, hoch am Himmel ſtand der Mond und warf, über die Apfelbäume hinweg, blendend weiße Strahlen durch die Fenſterſcheiben

und schräg den Fußboden entlang. Ethel blickte regungslos aus dem geöffneten Fenster, sie genoß andächtig die köstliche Stille der Natur. Es ward ihr eigentümlich groß ums Herz, ein wenig schwer wohl, aber nicht mehr quälend. Sie erblickte, wie durch ihr Gedächtnis hindurch, in weiter Ferne die Mutter und den Bräutigam und schaute auf sie mit liebevoller Empfindung. Dann zog es ihr durch das Gemüt wie ein trauriges Bewußtsein, daß sie diese Nächsten mit einer Enttäuschung kränken müsse. —

Nun mußte sie auf einmal an Herrn von Anskort denken. Er stand ihrem Geiste plötzlich so nahe, daß sie glaubte, ihm die Hand reichen zu können. Und seine Erscheinung erfüllte sie mit Liebe, mit hingebendem Vertrauen, so daß sie selbst einen Moment darüber erstaunte — aber dann war es ihr schon ganz natürlich. Hatte sie sich an den herrischen, beinahe abstoßenden Mann so völlig gewöhnt — oder war ihr Verhältnis zu ihm bereits mehr als eine bloße Gewöhnung? Undenkbar schien es ihr, daß sie in diesem Manne einen Gegner erblicken sollte, daß sie mit ihm ringen sollte um seinen Sohn und, was ihm gebührte, wie ein habgieriger Finder in der Tasche behalten. Nein! Durch ihre Seele strömte eine Woge der Liebe, des Vertrauens. —

Sie zündete auf dem braunbemalten Tische in Mitte des Zimmers eine Kerze an, nahm einen Briefbogen und begann zu schreiben. Sie schrieb hastig, aufgeregt, als folge sie einem zu schnellen Diktat . . .

Sie faltete den fertigen Brief zusammen und verbarg ihn. Darauf ging sie zu Bett, und ein tiefer, ruhiger Schlummer legte sich auf ihr befreites Gehirn. —

Am andern Tage und alle die folgende Zeit fühlte sie sich leicht und gehoben, wie einer, der einem hohen Ziele entgegenschwebt, es war ein wolkenloser Sonntag in ihrer Seele.

Sie bemerkte wohl, daß ihre beiden Nächsten sie besorgt und fragend anblickten und daß beide erschraken, als sie andeutend von ihrem Briefe nach Perdangen sprach. Der Mutter gab ihr inneres Ergriffensein immer nur etwas eigentümlich Starres; Edelhard aber mit seiner suchenden Rede, seinen linkischen Gebärden, seinen nach innen leuchtenden erstaunten Augen erschien hilfsbedürftig und ratlos wie ein Kind.

Und Ethel fühlte, wie ihr die Brust voll war von einer gerührten, mütterlichen Liebe zu ihm; sie hoffte ihn bald sicher, froh und glücklich zu machen. —

Unterdessen wartete sie mit Ungeduld auf die ersehnte Antwort; ihre Ungeduld steigerte sich, als die kürzeste Frist abgelaufen war; und so lag über den dreien eine sonderbare Spannung um ein Unausgesprochenes, das gerade in diesem Schweigen eine unheimliche Wirklichkeit gewann.

Endlich kam die Antwort aus Perdangen.

Ethel riß eilig den Umschlag auf und las mit begierigen Augen.

Aber von den ersten Worten an kam sie schon langsamer über die Zeilen hinweg, deren unfreundliche Kälte sie wie mit Widerhaken zurückhielt.

Herr von Anskort schien das Vertrauen, mit welchem sie das ihr zugefallene Recht in seine Hände zurücklegte, als eine Beleidigung anzusehen, er antwortete auf den gebefreudigen Stolz des jungen Mädchens mit einem kalten, höhnischen Hochmut.

Und höhnisch klang es auch, wie er von dem Sohne sprach, der erwachsen sei und seine Pflichten kennen müsse. —

Ethel hätte sich in der Lage dieses Mannes vielleicht nicht anders verhalten; aber nun kränkte und entrüstete der Brief sie in ihrem Herzen so sehr, daß sie ihn halbgelesen schon wegwerfen wollte.

Aber siehe da, in der zweiten Hälfte änderte sich der Ton, er ging aus der schnöden amtlichen Gemessenheit in eine väterliche Jovialität über.

‚Wenn Sie es recht überlegen,‘ meinte Anskort, ‚werden Sie wohl selbst Ihr Schreiben als eine Voreiligkeit betrachten.‘

‚Egal,‘ fügte er hinzu, ‚es ist eine Voreiligkeit, deren Beweggründe ich als alter Menschenverächter zu schätzen weiß. Daß einer aus idealen Motiven einen legitimen Vorteil aus der Hand geben will, das sieht man nicht alle Tage; und, wissen Sie, ein Trotzköpfchen ist mir sympathisch, wenn es sich auch einmal verhaut. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem unerwarteten, aber nicht unverdienten Glücke, Frau und Tochter schließen sich unbekannterweise meinem Glückwunsch an. Ebenso bitten wir, uns Ihrer Frau Mutter bestens zu empfehlen.‘

Ethel verstand; sie las den Brief immer und immer wieder, an Stelle der ersten Enttäuschung kam ihr eine große, innige Freude. Der Mann, der um ihretwillen seinen Sohn hatte verstoßen wollen, redete wie ein Vater zu ihr! Er gab ihrem Bund den Segen, und nun löste sich doch aller Streit in Harmonie auf. Sie konnte jetzt dem Bräutigam das Vermögen übertragen oder es selbst behalten; das war alles gleich, es gehörte, wie sie selbst, zur Familie.

Und dabei war sie doch sicher, daß sie durch ihr persönliches Auftreten den Sieg errungen hatte und nicht etwa durch ihren neuen Reichtum. —

Freudestrahlend zeigte sie den Brief ihrer Mutter; diese war äußerst erstaunt und umarmte dann die Glückliche frohbewegt.

Und die Freude wurde noch erhöht, als Edelhard kam, der ebenfalls von seinem Vater einen Brief erhalten hatte. Herr von Anskort schrieb seinem Sohne über die Braut, als ob er, der Vater, sie erst habe entdecken müssen; auf Widersprüche mit sich selbst kam es ihm nicht an, da er seine früheren Äußerungen stets mit größter Leichtigkeit annullierte; und er warf spöttisch nun dem Bräutigam gewissermaßen vor, daß er für seine Geliebte nicht entschieden genug eingetreten sei.

Da er jedoch einen Menschen ohne Stellung im Leben nicht gelten ließ, so verlangte er von Edelhard, dieser solle erst seinen Doktor machen; sobald ihm das gelungen sei, beabsichtige man Ethel nach Perdangen einzuladen. —

Die drei feierten einen herrlichen, seligen Tag.

Und vierundzwanzig Stunden später fuhr Edelhard fort, zu einer kleinen Universität; er hatte seine Doktorarbeit vor Jahren begonnen und konnte sie in kurzer Zeit beendigen.

Frau Del-Terra, die mit dem Erfolge ihrer Kur sehr zufrieden war, wollte ihre schon längst gehegte Absicht ausführen und nach England reisen.

Als sie nun zusammen ihren Abschiedsbesuch bei dem Fürsten und der Fürstin machten, wußten diese schon über die neue Wendung der Dinge genau Bescheid, sie zeigten eine freudige und herzliche Anteil-

nahme und luden das junge Mädchen dringend ein, sie nach Paris zu begleiten, um dort wenigstens einige Wochen im Verkehr mit Natalie, Fifi und den gewohnten Hausgenossen zu verbringen.

Eine so freundliche Aufforderung ließ sich nicht ablehnen; und wenn die Mutter nach England vorausfuhr, konnte man sich ein wenig später in London bequem treffen.

So reisten denn die guten Menschen nach verschiedenen Richtungen auseinander von dem böhmischen Badeorte, der mehr noch als ihre körperliche Gesundheit ihr seelisches Glück gefördert hatte.

XIV.

Ethel betrat das prächtige Haus bei den Champs Elysées mit einem wundersamen, gerührten und dankbaren Gefühl, wie ein Heim ihrer Kindheit. In welcher Unsicherheit hatte sie es verlassen, und wie ganz anders begrüßte sie es nun!

In der Halle schon kam ihr Natalie entgegen. Ihre Empfindung machte sich nicht in Worten oder Liebkosungen Luft, sondern verriet sich in einem schweren Stummsein; immerhin sprach sie ihre Freude über den Gang der Dinge aus — zur Beruhigung ihrer Eltern, die bereits gefürchtet hatten, sie werde eifersüchtig zürnen, daß die Heirat so nahe bevorstände.

Ethel begrüßte Madame Durin und einige der Dienstboten; als sie darauf sich umgekleidet hatte und an der langen Familientafel saß, kam es ihr vor, als

wäre sie über eine Lücke der Zeit hinweg in das Vergangene versetzt. Fifi machte ihre gewohnten vorlauten Bemerkungen, Alexander erzählte Anekdoten aus der leichtsinnigen Welt und entwickelte große Pläne, die ihn jedoch keineswegs in seinem Nichtstun störten; zum Kaffee kamen einige Visiten — dieselben Menschen wie früher, nur in etwas anderer Toilette. —

Man sprach dabei jedoch weniger von gesellschaftlichen Ereignissen als von der politischen Lage, die den Eingeweihten Sorge und Beklemmung verursachte.

Die beiden Freundinnen verweilten viel allein beisammen. Natalie war überarbeitet und hatte Momente geistiger Depression, zumal wenn sie über der Elenden Undankbarkeit oder törichten Widerstand klagen mußte; dennoch ging sie ganz in ihrem Berufe auf, diente ihm mit äußerster Hingebung und Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst.

Es war, als hätte sich all ihr Idealismus konzentriert in diese eine, große, verzweifelte Anstrengung. Sie ließ ihre Bücher und die Wissenschaft liegen, weil sie alles, was nicht unmittelbar zur Linderung äußerer Not beiträgt, für überflüssig erachtete. Einsam in all ihrer werktätigen Menschenfreundlichkeit schloß sie sich sehr schnell wieder mit sehnendem Verlangen der Freundin an; sie sprach nicht einmal viel mit ihr, mußte sie aber täglich um sich sehen, blickte aus ihren düsteren Augen liebevoll-eifersüchtig auf sie.

„Aber du nimmst Ethel ganz in Beschlag," sagte die Mutter vorwurfsvoll, „wenn ich sie eingeladen habe, so will ich doch, daß sie sich bei uns ein wenig amüsiert."

Jedoch Ethel tat gern, was ihr eine liebe Pflicht war, und begleitete nur zuweilen die Fürstin ins Theater, um eine Freundlichkeit nicht abzuweisen.

Unterdessen schien mit Natalie eine körperliche Veränderung vorzugehen. Ohnehin längst übermüdet, wurde sie nun sehr schwach, hatte Kopfschmerzen, Schwindelanfälle und eine große innere Unruhe; und, merkwürdig, sie, die Fatalistin, litt häufig unter einer blinden, sinnlosen Angst. Sie wollte bei alledem keinen Arzt sehen; aber Ethel mußte beständig um sie sein, und so, daß ihr Blick sie immer erreichen konnte.

Sehr bald verschlimmerte sich der Zustand, es trat Fieber ein, die Kranke mußte im Bett bleiben.

Sie war aufgeregt und klammerte sich in ihrer Aufregung so ängstlich an die Freundin, daß diese im Nebenzimmer ihr Bett aufschlug und fast ununterbrochen sich bei der Fiebernden aufhielt. Immer noch sträubte sich diese gegen medizinischen Beistand mit einem sonderbar störrischen Mißtrauen, das man alle Mühe hatte zu überwinden; der endlich herbeigerufene Arzt zeigte eine bedenkliche Miene und erklärte, es liege dringender Verdacht auf Typhus vor.

Die erschreckten Eltern wollten daran nicht glauben und konsultierten sogleich einen berühmten Professor, der jedoch seines Kollegen Diagnose lediglich bestätigte und die strengste Absonderung der Kranken von der übrigen Familie befahl.

Ethel erbot sich zur Pflegerin, und in der Tat hätten ohne sie die angstvollen Erregungszustände sich vielleicht ins Gefährliche gesteigert; zwar mahnte der Fürst sie, an ihre eigene Gesundheit zu denken, und behauptete, ein solches Opfer nicht annehmen zu können, war dann aber sehr zufrieden, als sie fest blieb.

„Ach Gott, wie alles zusammentrifft," jammerte der verwöhnte Mann; „ich fürchtete schon, wegen bevorstehender politischer Verwicklungen Paris verlassen zu müssen; diese Gefahr ist nun glücklich beseitigt — und nun verfolgt mich das Schicksal mit solchem häuslichen Unglück —"

Die Fürstin dankte Ethel überschwenglich und schrieb einen langen Brief an Frau Del-Terra.

Ethel verließ die beiden abgelegenen Zimmer kaum. Sie verrichtete der Patientin kleine Handreichungen, legte ihr etwa die Kissen zurecht, aber die Hauptsache war ihre beruhigende Anwesenheit, denn Natalie, in ihren gesunden Tagen so spröde, zeigte sich nun hilfsbedürftig wie ein Kind und ließ die andere kaum zu einem kurzen, oft unterbrochenen Schlaf kommen.

Man hatte eine barmherzige Schwester heranzuziehen versucht, allein Natalie wehrte sich mit wilder Heftigkeit gegen die Fremde, und man mußte den Versuch aufgeben.

Dabei nahm trotz aller Bemühungen des gefeierten Mediziners die Krankheit einen sehr schweren Verlauf. Das Fieber stieg gegen Abend auf eine erschreckende Höhe, Delirien und wirres Grausen traten ein, so daß die Kranke, selbst in der Bewußtlosigkeit noch, sich an ihre Pflegerin klammerte. Am Morgen ließ das Fieber nur wenig nach, Stumpfheit wechselte mit erneuter Unruhe, ein bleierner Schlaf mit jähem Aufschrecken. Und auf Augenblicke schien Natalie ganz klar; dann ergriff sie die Hände der treuen Pflegerin, um sie zu küssen, und weinte — sie konnte jetzt weinen.

Da Ethel beinahe alles selbst tun mußte, er-

lernte sie die Pflege rasch, und das Gefühl der Verantwortung verlieh ihr, sonderbar genug, geistige Ruhe.

Aber ihre Kräfte wollten manchmal fast versagen. Die drückende Luft in der Krankenstube, der Mangel an Schlaf, die beständige Aufmerksamkeit — das zusammen machte sie so müde, daß sie oft kaum stehen und an gar nichts anderes mehr als an ihre gegenwärtige Pflicht denken konnte; nur mit starkem Kaffee und einem Schluck Champagner hielt sie sich in den schwersten Momenten aufrecht.

Wie sie die übrigen Räume des Hauses jetzt nie betrat, so wußte sie auch nichts von der Welt; nur ein paar Briefe von Edelhard, von ihrer Mutter, kamen ihr zu Gesicht. —

Da hörte sie eines Tages einen ungewohnten Lärm auf der Straße. Er klang in das offene Fenster von ferne herüber und doch sehr deutlich, er klang, als ob er einen ganz besonderen Sinn habe — und wiewohl sie sonst gar nicht furchtsam war, krampfte sich ihr das Herz zusammen vor diesem wirren, rätselhaften Geräusch von Menschenstimmen und einer sich bewegenden Menge. —

Nun erschien der Fürst an der Türe und bat Ethel in den Korridor.

Bleich, in höchster Aufregung, der Sprache kaum noch mächtig, stieß er heiser und schwach die Worte hervor: „Der Krieg ist erklärt."

„Der Krieg?" wiederholte Ethel mechanisch, wie geistesabwesend, aber dennoch erblassend.

Der Fürst erklärte ihr kurz und verworren, was zu erklären war, indem er dieselben Sätze und Worte stets wiederholte.

Dann griff er, plötzlich sich erinnernd, in die Tasche und zog einen Brief hervor.

Er war von Frau Del-Terra und enthielt eine dringende Aufforderung an Ethel, sofort nach London zu kommen; beigelegt war ein Billett von Herrn von Anskort, welcher, da der Sohn sich zur Armee begeben mußte, auf dessen Wunsch die Braut nach Perdangen einlud.

„Edelhard — in den Krieg," murmelte sie mit starren Lippen; die Arme hingen ihr schlaff am Körper herunter, sie war wie in einer Ohnmacht . . .

In diesem Augenblicke schrie die Kranke.

Ethel eilte zu ihr. Die Erregung war grauenhaft stark, sie trotzte allen Beruhigungsversuchen; Ethel kämpfte wie Jakob, da er mit dem Engel rang, mit einer unnatürlichen Kraft, so schien es ihr. —

Endlich ging die Aufregung in eine totenähnliche Apathie über.

Man hatte eilig nach dem Arzt geschickt; er blickte auf die erstarrt liegende Kranke, ohne sie zu untersuchen, und murmelte vor den Eltern einen undeutlichen Trost.

Als er ging, zog er Ethel beiseite und flüsterte ihr zu: „Es ist sehr schlimm. Lassen Sie sich durch nichts überraschen und halten Sie die Eltern aufrecht."

‚Gegen Morgen wird es zu Ende sein', dachte Ethel bei sich; es war ihr feierlich-ruhig zumute, nur bedrückte es sie, daß sie vor der Familie heucheln sollte, heucheln im Angesichte der Ewigkeit.

Den Tod fürchtete sie nicht.

Plötzlich fiel ihr Edelhard ein, und sie wünschte, der Tod möge schneller kommen, damit sie frei würde. —

Aber er kam nicht. Nataliens Zustand blieb unverändert, das Bewußtsein war geschwunden, zuckende Bewegungen liefen über den Körper, das Atmen wurde so schwer, daß es ein Röcheln schien: aber sie lebte.

Ethel wunderte sich über die Unschlüssigkeit des Todes, sie war fast enttäuscht.

Und dann zeigte sich eine leise, leise Veränderung. Das Fieber ließ am Morgen ein wenig nach, darauf auch abends. Die Kranke war öfter bei Besinnung; die Schwäche verhinderte sie am Sprechen; aber sie blickte mit einem sonderbaren Ausdruck von Dankbarkeit und Angst auf die Pflegerin.

Dabei bildete trotz des gebesserten Fiebers die Schwäche selbst eine beständig drohende Gefahr; es bedurfte der äußersten Vorsicht. —

Ethel tat, was sie seit Wochen gewöhnt war zu tun, mechanisch, beinahe instinkthaft. Zu denken hätte sie nicht vermocht, sie konnte nur noch ihren Willen bis zur quälenden Pein anspannen, wenn die Erschlaffung sie anfiel; im übrigen verbrachte sie die Tage wie in einem Schlafwandeln; sie erinnerte sich nur ganz unbestimmt an den Krieg, an ihre Mutter und den Bräutigam. —

Und dann war Natalie außer Gefahr, wenn auch sehr abgemagert und verändert dadurch, daß ihr die Haare teils ausgefallen, teils ergraut waren.

Nun fühlte sich Ethel wie einer, der aus einem tiefen Schlafe erwachend, sich zweifelnd an die Stirne greift; sie mußte eine Art von Taumel und Schwindel überwinden, um zu erfassen, was sie in den letzten Wochen wie ein fernes Wellengetöse überhört hatte

und nun erfuhr: es waren große Schlachten geschlagen, die kaiserlichen Heere befanden sich eingeschlossen in Festungen oder auf der Flucht nach Paris.

Diese Stadt, sonst im Festglanze strahlend, war wie von einer schwarzen Wolke überschattet. Es kamen falsche Siegesnachrichten, auf die sich zuerst leichtsinnige Zuversicht erhob und dann ein Rückschlag erfolgte mit Beschämung, Entmutigung, knirschender Wut. —

Bis in die stille Krankenstube drang nachzitternd das letzte Schwingen dieser Erregung. Und längst waren schon keine Briefe mehr angekommen. —

Ethel war aufs äußerste beunruhigt, sie hielt es nicht mehr aus, es drängte sie fort aus Paris. Wohin sie wollte, wußte sie selbst nicht; sie hatte das unbestimmte Gefühl, ihrem Bräutigam beistehen zu müssen, und als warte draußen eine große Pflicht auf sie, nachdem sie in dem befreundeten Hause ihre Pflicht erfüllt.

Der Fürst versuchte nicht, sie umzustimmen, sondern versprach ihr einen Paß zu besorgen und sie einer anständigen Reisegesellschaft zu empfehlen; „Sie kommen als einzelne noch durch; wieviel schwerer habe ich es mit der Familie und dem großen Hause," meinte er seufzend.

Ethel wäre am liebsten gleich fortgeeilt; aber sie mußte auf ihre Papiere warten.

Und noch so kurz vor ihrem Abschied gab es neue Überraschungen. Die Domestiken liefen im Hause zusammen, auf den Straßen wogte ein lärmendes Treiben; es hieß, der Kaiser sei kriegsgefangen und die Republik ausgerufen in Paris.

Ethel war dies alles gleichgültig; aber um die

Kranke allmählich von sich zu entwöhnen, unternahm sie einen Spaziergang.

Seit vielen Wochen hatte sie keinen Fuß vor die Türe gesetzt, es überkam sie an der freien Luft wie ein Schwindel. Und in den Straßen wurde es ihr unheimlich; sie gewahrte wohl noch viel Leben, ja Heiterkeit und Leichtsinn; aber eben *das* war ihr unheimlich . . . so kehrte sie bald nach Hause zurück.

Kaum angekommen, bemerkte sie eine wilde Verwirrung; wie von einer Ahnung geleitet, rannte sie zu dem Krankenzimmer hinauf, von welchem ihr ein markerschütterndes Schreien entgegentönte.

Sie fand Natalie halb aufgerichtet im Bett, beide Eltern und eine Kammerfrau bemüht, sie festzuhalten.

„Natalie, Natalie, ich bin es, kennst du mich nicht?“ rief sie und stürzte zu ihr; und sie redete der Freundin zu, sie redete schnell, ununterbrochen, ohne zu wissen, woher die Worte ihr kamen, sie streichelte die Ungebärdige wie ein Kind.

Und sie hatte den Erfolg, daß Natalie ein paar Mal schluchzte, zurücksank und dann entschlummerte . . .

Der Arzt, nach welchem man längst geschickt hatte, traf eben ein. Jetzt erst erfuhr Ethel, was gewesen war: in ihrer Abwesenheit hatte Natalie einen Angstanfall gehabt und versucht, sich aus dem Fenster zu werfen.

Der Arzt verschrieb für den Moment ein beruhigendes Mittel, fügte aber hinzu, man müsse mit Medikamenten äußerst vorsichtig sein und auf andere Weise den Zustand zu bessern trachten.

Das Leiden hatte eine Nervenzerrüttung hinterlassen. Natalie glaubte sich von Dämonen verfolgt, sie hatte eine wahnsinnige Angst; nichts außer der

Nähe Ethels konnte beruhigend auf ſie wirken und auch dieſe nicht immer. —

Unterdeſſen war Ethels Paß bewilligt worden. Der Fürſt bat ſie zu ſich in ſein Kabinett; er hatte das Dokument nebſt einer Summe Geldes auf den Schreibtiſch gelegt, zu ſprechen vermochte er nur mühſam, in ſchlaffer Haltung, blaß, mit verlängerten Zügen und Ringen um die Augen.

Ethel hatte ein Gefühl des Mitleids, und ihr Stolz wehrte ſich dagegen, daß ſie ſich vor dieſen geängſtigten Menſchen in Sicherheit bringen ſollte.

Die Fürſtin ſtürzte in das Zimmer; ſie war verweint, ſie klammerte ſich an Ethel: „Verlaſſen Sie uns nicht! Sie ſind unſere einzige Stütze! Ich habe ſolche Furcht ohne Sie!“

„Mich rufen jetzt andere Pflichten,“ verſetzte Ethel leiſe.

Nun hielt man ihr vor, die fürſtliche Familie werde auch in wenigen Tagen Paris verlaſſen — ſobald man die notwendigen Papiere in Händen habe und ſobald Natalie nur ein wenig gekräftigt ſei — es ſei ſchon um Nataliens willen durchaus notwendig — und ein junges Mädchen könne mitten im Kriege unmöglich allein reiſen — der direkte Weg nach London ſei verſperrt — hingegen die fürſtlich Aïſtoffſche Familie genieße einen ganz beſonderen Schutz und ſie vermöge auch ein junges Mädchen mit zu ſchützen. —

Ethel glaubte ſich ſelber tadeln zu müſſen, wenn ſie nicht widerſtand; und doch ließ ſie ſich zu dem Verſprechen herbei, daß ſie noch eine Woche warten wolle, aber unter keiner Bedingung länger als eine Woche.

Dieſe Zeit des Wartens aber wurde ihr ſchwer genug. Natalie mußte fortwährend beobachtet wer-

den, weil in ihren Angstanfällen ein neuer Selbstmordversuch immer zu befürchten stand. Die Eltern waren von der langen Spannung erschöpft, zwischen einer krankhaften Exzitation und Apathie schwankend. Auch Fifi war sehr nervös geworden und flüchtete in ihrer Not zu Ethel. Briefe gab es nicht mehr außer Mahnungen von Alexander, der nach Wien gegangen war und den Seinigen durch Vermittlung der diplomatischen Vertreter dringend zum Verlassen der Hauptstadt riet. Die Dienerschaft war arbeitsunlustig, sie drohte jeden Tag auseinanderzulaufen.

In dieser Wirrsal ruhte die Sorge um das Haus auf Ethel, die nun auch eine Unruhe in sich empfand, von der ihr die Finger tanzten.

Zum Glück hatte sie eine kräftige Stütze an Madame Durin, der Wirtschafterin. Diese war eine dicke Person, ihr Äußeres etwas vernachlässigend, respektlos vor jeder Autorität und der Herrschaft selbst Grobheiten ins Gesicht sagend; aber dabei brav, ehrlich, fähig zu jedem Opfer. —

Und ohne daß die Vielgeprüften im Hause Aristoff es ahnten, vollzog sich draußen die große Umklammerung. Man hörte von fern einzelne Kanonenschüsse, Artillerie rasselte im Galopp vorbei — Paris war belagert!

Im allerletzten Augenblick hatte der russische Geschäftsträger noch ein Paket Briefe übermittelt. Einige dieser Briefe — zum Teil schon ganz alt — waren für Ethel; ein kurzes Billett von der Mutter enthielt die Nachricht, daß — Edelhard verwundet sei.

„Ich muß hin zu ihm, ich muß hin zu ihm," jammerte Ethel; sie wollte sich zwischen den Vorposten durchschleichen, auf die Gefahr, als eine Spionin er-

schossen zu werden; man mußte sie mit Gewalt zurückhalten.

Unterdessen hatte sich Natalie merklich erholt, — der Fürst aber war durch die neue, drängende Not aus seiner Apathie aufgepeitscht worden. Er besuchte die wenigen zurückgebliebenen Vertreter seiner Regierung, er hatte lange Verhandlungen mit den mißtrauischen republikanischen Behörden, um Pässe für sich zu erlangen und auch für Ethel, deren erster Paß verfallen war.

Endlich kehrte er mit den befreienden Papieren heim.

Aber nun war Ethel krank.

Sie hatte das Unwohlsein mehrere Tage mit sich herumgetragen, indem sie dagegen anging und schwieg.

Da brach denn die Krankheit ganz plötzlich und mit furchtbarer Heftigkeit auf; die stark Fiebernde, die ununterbrochen phantasierte, mußte im Bett gehalten werden. Sie aus dem Hause zu schaffen, hätte ihren sofortigen Tod bedeutet, und bis sie reisefähig war, konnten im besten Falle Wochen vergehen.

Wie aber hätte die Familie länger bleiben können? Nach der Versicherung des Arztes wäre eine Hausepidemie unvermeidlich gewesen in all den Wirren der Belagerung, und Nataliens Leben stand bei jedem Zwischenfall auf dem Spiel. Und wurde die Gelegenheit zur Flucht nicht augenblicklich ergriffen, so bot sie sich nie wieder. —

Es war die harte Notwendigkeit des Krieges, die Gefallenen im Stich zu lassen. Die Fürstin war in Tränen aufgelöst, der Fürst schalt mit bleichen Lippen auf Preußen und Franzosen zugleich; Natalie hatte man mit einer Lüge getäuscht. So fuhr die Familie

morgens in aller Frühe, von einem Vertreter der Gesandtschaft begleitet, hinaus zu den Festungswällen...

Der Haushalt war aufgelöst worden, Madame Durin blieb allein mit der kranken Ethel in dem großen, leeren Gebäude zurück, wo sie zwei Zimmer im obersten Geschoß bewohnten. Man hatte die wertvolleren Möbel auf den Boden und in den Keller geschafft; die Hofräume mit den Ställen waren der Nationalverteidigung zur Verfügung gestellt; eines der hinteren Zimmer zu ebener Erde beherbergte einen höheren Offizier, der, wiewohl meist abwesend, dennoch für eine Art Schutzgeist gelten konnte; auch brachte das Hin und Her von Burschen und Soldaten einiges Leben in die öden Mauern; wenn es aufhörte, dann herrschte eine unheimliche Stille ringsum.

Fürst Aristoff hatte einige Freunde aufgefordert, nach den Zurückbleibenden zu sehen, jedoch es kam keiner. Der Arzt selbst zeigte sich nicht mehr, obwohl er sein Honorar im voraus erhalten hatte. Er war durch die Organisierung der Verwundetenpflege ohne Unterlaß in Anspruch genommen.

Ein oder zwei Mal schickte er einen jungen Assistenten, und Madame Durin, die mit Geld reichlich versehen war, bezahlte dessen Visiten sehr teuer, konnte ihn indessen auch dadurch nicht zu regelmäßigen Besuchen veranlassen. —

Einsam zog die schwerfällige Alte durch die weiten, hallenden Räume, wie wenn sie der Geist des Hauses wäre, das sie so lange bewohnte.

Stundenlang saß sie an dem Bett der Besinnungslosen, strickend, in vergilbten Zeitungen buchstabierend, die noch von der großen Weltausstellung berichteten. Innerhalb der hohen, glatten Wände

hörte man bloß das Ticken der regelmäßig aufgezogenen Uhr, fern von unten drang bruchstückweise, gleichsam verirrt, Hundegebell und Pferdegetrappel herauf, lautes Sprechen oder das verworrene Geräusch der Straße.

Mutter Durin bewegte ihren schweren Körper auf weichen Sohlen um das Bett; was sie an Pflege leisten konnte, verrichtete sie sorgsam und geschickt, sie schob die Kissen zurecht, legte kalte Umschläge auf die glühende Stirne und hatte gelernt, mit dem Thermometer die Temperatur zu messen. Ungern verließ sie das Zimmer, und die notwendigsten Nahrungsmittel ließ sie durch irgend einen Soldaten einkaufen, ihn mit einem guten Trinkgeld belohnend.

Aber nicht immer war ein Mann frei, oder er wußte nicht bei der zunehmenden Teuerung das Verlangte zu finden. Dann begab sie sich selbst in die Stadt.

Auf diesen Gängen wurde sie erst wieder inne, daß sie mitten im Kriege lebte. Die Leute wußten überall soviel Neues aufgeregt zu berichten: es war ein Spion erschossen worden; dieser und jener war hinausgegangen und hatte die Preußen leibhaftig gesehen; ein anderer rühmte sich, daß er auf die feindlichen Vorposten Jagd mache und sie niederknalle wie Hasen; dann wurde erzählt, von Süden rücke eine Armee heran, die Besatzung werde zugleich ausfallen und der in die Mitte genommene Belagerer sicher zerrieben werden — und dann stiegen alle Tage Luftballons auf, und Gambetta hatte in einem solchen die Stadt verlassen . . .

Die sonst recht skeptische Frau glaubte alle günstigen Nachrichten und hätte sich gern noch weiter er-

kundigt; allein der Boden brannte ihr unter den Füßen, bis sie heimgekehrt war zu ihrer Kranken.

Vorsichtig holte sie die Konserven und all das Eingemachte aus dem Keller, verbarg die Töpfe in Öfen, sogar unter den Dielen; denn da die Hungersnot schon fühlbar wurde, fürchtete sie, man werde trotz der im Parterre liegenden militärischen Einquartierung kommen, das reiche Haus zu plündern; deshalb ließ sie auch bedachtsam einiges Mehl und vertrocknetes Brot an Orten, wo es leicht zu entdecken war.

Und dann saß sie wieder tagelang bei der armen Ethel, die regungslos, wie tot, in dem breiten, prächtigen Bett schlummerte.

Frau Durin hatte niemand in der Welt, nun diente sie der Kranken, sie diente ihr ohne zu überlegen, aus Gewohnheit, wie sie ihr ganzes Leben gedient hatte. Sie hatte eine heimliche Furcht, Ethel werde sterben; dann war sie ganz allein . . .

Jedoch es schien, als wolle das Geschick sich günstig zeigen; das Leben, beinahe schon erloschen, kehrte langsam wieder, das Fieber wich. Die Kranke lag wachsbleich, aber mit klaren Augen und ruhigem Ausdruck, still, bescheiden, zufrieden wie ein Kind.

Zuerst war ein fragendes Staunen über ihre Züge geglitten; Mutter Durin tröstete sie dann hastig und flunkerte mit vielen Worten: die Familie sei auf einer kurzen Reise abwesend, sie werde sehr bald zurückkommen.

Ethel aber antwortete leise: „Ich weiß, ich weiß," und lächelte zerstreut.

Sie erschrak auch nicht über einen stärkeren Kanonenschuß, der deutlich hörbar wurde, sie fragte nicht einmal. Auch schien sie sich nicht um ihre Angehörigen

zu ſorgen, denn ſie behielt unverändert ihren Ausdruck ſtiller Zufriedenheit.

Obwohl ſie nur wenig, leiſe und mühſam ſprach, klang ihre Rede unbefangen; der Alten erwies ſie eine liebliche, beſcheidene Dankbarkeit, die ſich freilich ohne Worte, nur in Blick und Lächeln kundgab, oder indem Ethel die runzeligen, abgearbeiteten alten Hände ſuchend ergriff und mit ihrer weißen, ſchmalen, unſchuldigen Hand ſtreichelte. Madame Durin mußte ſich dabei oft gegen ein ſeltſames Glucken wehren und ärgerte ſich dann. —

Mancherlei Scheltreden gegen die Pfaffen und alle Welt vor ſich hinmurmelnd, überlegte ſie ſtundenlang, welche Nahrung ſie der Geneſenden geben ſolle; denn Milch war entweder gar nicht zu haben oder ſauer, und was man als Fleiſch verkaufte, war zähes Pferdefleiſch, das Brot ſelbſt war ungenießbar und nur mit Mühe zu erlangen.

Einen Triumph erlebte ſie aber, als ſie einmal ein Paket Mandeln entdeckte und daraus Mandelmilch bereiten konnte; der Dürſtenden ſchmeckte das friſche Getränk herrlich, und ſie dankte dafür mit einer kindlichen Herzlichkeit wie für eine außerordentliche Gabe . . .

Die Not der Belagerung wuchs unterdeſſen, alle ſchönen Träume von einem Entſetzungsheer, von ſiegreichen Ausfällen, waren zerronnen.

Man hatte angefangen, die Stadt zu beſchießen. Tag für Tag rollte der Kanonendonner vom Feinde her und von den erwidernden Forts, einzelne Geſchoſſe kamen bis weit in die Stadt, eine Bombe platzte unten im Hofe bei den Ställen.

Mutter Durin, zuerſt erſchreckt und aufgeregt, be-

gegnete diesem Lärm bald mit ihrer großstädtisch naseweisen Indifferenz und fürchtete bloß, daß Ethel zu sehr davon erschüttert werde. Aber diese achtete auf das Tosen immer noch nicht . . .

Beängstigend wurde die Not. Die üppige Stadt wand sich in rasendem Hunger. Man war in die Häuser der Reichen eingedrungen, hatte Vorräte herausgesucht und die Habgierigen insultiert. Zwar das Hotel Aistoff blieb noch unangetastet —

Zugleich aber wurde das Bombardement fast von Stunde zu Stunde bedrohlicher, Madame Durin scheute sich, auf die Straße zu gehen, als ob sie unter einem Dache sicherer wäre. Sie ernährte sich mit den geretteten Konserven und mit kleinen Brötchen, die sie selbst in nächtlicher Stille buk.

Nur für die Kranke wußte sie keinen Rat, sie mußte gestärkt werden und litt vom Hungergefühl; aber dabei durfte man ihr eigentlich nur das Verdaulichste und Gesündeste geben. —

Am Ende wagte die Alte sich trotz des Bombardements auf die Straßen, doch brachte sie nichts heim.

Ethel tröstete, sie wisse selbst ganz genau, was ihr nütze oder schade; da der Hunger sie indessen sehr quälte, besann sie sich nicht und griff ohne zu prüfen nach dem Wenigen, das zu erlangen war.

Und dann hatte sie eines Abends aufs neue Fieber.

Mutter Durin erschrak heftig, machte sich selbst unnütze Vorwürfe; sie wollte, sie konnte nicht glauben, daß das Unglück noch immer nicht erschöpft sein sollte; und als ihr das dann klar, ganz klar geworden war, stampfte sie fluchend auf den Boden, während ihr doch das Wasser in die Augen trat. —

Ethel lag wie eine Tote oder phantasierte leise vor sich hin.

Die Nahrung war ausgegangen, es gab kein Holz mehr, ein eisiger Wind pfiff um die Fenster. Und mit den Elementen hatten sich die Schrecken des Krieges verbündet, wie eine entfesselte Hölle tobte das Bombardement. Auf allen Seiten flammten die Feuer von den Dachstühlen. Eine Granate war vor der Haustüre geplatzt, hatte ein Pferd zerrissen und mehrere Fensterscheiben zerschellt. Und es war, als ob durch das vulkanische Getöse ein Stöhnen der Verzweiflung vernehmbar würde. Mehr zu fühlen als zu hören, lag es in der Luft, was das Herz erstarren machte in der Angst vor etwas Unsagbar-Fürchterlichem, das jeden Tag ausbrechen konnte . . .

Dann trat eine Stille, eine feierlich beklemmende Stille ein — die Stadt hatte sich dem Feind übergeben . . .

Mutter Durin blieb regungslos am Krankenbett. Die rastlos tickende Wanduhr stand. Die ungemessenen Stunden folgten einander wie Ewigkeiten. Es verging eine Zeit, die weder kurz war noch lang, sondern leer. —

Und in diese Leere fiel etwas wie eine Erscheinung: es klopfte stark an die Türe.

Die Alte fuhr zusammen; sie ging an die Türe und öffnete: ein Offizier in preußischer Uniform stand vor ihr.

Sie taumelte zurück.

Der Fremde redete sie an, in leidlichem Französisch, gedämpft und mit einer weichen Stimme: er suche Fräulein Del-Terra. —

Alle ihre Kräfte zusammennehmend, obwohl noch

zitternd, antwortete die Alte: „Sie ist krank, sie ist todkrank — schonen Sie die Arme —“

„Ich komme als Freund, ich will Ihnen helfen.“

Die Alte betrachtete ihn mißtrauisch, sie hatte sich einigermaßen gefaßt. „Sie können nicht helfen, wir brauchen hier einen Doktor —“

„Ich werde Ihnen einen Arzt schicken.“

Und dann war er verschwunden.

Jetzt wurde der Alten bewußt, was ihr vollkommen entfallen war: Ethel sollte doch einen Bräutigam haben, drüben in Deutschland —

Mutter Durin saß wieder an dem Bette der Kranken. Die Erscheinung war ihr wie ein Traum, sie wußte zwar noch, was sie selber geredet hatte, aber es kam ihr alles so unwirklich vor — und dann, daß Ethel einen Bräutigam bei den Offizieren der Preußen haben sollte — das war doch Unsinn. —

Einige Stunden später klopfte es aufs neue. Derselbe Offizier erschien wieder; er war begleitet von einem anderen Mann in Uniform und von einem Soldaten, der einen mit weißer Serviette bedeckten Korb trug.

„Dürfte ich die Kranke sehen?“ fragte der andere Herr.

Die Alte zeigte ihm ingrimmig schweigend die Türe, hinter welcher er verschwand.

Unterdessen sprach der Offizier, an das Treppengeländer gelehnt, beflissen auf sie ein, um sie zu beruhigen. Er erkundigte sich teilnehmend nach den Leiden der Belagerung, äußerte sich bedauernd über die Härte des Krieges, der so viele wehrlose Frauen und Kinder mit bedrücke.

„Ich habe auch zwei Brüder verloren, der eine

davon war seit vier Wochen verheiratet," fügte er murmelnd, wie mit sich selber redend, hinzu.

Da kam der andere bereits wieder; er zuckte die Achseln und richtete ein paar Worte auf Deutsch an den Kameraden.

Mutter Durin verstand zwar kein Deutsch, außer den wenigen Worten, die sie von dem elsässischen Koch gelernt hatte, sie begriff aber, daß jener keine Hoffnung für die Kranke gab.

Der Offizier meinte: „Es ist besser so. Ich wollte dem armen Anskort auch wünschen, daß er stürbe. Man sagt, er wird infolge seiner Kopfverletzung zeitlebens Idiot bleiben."

Die Alte fuhr zusammen; wieder hatte sie, gleichsam durch Eingebung, den Sinn der ihr fremden Worte erfaßt.

Und nun gingen die Männer.

Mutter Durin saß wieder am Krankenbett, den Korb neben sich auf dem Boden; er enthielt zwei große Flaschen Milch, Weißbrot, allerlei kaltes Fleisch und Rotwein.

Da schlug Ethel die Augen auf. Ihr Blick ging sonderbar ins Leere, wie der Blick eines neugebornen Kindes, aber um die Lippen schwebte ein unbewußtes, zartes Lächeln.

Mutter Durin, von alledem, was ihr begegnet war, schon aufgeregt, fühlte sich mit einem heimlichen Ärger traurig und weich werden. „Wie geht es dir, mein armes Kind?" fragte sie.

„Sehr gut," antwortete Ethel, wie aus dem Schlafe, und wiederholte mehrere Male: „Sehr gut, sehr gut. — Ich bin jetzt wieder gesund. Wir wollen morgen spazieren gehen — so ein schöner Früh-

lingstag — und die Maiglöckchen, die Maiglöckchen —“

Sie schwieg, und dann fing sie aufs neue an zu sprechen, aber auf Englisch. Die Alte, die einen wunderlichen Druck in der Gurgel empfand, fragte mit heiserer Stimme: „Was sagst du, mein armes Kind?“

Und sie antwortete, ganz leise, auf den gewohnten Ton in die französische Sprache zurückfallend: „Je suis si heureuse, — je suis —“

Ihre schlanken, weißen Finger, auf denen die Nägel schon eine silbrige Bläue annahmen, zupften an der Bettdecke. „Wieviel ist die Uhr?“ fragte sie ganz plötzlich; aber ohne auf die Pflegerin zu achten, redete sie weiter, und ihre Worte wurden ganz undeutlich, bis sie in ein flüsterndes Murmeln übergingen.

Mutter Durin war in einer fremdartigen Verlegenheit, unwillkürlich schlug sie das Kreuz, wie sie es als Kind getan und seither in den langen Jahren fast verlernt hatte.

„Wieviel ist die Uhr?“ flüsterte Ethel wieder, und ihre Finger fuhren fort, an der Bettdecke zu zupfen.

Dann lag sie ganz starr, die Augen geschlossen. Ihr Zustand war weder ein Wachen noch ein Träumen, sondern ein mildes Dämmern der Seele. Vor ihren Augen erschien ein goldenes Licht, und allmählich zog es sich von den Augen zum Herzen, trüber und fahler werdend.

„Nun ist schon Abend —“ kam es hauchend, fast unhörbar, von ihren Lippen.

Aber das fahle Licht war so groß, daß es alle die Orte ihrer Kindheit und ihres späteren Lebens umfassen konnte; sie überblickte ihr Leben von Anfang

an bis zu der gegenwärtigen Stunde — wie in einer Wandeldekoration — unendlich flüchtig, und zugleich unsagbar scharf. Die Züge ihrer Mutter und ihres Bräutigams tauchten auf, überscharf und blitzschnell, und sie empfand vor ihnen keine Trauer, nur eine ruhige, beinahe gleichgültige Neugier. Eine große Einsamkeit umgab sie, die aber nichts Beängstigendes hatte. Das Licht wurde dünner und weißer, wie ein zarter, unabsehbarer, opalweiß leuchtender Nebel — und nun ließ sich in der Stille ein Geräusch vernehmen; es kam aus weiter, weiter Ferne, und doch trug die einsame Seele diese Ferne in sich. Verworren war das Geräusch; dann klang es wunderbar nach, löste sich auf in ein Summen wie von großen, fernen Glocken; das Summen aber vermischte sich mit dem Nebel und wurde mit ihm eins. Dann lag in der grauen Sphäre ein Druck wie von angehaltenem Atem — die graue Sphäre zog sich zusammen und zusammen und wurde immer noch dunkler und trüber — das Wogen wurde angstvoll erstickend und ein Etwas legte sich darüber, gleich dem Röcheln eines chaotischen Weltmeers, das ohnmächtig gegen die Klippen der ewigen Leere brandet. Ganz, ganz im Weiten war ein anderes; dieses andere war ohne Farbe, Form und Ton, sondern glich einem inneren Entzücken, obwohl es so fern war. Und langsam zog es näher durch die furchtbare, wallende, wogende Dunkelheit; es warf kein Licht, aber Strahlen der Sehnsucht. Und die Sehnsucht war wie ein Ahnen und wie ein seliger Schwindel vor dem überschwenglichen Großen, das sich nicht erfassen ließ. Nun war es wie ein Zusammenkrampfen des Herzens — der wogenden Finsternis — des Alls — und dann hörte es plötzlich auf, in einer

ätherisch leichten Lösung. Das Zusammengepreßte strebte, alles Druckes erledigt, wie ein dünnstes Gas widerstandslos ins Unendliche hinaus . . .

Ein tiefer, gebrochener Atemzug. Ein Zucken geht durch den Körper, der sich ausreckt, stolz und abweisend. Die geschlossenen Augen öffnen sich mechanisch, wie Fensterläden vom Winde . . .

Madame Durin schloß die starren Lider. Dann blickte sie neugierig auf den feierlichen Frieden des verklärten Antlitzes; und sie schüttelte den Kopf und konnte nicht begreifen. —

II 125

YB 53003

715768

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY